P.o.gall. 1990 ve - 72/81

277 F

Französische Classiker.

Neue, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

George Sand's sämmtliche Werke.

Mit einer kritischen Einleitung

von

Arnold Ruge.

Zweiundsiebenzigster bis siebenundsiebenzigster Theil.

Leipzig,

Druck und Verlag von Otto Wigand.

1845.

Der

Müller von Angibault.

Von

George Sand.

Deutsch

von

Dr. Wilhelm Jordan.

Leipzig,

Druck und Verlag von Otto Wigand.

1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Es schlug eben ein Uhr auf der Kirche des heiligen Thomas von Aquind, als eine dunkle, kleine, schnell hineilende Gestalt sich längs der beschatteten Mauer einer jener schönen Gärten hinschlich, die man in Paris auf dem linken Seineufer noch findet und die ihre Lage mitten in der Hauptstadt so werthvoll macht. Die Nacht war warm und heiter. Die blühenden indischen Stechapfel athmeten süße Düfte aus und standen im Lichte des Vollmonds da, wie große weiße Gespenster. Der Styl der breiten Freitreppe des Hotels Blanchemont hatte noch etwas von alter Pracht und der große wohlgehaltene Garten hob noch mehr den scheinbaren Reichthum dieser schweigsamen Behausung, aus deren Fenstern man auch nicht ein Licht mehr schimmern sah.

Der herrliche Mondschein war etwas beunruhigend für die junge in Trauer gekleidete Frau, welche durch den dunkelsten Baumgang auf ein Pförtchen am Ende der Mauer zuschritt. Aber sie ging dennoch mit Entschlossenheit hin, denn es war nicht das erste Mal,

daß sie ihren Ruf auf's Spiel setzte, für eine reine und nunmehr auch rechtmäßige Liebe. Sie war nämlich seit einem Monat Wittwe.

Gedeckt von einem dichten Akaziengebüsch gelangte sie geräuschlos bis an das Hinterpförtchen, das auf eine enge, wenig besuchte Gasse hinausging. Fast in demselben Augenblick öffnete sich diese Thür; der zum Stelldichein Geladene trat verstohlen ein und folgte seiner Geliebten ohne zu sprechen bis zu einer kleinen Orangerie, in welcher sie sich einschlossen. Bewogen von einem weiter nicht überlegten Gefühl der Schaam, zog die junge Baronin von Blanchemont ein niedliches Büchschen von russischem Leder aus der Tasche, machte Feuer und zündete eine Kerze an, die wie es schien schon im Voraus hingestellt und in einem Winkel versteckt war, und der schüchterne ehrfurchtsvolle junge Mann half ihr naiv das Innere des Pavillons erleuchten. Er war so glücklich, sie anschaun zu können!

Breite hölzerne Laden schlossen das Gewächshaus. Eine Gartenbank, einige leere Kisten, Gärtnerwerkzeug, und die kleine Kerze, der ein halb zerschlagener Blumentopf als Leuchter diente, das war das ganze Mobiliar und die Erleuchtung dieses verlassenen Boudoirs, das irgend einer Marquise der frühern Zeit zum Liebesversteck gedient hatte.

Ihre Enkelin oder Urenkelin, die blonde Marcella, war so züchtig und einfach gekleidet, wie eine ehrbare Wittwe es sein soll. Ihr schönes goldiges Haar, das bis auf ihr Halstuch von schwarzem Krepp herabfiel, war ihr einziger Schmuck. Nur ihre zarte Alabasterhand und ihr kleiner Fuß im Atlasschuh verriethen, daß sie der

Aristokratie angehöre. Im Uebrigen hätte man sie für die natürliche Gefährtin des Mannes halten können, der vor ihr kniete, etwa für eine Pariser Grisette; denn es giebt Grisetten, auf deren Stirn die Würde einer Königin thront und die Herzensreinheit einer Heiligen.

Heinrich Lemor hatte ein angenehmes Aeußere, das aber mehr geistvoll und fein als schön zu nennen war. Die vollen schwarzen Haare gaben seinem braunen und sehr bleichen Gesicht eine noch dunklere Färbung. Man sah ihm den gebornen Pariser an, der stark ist durch seine Willenskraft, aber zart von Körperbau. Sein sauberer und bescheidener Anzug ließ nur auf anspruchslose Mittelmäßigkeit schließen; das ziemlich ungeschickt geschlungene Halstuch verrieth großen Mangel an Koketterie oder absichtliche Gewohnheit, und die braunen Handschuhe bewiesen zur Genüge, daß er, wie sich die Bedienten des Hotels Blanchemont würden ausgedrückt haben, nicht der Mann danach sei, einen Gemahl oder Geliebten für Madame abzugeben.

Die beiden an Alter wenig verschiedenen jungen Leute hatten schon mehr denn ein Mal in diesem Pavillon schöne Augenblicke verlebt, während der geheimnißvollen Stunden der Nacht; jetzt aber war ein voller Monat vergangen, seit sie einander nicht gesehen, und während dieser Zeit hatte manche Befürchtung den Roman ihrer Liebe verdüstert. Heinrich Lemor bebte und sah aus, wie bestürzt und Marcella von Blanchemont schien erstarrt vor Furcht. Er warf sich auf's Knie vor ihr, als wollte er ihr danken, daß sie ihm eine letzte Zusammenkunft bewilligt; bald aber stand er wieder auf, ohne

ein Wort zu sprechen, und seine Haltung war gezwungen, fast kalt.

„Endlich! . . .“ sagte sie mit Anstrengung und reichte ihm ihre Hand, die er fast krampfhaft an seine Lippen zog, ohne daß auch nur der kleinste Freudenstrahl seine Züge aufheiterte.

Er liebt mich nicht mehr, dachte sie, und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Und sie blieb stumm und starr vor Schreck.

„Endlich?“ wiederholte Lemor; wollten sie nicht vielmehr sagen: schon? Ich hätte die Kraft haben sollen, länger zu warten; aber ich hatte sie nicht, verzeihen Sie mir!

— Ich verstehe Sie nicht!“ sagte die junge Wittwe, und ließ niedergeschlagen ihre Hände sinken.

Lemor sah ihr Auge feucht, aber er verkannte die Ursache ihrer Bewegung.

„Ja, rief er, ich habe Unrecht gethan; ich sehe es an Ihrem Schmerz, an den Gewissensbissen, die ich Ihnen verursache. Mir, mir sind diese vier Wochen so lang vorgekommen, daß ich nicht den Muth hatte, mir zu sagen, es sei zu kurze Zeit! Kaum hatte ich Sie aber heute früh schriftlich um die Erlaubniß gebeten, Sie zu sehen, so bereute ich auch schon meinen Schritt. Ich erröthete über meine elende Schwäche, ich machte mir die Bedenklichkeiten zum Vorwurf, die zu ersticken ich Ihr Gewissen nöthigte, und als ich Ihre so ernste, so gütige Antwort erhielt, da sah ich ein, daß nur Ihr Mitleid mich wieder zu Ihnen riefe.

— O Heinrich, wie weh thun Sie mir mit solchen Worten!

Ist das nur ein Spiel, das Sie mit mir treiben, oder ein Vorwand? Warum wünschten Sie mich zu sprechen, wenn es Sie so wenig glücklich macht, wenn Sie so wenig Vertrauen mitbringen?

Der junge Mann bebte und sank wiederholt seiner Geliebten zu Füßen:

„Lieber hörte ich stolze Vorwürfe" sagte er, „Ihre Güte tödtet mich!"

„Heinrich, Heinrich!" rief Marcella, „Sie haben sich also mir gegenüber Vorwürfe zu machen? O, Sie sehen aus, als hätten Sie etwas Böses gethan! Sie haben mich vergessen oder verkannt, ich sehe es wohl!"

— Weder verkannt noch vergessen; es ist mein ewiges Unglück, aber ich achte Sie hoch, ich bete Sie an, ich glaube an Sie wie an Gott, nur Sie kann ich lieben auf Erden.

— Nun, sagte die jugendliche Frau und schlang ihre Arme um das dunkle Haupt des armen Heinrich, das ist doch wohl kein so großes Unglück, mich so zu lieben, wenn ich Sie eben so liebe. Hören Sie mich, Heinrich. Ich bin jetzt frei und habe mir keinen Vorwurf mehr zu machen. Ich habe den Tod meines Mannes so wenig gewünscht, daß mir der Gedanke nie in den Sinn kam, was ich wol mit meiner Freiheit machen möchte, wenn sie mir wieder gegeben würde. Sie wissen es selbst, wir haben niemals davon gesprochen; es war Ihnen nicht verborgen, daß ich Sie leidenschaftlich liebte, und doch ist's heute das erste Mal, daß ich's Ihnen so kühn heraussage! . . . Aber mein Freund, was sind Sie bleich! Ihre Hand ist eiskalt; Sie scheinen schmerzlich zu leiden, es erschreckt mich!

— Ach nein, nein! sprechen Sie, sprechen Sie weiter, antwortete Lemor, der Gewalt der seligsten und doch zugleich schmerzlichsten Gefühle erliegend.

— Sehn Sie, fuhr Frau von Blanchemont fort, ich kann die Bedenklichkeiten und Gewissensbisse nicht haben, die Sie für mich fürchten. Als man mir die blutige Leiche meines Mannes brachte, der im Zweikampf für ein anderes Weib gefallen war, da ergriff mich Bestürzung und Entsetzen, ich will es nicht läugnen, und als ich Sie bei der Meldung dieser schrecklichen Nachricht bat, sich einige Zeit fern von mir zu halten, da glaubte ich eine Pflicht zu erfüllen. Ach, wenn es ein Verbrechen ist, daß mir die Zeit lang geschienen, so hat mich Ihr gewissenhafter Gehorsam genug dafür bestraft! Aber während dieses Monats, den ich in der Zurückgezogenheit zugebracht, nur mit der Erziehung meines Sohnes und damit beschäftigt, die Verwandten des Herrn von Blanchemont nach Kräften zu trösten, während dieser Zeit habe ich mein Herz wohl geprüft, und ich finde es nicht mehr so strafbar. Ich konnte den Mann nicht lieben, welcher mich niemals geliebt, und Alles, was ich vermochte, war, daß ich seine Ehre achtete. Jetzt, Heinrich, jetzt bin ich seinem Andenken nur noch eine äußerliche Achtung des Anstands schuldig. Wir werden uns nur insgeheim und nur selten sprechen, es geht schon nicht anders! ... bis meine Trauerzeit vorüber ist, und in einem Jahre, in zwei Jahren, wenn es sein muß ...

— Nun, Marcella, in zwei Jahren ...?

— Sie können mich noch fragen, Heinrich, was wir einander sein werden? Ich sagte es ja, Sie lieben mich nicht mehr!

Dieser Vorwurf erschütterte Heinrich nicht. Er verdiente ihn so wenig. Mit ängstlicher Aufmerksamkeit auf jedes Wort aus dem Munde der Geliebten lauschend bat er sie, fortzufahren.

„Wollen Sie, fuhr sie fort und erröthete dabei schamhaft wie ein junges Mädchen, wollen Sie mich denn nicht heirathen, Heinrich?

Heinrich ließ sein Haupt sinken auf den Schooß Marcellas und blieb einige Augenblicke wie überwältigt von Freude und Dankgefühl: bald aber sprang er hastig empor und seine Züge drückten die tiefste Verzweiflung aus.

„Ist die Erfahrung, die Sie über die Ehe gemacht haben, nicht schon traurig genug? fragte er mit einer Art von Härte. Wollen Sie sich noch einmal unter das Joch beugen?

— Sie setzen mich in Angst, sagte Fr. v. Blanchemont, nachdem sie einen Augenblick erschrocken geschwiegen. Fühlen Sie denn in Ihrer Brust einen Hang zur Tyrannei oder fürchten Sie für sich selbst das Joch der ewigen Treue?

— Nein, nein, es ist nichts von alle dem, antwortete Lemor niedergeschlagen; das, was ich fürchte und dem ich unmöglich weder Sie noch mich selbst unterwerfen kann, Sie wissen es, aber Sie wollen, Sie können es nicht begreifen. Und doch haben wir so viel darüber gesprochen, damals, als wir noch nicht dachten, daß solche Erörterungen uns eines Tages persönlich angehn und für mich ein Lebens- oder Todesurtheil werden sollten!

„Ist es möglich, Heinrich, daß Sie so fest an Ihren utopischen Träumen hängen? Wie, selbst die Liebe sollte nicht im Stande sein, sie zu besiegen? O wie schwach ist eure Liebe, ihr Männer! sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Wo nicht das Laster eure Seele verdorren macht, da thut es die Tugend, immer aber, ob ihr schändlich oder erhaben seid, immer liebt ihr nur euch selbst.

— Sagen Sie mir, Marcella, wenn ich Sie vor einem Monat aufgefordert hätte, Ihren Grundsätzen ungetreu zu werden; wenn meine Liebe um das gefleht hätte, was Ihre Religion, Ihre Ueberzeugung Sie für einen großen, nicht wieder gut zu machenden Fehltritt halten läßt?

— Sie haben es nicht verlangt, sagte Marcella erröthend.

— Ich liebte Sie zu sehr um zu fordern, daß Sie meinetwegen leiden und weinen sollten. Aber wenn ich es gethan hätte, antworten Sie doch, Marcella!

— Die Frage ist indiscret und hier nicht am Ort, sagte sie und bemühte sich mit einer Wendung liebenswürdiger Schalkhaftigkeit die Antwort zu umgehn.

Ihre Anmuth und Schönheit machten Lemor erzittern. Er drückte sie leidenschaftlich an sein Herz. Doch sogleich raffte er sich wieder auf aus diesem Rausch, machte sich von ihr los und sagte, hinter der Bank auf der sie saß auf und nieder schreitend, mit bewegter Stimme:

„Und wenn ich jetzt von Ihnen jenes Opfer verlangte, das der Tod Ihres Mannes doch sicherlich minder furchtbar, minder erschreckend macht . . .“

Frau von Blanchemont wurde blaß und ernst.

— Heinrich, antwortete Sie, ein solcher Gedanke, gedacht während ich Ihnen so eben meine Hand anbiete und Sie sie auszuschlagen scheinen, ein solcher Gedanke würde mich beleidigen und verletzen bis ins Innerste meines Herzens.

— Ich bin recht unglücklich, daß ich mich nicht verständlich machen kann und für einen Elenden gehalten werde, während ich in mir den Heldenmuth der Liebe fühle! . . . fuhr er mit Bitterkeit fort. Das Wort scheint Ihnen anmaßend und Sie belächeln es mitleidig. Und doch ist es wahr, und Gott wird mir meinen Schmerz anrechnen . . . er ist furchtbar, er geht vielleicht über meinen Muth!

Und Heinrich brach in Thränen aus.

Der Schmerz des jungen Mannes war ein so tiefer, aufrichtiger, daß Fr. v. Blanchemont darüber erschrack. Es lag in diesen glühenden Thränen etwas wie eine unbesiegliche Weigerung, glücklich zu sein, wie ein ewiges Lebewohl, das er allen schönen Täuschungen der Liebe und der Tugend zurief.

„O mein theurer Heinrich! rief Marcella, welches Leid haben Sie denn uns Beiden anzuthun beschlossen? Warum diese Verzweiflung, wo Sie gebieten über mein Leben, wo nichts mehr uns hindert einander anzugehören vor Gott und Menschen? Ist mein Sohn ein Hinderniß zwischen uns? Fühlt sich Ihre Seele nicht groß genug auch ihm einen Theil der Zuneigung zu schenken, die Sie für mich hegen? Fürchten Sie, sich eines Tages das Unglück und die Verlassenheit dieses Kindes vorwerfen zu müssen, das ich getragen unter meinem Herzen?

Ihr Sohn! sagte Heinrich schluchzend. Nein, ich würde eine

ernstere Furcht hegen, als die, ihn nicht zu lieben. Ich würde fürchten, ihn zu sehr zu lieben, und es nicht über mich gewinnen zu können, zu sehn, wie sein Leben im Strom des Jahrhunderts eine der meinen entgegengesetzte Richtung einschlüge. Brauch und Meinung würden mir gebieten ihn der Welt zu lassen, und ich würde ihn ihr entreißen wollen, müßte ich ihn auch unglücklich, arm und trostlos machen mit mir! Nein, ich könnte ihn nicht gleichgültig und egoistisch genug ansehn um zuzugeben, daß er ein Mann würde wie die Männer seines Standes, nein, nein! . . . dies und so Manches, Alles, Ihre ganze, meine ganze Lebensstellung, Alles ist ein unübersteigliches Hinderniß. Von welcher Seite ich auch eine solche Zukunft ansehe, ich erblicke in ihr nur einen unsinnigen Kampf, Unglück für Sie, Fluch für mich! . . . Es ist unmöglich, Marcella, ewig unmöglich. Ich liebe Sie zu sehr, um ein Opfer anzunehmen, von dem Sie weder den Erfolg vorhersehn, noch die ganze Ausdehnung ermessen können. Sie kennen mich nicht, ich sehe es wohl. Sie halten mich für einen unentschiedenen schwachen Träumer. Ein Träumer bin ich, aber ein hartnäckiger, unverbesserlicher Träumer. Sie haben mich in Ihrer Seele zuweilen vielleicht der Affectation beschuldigt, und Sie mögen geglaubt haben, ein Wort von Ihnen würde mich zurückführen zu dem, was Sie Vernunft und Wahrheit nennen. O, ich bin unglücklicher als Sie glauben, und ich liebe Sie mehr als Sie gegenwärtig begreifen können. Später . . . ja, später werden Sie mir aus tiefster Seele danken, daß ich es verstanden, allein unglücklich zu sein.

— Später? und warum? und wann denn? was meinen Sie?

— Später, sage ich, wenn Sie erwachen werden aus diesem düstern und verwünschten Traume, in den ich Sie hineingelockt, wenn Sie zurückkehren werden in die Welt und sich mithingeben ihrem leichten, angenehmen Rausch, kurz, wenn Sie nicht mehr ein Engel sein, sondern wieder auf die Erde herabsteigen werden.

— Ja, ja, wenn der Egoismus meine Seele ausgedörrt, die Schmeichelei mich verdorben hat! das ist's was Sie mir prophezeihen! In Ihrem unbändigen Stolze halten Sie mich nicht für fähig, Ihre Ideen zu fassen und Ihr Herz zu begreifen. Sagen wirs kurz: Sie finden mich Ihrer nicht würdig, Heinrich!

— Was Sie da sagen ist schrecklich, und dieses Ringen ist nicht länger zu ertragen. Lassen Sie mich jetzt fliehen, denn wir können uns jetzt nicht verstehn.

— Sie verlassen mich also?

— Nein, Sie verlasse ich nicht; ich gehe, fern von Ihnen Sie in mir anzuschauen und Sie anzubeten im Allerheiligsten meines Herzens. Ich werde ewig leiden, aber mit der Hoffnung, daß Sie mich vergessen, mit dem Gewissensvorwurf, daß ich Ihre Zuneigung gewünscht und gesucht, mit dem einen Troste wenigstens, daß ich dasselbe nicht schändlich gemißbraucht.

Fr. v. Blanchemont hatte sich erhoben um Heinrich zurückzuhalten. Sie sank wie geknickt auf ihre Bank zurück.

„Warum haben Sie mich denn zu sprechen gewünscht? fragte Sie ihn mit kaltem beleidigtem Ton, als Sie ihn aufbrechen sah.

— Ja, ja, sagte er, Sie haben Recht, es mir vorzuwerfen. Es war eine letzte Schwäche von mir; ich sah es selbst ein, und gab nur dem Herzensbedürfniß nach, Sie noch einmal zu sehn . . . Ich hoffte Sie anders gegen mich gesinnt wieder zu finden; ihr Schweigen ließ mich's glauben; ich zehrte mich auf in meinem Kummer und glaubte in Ihrer Kälte die Kraft zu finden zu meiner Heilung. Warum bin ich gekommen? Warum lieben Sie mich? Bin ich nicht der Roheste, der Undankbarste, Unbändigste, Hassenswertheste aller Männer? Aber es ist besser, daß Sie mich so sehn und erkennen, daß es Ihnen um mich gar nicht leid thun darf . . . Es ist so besser und es war gut, daß ich gekommen bin, nicht wahr?"

Heinrich sprach mit einer Art von Geistesverwirrung; seine ernsten und reinen Züge waren verstört, seine sonst gefühlvolle und sanfte Stimme hatte etwas Klangloses, Rauhes, das dem Ohre weh that. Marcella sah wohl sein Leiden, aber ihr eigner Schmerz war so stechend, daß sie nichts zu ihrer gegenseitigen Erleichterung thun oder sagen konnte. Sie blieb blaß und stumm, die Hände in einander gefaltet, starr wie eine Bildsäule. Heinrich wandte sich noch einmal um, als er eben aus der Thür treten wollte, und da er sie sah, kehrte er um, sank vor ihr nieder und bedeckte ihre Füße mit Küssen und Thränen.

„Lebewohl, sagte er, du schönste, reinste unter allen Frauen, du beste der Freundinnen, großherzigste unter den Liebenden! Könntest du ein deiner würdiges Herz finden, einen Mann, der dich liebte wie ich dich liebe, der dir aber nicht Muthlosigkeit und Abscheu vor dem

Leben als Mitgift zubrächte. Könntest du glücklich und dabei wohlthuend sein ohne die Kämpfe eines Daseins wie des meinigen durchzumachen! O könntest du, wenn die Welt, in der du lebst, noch ein Restchen Redlichkeit und Menschenliebe hat, könntest du es zu neuem Leben anschüren durch deinen göttlichen Hauch und Gnade finden vor Gott, für deine Kaste und für dein Jahrhundert, das du allein würdig wärest von seiner Schuld zu erlösen!"

Nach diesen Worten stürzte Heinrich hinaus, ohne daran zu denken, daß er Marcella in Verzweiflung zurückließ. Es war, als ob die Furien ihm auf den Fersen folgten.

Fr. v. Blanchemont blieb lange wie versteinert. Nachdem sie in ihre Wohnung zurückgekehrt, ging sie langsam in ihrem Zimmer auf und nieder, ohne eine Thräne zu vergießen, ohne das Schweigen der Nacht auch nur durch einen Seufzer zu stören.

Es wäre zu viel gesagt, wenn wir versichern wollten, daß diese zweiundzwanzigjährige, schöne, reiche, durch Anmuth, Talente und Geist ausgezeichnete junge Wittwe, sich nicht bis zu einem gewissen Grade dadurch gedemüthigt und entrüstet fühlte, daß ein Mann ohne Stand, ohne Vermögen und ohne allen Ruf ihre Hand ausgeschlagen. Der beleidigte Stolz der jungen Frau vertrat bei ihr in den ersten Augenblicken wahrscheinlich den Muth. Bald aber führte sie der wahre Adel ihrer Gesinnung auf ernstere Gedanken, und zum ersten Male warf sie einen tief eindringenden Blick auf ihr eignes Leben, und auf das allgemeine Leben der Wesen ihrer Umgebung. Sie rief sich Alles ins Gedächtniß zurück, was ihr Heinrich zu andern

Zeiten gesagt, als zwischen ihnen nur von einer hoffnungslosen Liebe die Rede sein konnte, und sie erstaunte, daß sie damals nicht für Ernst genommen, was ihr bei diesem wahrhaft gesinnungsstrengen jungen Manne nur wie romantische Ideen vorgekommen. Sie fing an, ihn mit der Ruhe zu beurtheilen, welche ein edler und starker Wille uns selbst inmitten der heftigsten Gemüthsbewegung wiedergiebt. Wie die Stunden der Nacht allmählig verflossen, und die fernen Glocken sie einander mit klingenden, hellen Stimmen zuriefen durch das Schweigen der großen schlafenden Stadt, gelangte Marcella zu jener Klarheit, mit welcher der Geist seinen Schmerz prüfend betrachtet, wenn er sich gesammelt durch langes Wachen. Obgleich in andern Grundsätzen erzogen, als Lemor sie hegte, war sie doch gewissermaßen wie vorher dazu bestimmt, die Liebe dieses Plebejers zu theilen und in ihr eine Zuflucht zu suchen gegen alle Ermattung und Trübseligkeit des aristokratischen Lebens. Sie war eine jener zarten und doch zugleich starken Seelen, denen es Bedürfniß ist, sich hinzugeben und die für kein anderes Glück empfänglich sind, als für das, welches sie selbst gewähren. In ihrer Häuslichkeit unglücklich, in der Welt gelangweilt, hatte sie sich mit dem romantischen Vertrauen eines jungen Mädchens diesem Gefühle überlassen, das bei ihr bald zu einer Religion geworden war. In ihrer Jugend war sie aufrichtig fromm gewesen, und so mußte sie nothwendig eine Leidenschaft fassen für den Geliebten, der ihre Bedenklichkeiten achtete und ihre Keuschheit verehrte. Eben die Frömmigkeit hatte sie in dieser Liebe bis zur Exaltation getrieben, so daß sie dieselbe, sobald sie sich

frei sah, durch unauflösliche Bande zu heiligen wünschte. Mit Freude hatte sie daran gedacht, die materiellen Interessen muthig zum Opfer zu bringen, welche die Welt hochschätzt, und die beschränkten Vorurtheile der Geburt welche ihr richtiges Urtheil niemals getäuscht hatten. Sie glaubte viel zu thun, die Arme, und es war wirklich viel; denn die Welt hätte sie getadelt oder verspottet. Das aber war ihr nicht in den Sinn gekommen, daß das noch nichts sei und daß der Stolz des Plebejers ihr Opfer fast wie einen Schimpf zurückweisen würde.

Ihr war durch das Aufschrecken, durch den Schmerz und Widerstand Lemors plötzlich ein Licht aufgegangen und ihr bestürzter Geist überdachte jetzt noch einmal Alles, was sie von der gesellschaftlichen Krisis gewahr geworden, in der das Jahrhundert ringt. Es giebt nichts mehr in den hohen Regionen des Gedankens, was den Frauen unserer Zeit fremd wäre. Sie alle sind nunmehr im Stande, je nachdem ihre Einsicht mehr oder minder weit reicht, ohne zu affectiren, ohne lächerlich zu werden, jeden Tag und unter jeder Form, sei es Roman oder Journal, Politik oder Philosophie, öffentliche Rede oder vertraute Unterhaltung, zu lesen in dem großen, traurigen, widerspruchsvollen und doch tiefen und bedeutungsvollen Buche des wirklichen gegenwärtigen Lebens. Sie wußte es daher sehr wohl, wie wir Alle, daß unsere erschlaffte und kranke Gegenwart im Kampfe liegt mit der Vergangenheit, die sie zurückhält, und mit der Zukunft, welche sie lockend ruft. Mächtige Blitze sah sie zucken um ihr Haupt, und sie ahnte einen mehr oder minder fernen ungeheuern Kampf.

Ihr Wesen war nicht kleinmüthig; sie hatte keine Furcht und hielt ihre Augen offen. Die Klagen um die alte Zeit, die Angst und die Beschuldigungen ihrer nächsten Verwandten, hatten sie so sehr ermüdet, und der Furcht so überdrüssig gemacht! Die Jugend mag die Zeit ihrer Blüthe nicht schelten, und ihre schönen Jahre sind ihr theuer, wie sturmbewegt sie auch sein mögen. Die zarte aber muthige Marcella sagte sich, daß man unter der schirmenden Hut des ersten besten Gesträuchs mit dem Wesen, das man liebt, immer noch lächeln kann, ob es auch ringsumher stürme und hagle. Der drohende Kampf der materiellen Interressen schien ihr ein Spiel. „Was thuts, wenn mein Vermögen zu Grunde geht, wenn man mich in den Kerker wirft?“ sagte sie, wenn sie eine neue Schreckenszeit rings um sich hereindrohen sah gegen die sogenannten Glücklichen des Jahrhunderts. Die Liebe wird man niemals in die Verbannung schicken, und dann, dank dem Himmel, liebe ich ja einen Mann, dessen Sach' auf Nichts gestellt ist, und der verschont werden wird.“

Nur das Eine war ihr noch nicht in den Sinn gekommen, daß selbst die Neigungen ihres Herzens könnten getroffen werden von diesem dumpf grollenden geheimnißvollen Kampfe, der sich durchsetzt, trotz aller officiellen Hemmnisse, trotz aller scheinbaren Entmuthigungen. Dieser Kampf der Gesinnungen und Ideen hat nunmehr auf das Entschiedenste um sich gegriffen, und Marcella sah sich plötzlich inmitten ihrer schönen Täuschungen in denselben hineingestürzt, als wäre sie plötzlich herausgerissen aus einem Traume. Der geistige und

sittliche Krieg zwischen den verschiedenen Klassen, die ein entgegengesetzter Glaube, entgegengesetzte Leidenschaften erfüllen, dieser Krieg war erklärt, und Marcella sah so zu sagen einen unversöhnlichen Feind in dem Mann ihrer Liebe. Anfangs war sie entsetzt über diese Entdeckung, allmälig aber ward sie vertraut mit diesem Gedanken und derselbe gab ihr neue, noch großherzigere, noch romantischere Pläne ein, als die, welche sie seit einem Monat gehegt. Als sie endlich ihren langen Spaziergang durch ihre schweigsamen und verlassenen Gemächer einstellte, fand sie die Ruhe eines Entschlusses, den vielleicht nur sie ins Auge fassen konnte ohne dabei bewundernd oder mitleidig zu lächeln.

Dies geschah ganz vor Kurzem, vielleicht im vorigen Jahre.

2.

Die Reise.

Marcella von Blanchemont hatte ihren Namen auch nach ihrer Vermählung behalten, da sie ihren Vetter von väterlicher Seite geheirathet. Das Gut und Schloß Blanchemont gehörten zu ihrem Erbe. Das Landgut war bedeutend, das Schloß aber, seit länger als hundert Jahren den Pächtern überlassen, wurde nicht einmal mehr von diesen bewohnt, weil es den Einsturz drohte und eine Reparatur desselben zu viel würde gekostet haben. Fräulein von

Blanchemont hatte die Aeltern früh verloren, war in Paris in einem Kloster erzogen und sehr jung verheirathet; da ihr Mann sie nicht eingeweiht in die Führung ihrer Angelegenheiten, hatte sie diese Besitzung ihrer Ahnen noch nie gesehen. Da sie sich entschlossen, Paris zu verlassen und auf dem Lande ein Leben zu suchen, das ihren eben entworfenen Plänen entspräche, wollte sie zunächst Blanchemont besuchen, um dort später vielleicht ihren bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen, falls der Ort ihren Plänen entspräche. Der Verfall ihres Schlosses war ihr nicht unbekannt, aber gerade deshalb richtete sie ihr Augenmerk vorzugsweise auf diese Wohnung. Die Verwirrung, in der ihr Gemahl ihre Angelegenheiten und die Zerrüttung, in der er seine eignen wie es schien hinterlassen, dienten ihr als Vorwand eine Reise zu unternehmen, deren Dauer sie nur auf einige Wochen angab, welcher sie selbst aber in ihren geheimen Gedanken weder einen bestimmten Zweck noch ein bestimmtes Ziel setzte, denn ihr eigentlicher Zweck war, Paris zu verlassen und die Lebensweise aufzugeben, zu welcher sie sich in dieser Stadt genöthigt sah.

Ihren Plänen kam es sehr zu statten, daß sie in ihrer Familie Niemand hatte, der es sich leicht zur Pflicht hätte machen können, sie zu begleiten. Sie war die einzige Tochter ihrer Aeltern und hatte es nicht nöthig die Beschützerschaft einer Schwester oder eines ältern Bruders erst abzulehnen. Die Verwandten ihres Mannes waren sehr bejahrt, und da die Schulden des Verstorbenen, welche nur durch eine verständige Verwaltung konnten abgestoßen werden, sie etwas erschreckten, waren sie zwar verwundert, aber zugleich

hocherfreut, daß eine zweiundzwanzigjährige Frau, die bisher für Geschäfte weder Geschick noch Neigung bewiesen, den Entschluß faßte, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen und sich mit eignen Augen von dem Zustande ihrer Besitzungen zu überzeugen. Doch aber wurden einige Einwendungen dagegen erhoben, daß sie so allein mit ihrem Kinde reisen wolle. Man wünschte, sie solle sich von ihrem Geschäftsführer begleiten lassen; auch fürchtete man, eine Reise bei so heißem Wetter könnte ihrem Kinde schädlich sein. Marcella erwiderte darauf ihren Schwiegerältern, den alten Blanchemonts, ein längeres Zusammensein mit einem alten Juristen sei eben keine Erleichterung der Langenweile, der sie sich unterziehen wolle; die Notare und Advokaten in der Provinz würden sie unmittelbarer unterrichten können und sich mit ihren Rathschlägen mehr nach den örtlichen Verhältnissen richten; endlich aber sei es keine so schwierige Sache mit Pächtern abzurechnen und die Pacht zu erneuern. Ihr Kind mache gerade die Pariser Luft mit jedem Tage hinfälliger. Landluft, Bewegung und Sonnenschein könnten nur wohlthätig auf Eduard wirken. Dann machte Marcella, die mit einem Male eine seltene Gewandtheit erlangt hatte, über die Hindernisse zu siegen, welche sie in jener durchwachten Nacht vorhergesehen und überdacht, noch die Verpflichtung geltend, welche ihr ihre Vormundschaft über ihren Sohn auferlege. Noch, sagte sie, sei es ihr zum Theil unbekannt, in welchem Zustande sich die Hinterlassenschaft des Herrn von Blanchemont befinde, ob er sich von seinen Pächtern bedeutende Vorschüsse habe machen lassen, ob er nicht

bedeutende Hypotheken auf seine Güter aufgenommen u. s. w. Es sei ihre Pflicht, alles das zu untersuchen und sich mit eignen Augen davon zu überzeugen, damit sie wisse, auf welchem Fuße sie fortan zu leben habe, um nicht die Zukunft ihres Sohnes zu gefährden. Sie sprach so verständig über diese Interessen, welche sie im Grunde wenig beschäftigten, daß sie nach zwölf Stunden den Sieg davon getragen und die ganze Familie bewogen hatte, ihren Entschluß zu loben. Ihre Liebe zu Heinrich war so geheim geblieben, daß kein Argwohn das Vertrauen ihrer Verwandten störte.

Aufrecht erhalten von einer ungewohnten Thätigkeit und einer enthusiastischen Hoffnung schlief Marcella auch in der zweiten Nacht nicht besser, die der ihrer letzten Zusammenkunft mit Lemor folgte. Sie hatte höchst seltsame, bald heitere bald schmerzliche Träume. Endlich als der Morgen dämmerte, erwachte sie vollends. Sie warf einen träumerischen Blick auf die Einrichtung ihres Zimmers und fühlte sich zum ersten Male überrascht von dem überflüssigen und verschwenderischen Luxus ihrer Umgebung: Tapeten von Atlas, Meubles von außerordentlicher Breite und Weiche, tausend ausgesuchte Kostbarkeiten, tausend glänzende Tändeleien, kurz der ganze Kram von vergoldeten Nippsachen, Porzellan, Schnitzwerk, Phantasien, mit dem, heutigen Tages, die Wohnung einer eleganten Frau überladen ist. „Ich möchte wol wissen, dachte sie, warum wir die eingemietheten Dirnen so verachten! Sie lassen sich schenken, was wir uns selbst verschaffen können. Sie bringen ihr Schaamgefühl zum Opfer für den Besitz dieser Sachen, die für

ernste, verständige Frauen gar keinen Werth haben sollten, und die wir dennoch für unentbehrlich halten. Sie haben denselben Geschmack wie wir, und nur um eben so reich, eben so glücklich zu scheinen als wir, geben sie sich der Erniedrigung hin. Wir sollten ihnen erst das Beispiel eines einfachen strengen Lebens geben, bevor wir sie verdammen! Und wollte man nur unsere unauflöslichen Ehen vergleichen mit ihren vorübergehenden Verbindungen: es ist noch die Frage, ob man bei den jungen Mädchen unseres Standes mehr Uneigennützigkeit finden würde. Sehen wir nicht unter uns eben so oft als bei den Prostituirten ein Kind verbunden mit einem Greise, die Schönheit entweiht durch die Häßlichkeit des Lasters, den Geist gefesselt an die Dummheit, und Alles das aus Gier — nach einem Diamantenschmuck, nach einer Equipage, einer Loge in der italienischen Oper! Ihr armen Mädchen! Man sagt, auch ihr verachtet uns: ihr thut wahrlich nicht unrecht!"

Unterdeß ließ der klare blaue Tag, der allmälig durch die Vorhänge hinein drang, das kleine Heiligthum zauberisch reizend erscheinen, das Frau von Blanchemont früher mit vieler Liebe und mit vortrefflichem Geschmack eigenhändig ausgeschmückt. Sie hatte fast immer fern von ihrem Manne gelebt und dies reizende keusche und frische Zimmer, das selbst Heinrich nie zu betreten gewagt, erweckte in ihr nur wehmüthig-liebe und süße Erinnerungen. Hier hatte sie, geflüchtet aus dem Geräusch der Welt, gelesen und geträumt, umduftet von jenen unvergleichlichen Blumen, die man nur in Paris findet, und die jetzt schon zu einem Bedürfniß der wohl-

habenden Frauen geworden sind. Sie hatte sich dies Plätzchen so poetisch gemacht als möglich, es für sich selbst geschmückt und verschönt und sich daran gewöhnt wie an ein geheimnißvolles Asyl, in dem die Schmerzen ihres Lebens und die Stürme ihrer Seele sich stets gelegt in Andacht und Gebet. Sie überschaute es mit einem langen innigen Blicke und sagte dann bei sich selbst allen diesen stummen Zeugen ihres innersten Lebens ein Lebewohl auf ewig. Dies ihr innerstes Leben war verborgen gewesen, wie das Dasein einer Blume, an der die Sonne auch nicht ein Fleckchen entdecken würde, die aber dennoch ihr Blüthenhaupt unter das Laub neigt, weil sie den Schatten liebt und die Kühle.

„Du Stätte, die ich selbst gewählt, dachte sie, „ihr Zierrathen nach meinem Sinn, ich hatte euch lieb, aber ich kann es nicht mehr, denn ihr seid die Genossen, ihr seid die Beschöniger des Reichthums und Müßigganges. Ihr haltet mir jetzt Alles das vor Augen, was mich von Heinrich trennt. Ich könnte euch daher nicht mehr ohne Ueberdruß, ohne ein bittres Gefühl ansehn. Wir wollen uns trennen, bevor wir uns hassen. Ernste Madonna, du würdest mich zuletzt doch nicht mehr beschützen; ihr reinen und tiefen Spiegel, ihr würdet mich mein eigen Bild verabscheuen lassen; ihr schönen Blumenvasen, ihr würdet doch für mich keine Anmuth, keine Düfte mehr haben!“

Bevor sie dann, wie sie sich vorgenommen, an Heinrich schrieb, schlich sie noch auf den Zehen an das Bettchen ihres Sohnes, um seinem Schlummer zuzusehen und ihn zu segnen. Beim Anblick

des bleichen Knaben, dessen frühreifer Verstand sich auf Kosten seiner leiblichen Kraft entfaltet hatte, fühlte sie sich ergriffen von leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Ihr Herz sprach mit ihm, als hätte er in seinem Schlafe die mütterlichen Gedanken vernehmen und verstehen können.

„Sei ruhig, sagte sie zu ihm, ich liebe ihn nicht mehr als dich. Du brauchst nicht eifersüchtig auf ihn zu sein. Wäre er nicht der beste, der würdigste der Männer, so würde ich ihn nicht dir zum Vater geben. Nein, nein kleiner Engel, du wirst noch heiß und getreulich geliebt! Schlafe schön, mein Kind, wir werden uns nimmer verlassen.“

Im Auge seelige Thränen kehrte Marcella in ihr Zimmer zurück und schrieb Lemor folgende wenige Zeilen:

„Sie haben Recht und ich begreife Sie. Ich bin Ihrer nicht würdig, aber ich werde es werden, denn ich will es. Ich trete eine lange Reise an. Sein Sie meinetwegen nicht besorgt und lieben Sie mich auch ferner. In Jahresfrist erhalten Sie einen zweiten Brief von mir. Richten Sie Ihr Leben so ein, daß Sie ungehindert hin kommen können, wohin ich Sie rufen werde. Halten Sie mich für noch nicht hinlänglich bekehrt, so werden Sie mir noch ein Jahr Zeit geben . . . ein Jahr, zwei Jahre, wenn nur die Hoffnung bleibt, das ist ja fast schon das Glück selbst für zwei Wesen, die sich so lange schon liebten ohne die mindeste Hoffnung.“

Sie schickte den Brief in aller Frühe ab, aber Lemor wurde dennoch nicht mehr gefunden. Er war Abends vorher verreist, man

wußte nicht wohin, auch nicht auf wie lange. Seine bescheidene Wohnung hatte er gekündigt. Man versicherte jedoch, daß der Brief richtig an ihn gelangen würde, da einer seiner Freunde es übernommen, seine Correspondenz täglich abzuholen und an ihn zu befördern.

Zwei Tage später fuhr Frau von Blanchemont mit ihrem Sohne, einem Kammermädchen und einem Bedienten mit Extrapost durch die einsamen Gegenden der Sologne.

Als die Reisende achtzig Stunden von Paris entfernt war, befand sie sich ziemlich in der Mitte Frankreichs und übernachtete in der ihrem Gut Blanchemont in dieser Richtung zunächst gelegenen Stadt. Blanchemont war noch fünf bis sechs Stunden entfernt. Allein im mittleren Frankreich stehn die Ländereien ungeachtet aller neuen Straßen, die seit einigen Jahren dem Verkehr eröffnet sind, noch so wenig in Verbindung mit einander, daß es selbst auf kurze Strecken schwer wird, von den Einwohnern Erkundigungen einzuziehen über das Innere der Gegend. Zwar kennen alle den Weg nach der Stadt oder dem Bezirksort, nach welchem ihre Geschäfte sie von Zeit hinrufen, fragt man aber in einem Dorfe nach dem Wege nach einem Landgut, das vielleicht nur eine Stunde weiter liegt, so will es schon viel sagen, wenn man richtige Auskunft enthält. Es giebt so viele Wege, und einer sieht aus wie der andere. Die Bedienung der Frau von Blanchemont war schon früh aufgestanden, um zur Abfahrt zu rüsten, aber es war nicht möglich, weder vom Gastwirth noch von seinen Leuten, noch auch von reisenden Landsleuten, die sich noch nicht recht aus dem Schlaf ermuntert hatten, irgend eine Auskunft

über das Gut Blanchemont zu erhalten. Niemand wußte recht zu sagen, wo es eigentlich läge. Der Eine kam von Montlucon, der Andere kannte Chateau-Meillant; Alle waren hundert Mal durch Ardentes und La Chatre gekommen. Aber von Blanchemont kannte man weiter nichts, als den Namen.

„Es ist ein Gut, das was einbringt," sagte der Eine, „ich kenne den Pächter, aber dagewesen bin ich mein Lebtag nicht. 's ist gar weit von uns, zum Wenigsten vier gehörige Stunden."

„Ja doch, ja, sagte der Andre, ich kenne das Blanchemontsche Vieh, hab's gesehen auf'm Viehmarkt in Berthenour, 's war noch im vorigen Jahr, hab' auch gesprochen mit Herrn Boicolin, dem Pächter, wie ich jetzt zu Ihnen spreche. I freilich kenn' ich Blanchemont, aber wohinaus es liegt, das weiß ich halt nicht."

Die Magd wußte wie alle Mägde in Gasthäusern auch gar nichts von der Umgegend; denn wie alle Wirthshausmägde war sie erst kurze Zeit am Ort.

Das Kammermädchen und der Bediente, beide gewohnt, ihre Herrin nur nach glänzenden Landsitzen zu begleiten, die zwanzig Stunden in der Runde bekannt waren und in civilisirten Gegenden lagen, kamen sich hier bald vor, als wären sie mitten in der Sahara. Sie machten lange Gesichter und es verletzte ihre Eigenliebe empfindlich, daß sie erfolglos den Weg nach dem Schlosse erfragten, welches sie mit ihrer Gegenwart beehren sollten.

— Es muß wohl eine Baracke, ein elendes Loch sein! sagte Susette mit verächtlicher Miene zu Lapierre.

— Es ist der Palast der Korybanten, meinte Lapierre, dem in seiner Jugend ein Spektakelstück „das Schloß des Corisande“ ungeheuer gefallen hatte und der diesen Namen etwas verhunzt allen Ruinen gab, die er unterwegs sah.

Endlich ging dem Stallknecht ein Licht auf.

„Da oben, auf dem Heuboden,“ sagte er, „hab ich Einen, der Ihnen das sagen wird, denn es ist sein Gewerbe, Tag und Nacht im Lande umherzustreifen. Es ist Großlude, auch der lange Müller genannt.“

— Na, nur her mit dem langen Müller, sagte Lapierre mit majestätischer Miene; sein Schlafzimmer ist wie es scheint, dort oben am Ende der Leiter?“

Der lange Müller stieg spottend und seine mächtigen Arme und Beine angelegentlich zeigend vom Heuboden herab. Als Lapierre seine athletische Gestalt, sein entschlossenes Gesicht sah, gab er den vornehm spaßigen Ton auf, und befragte ihn höflich. Der Müller wußte in der That die beste Auskunft; Susette hielt es jedoch für nothwendig, ihn zu Frau von Blanchemont zu führen, die eben mit dem kleinen Eduard ihre Chokolade trank und, weit entfernt, ihre Bestürzung zu theilen, sich vielmehr freute, von ihnen zu erfahren, daß Blanchemont ein so abgelegenes, kaum aufzufindendes Landgut sei.

Das Pröbchen von den Landeskindern, das Marcella in diesem Augenblick vor sich sah, maß fünf Fuß acht Zoll, eine ansehnliche Größe für eine Gegend, deren Menschenschlag eher klein als groß ist. Er war verhältnißmäßig stark und wohl gebaut, hatte eine gute

freie Haltung und ein angenehm in die Augen fallendes Gesicht. Die Mädchen seiner Gegend nannten ihn den schönen Müller, und diese Bezeichnung war eben so verdient, als die andere. Wenn er sich mit dem Aermelaufschlag das Mehl abwischte, das gewöhnlich seine Wangen bedeckte, kam eine bräunliche schöne Gesichtsfarbe zum Vorschein. Seine Züge waren regelmäßig und kräftig wie seine Glieder, seine Augen blau und schön geformt, seine Zähne glänzend weiß, und seine langen kastanienbraunen Haare, lockig und gekräuselt, wie sie bei sehr starken Männern zu sein pflegen, umrahmten viereckig eine breite, voll hervortretende Stirn, die mehr feinen und gesunden Menschenverstand als poetisch idealen Sinn verrieth. Er trug eine blaue Bluse, Hosen von grauer Leinwand, kurze Strümpfe, starke nägelbeschlagene Schuhe und in der Hand einen dicken Spierlingsstock, der unten in einen dicken Knoten auslief und dadurch fast wie eine Keule aussah.

Er trat ins Zimmer mit einer Sicherheit, die man hätte für Frechheit halten können, hätte nicht der milde Blick seiner lichten blauen Augen und das Lächeln um seinen großen rothen Mund erkennen lassen, daß Freimüthigkeit, Güte und eine Art philosophischer Unbefangenheit den Grundzug seines Charakters ausmachten.

„Sein Sie gegrüßt, Madame,“ sagte er, und lüftete seinen breitkrempigen grauen Filz, ohne ihn jedoch ganz vom Kopfe abzuheben; denn so unterwürfig der Bauer von altem Schlage und so bereitwillig er ist, Jeden zu grüßen, der einen bessern Rock trägt, als er, eben so sehr zeichnet sich der jüngere nach der Revolution geborne

Schlag dadurch aus, daß er seine Kopfbedeckung nicht leicht von den Haaren trennt. „Man sagt mir, Sie wünschten den Weg nach Blanchemont von mir zu wissen?“

Marcella war etwas erschrocken über diese starke volltönende Stimme des langen Müllers, den sie nicht hatte eintreten sehn. Sie wandte sich schnell um und fühlte sich im ersten Augenblick etwas überrascht von seiner sichern Haltung. Aber die Schönheit hat ihr Privilegium, und als sie einander prüfend ansahen, vergaßen der junge Müller und die junge Dame bald jene Art von Mißtrauen, welches die Standesverschiedenheit beim ersten Zusammentreffen stets einflößt. Doch glaubte Marcella, da sie ihn zur Vertraulichkeit geneigt sah, ihn durch große Höflichkeit an die ihrem Geschlecht schuldige Artigkeit erinnern zu müssen.

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre Gefälligkeit,“ sagte sie, seinen Gruß erwidernd „und bitte Sie, mein Herr, mir freundlichst sagen zu wollen, ob es von hier nach Blanchemont einen für Wagen fahrbaren Weg giebt.“

Der lange Müller hatte bereits, ohne dazu aufgefordert zu sein einen Stuhl genommen, um sich zu setzen; als er sich aber mit Herr anreden hörte, begriff sein seltner Scharfsinn sogleich, daß er mit einer wohlwollenden und um ihrer selbst willen achtungswerthen Person zu thun habe. Er nahm ganz leise und ohne verlegen zu werden, seinen Hut ab, stützte sich mit den Händen auf die Lehne des Stuhls, wie um sich einen Halt zu geben und sagte dann:

„Es führt ein Feldweg hin; es fährt sich darauf freilich nicht besonders glatt weg, aber man wirft doch nicht um, wenn man sich in Acht nimmt; die Hauptsache ist, ihn immer zu einzuhalten und keinen andern einzuschlagen. Ich will das Ihrem Postillion auseinandersetzen. Das Sicherste aber wäre wol, hier einen Taradey zu nehmen, denn die letzten Regengüsse haben das Schwarzthal arg durchgeweicht und ich will nicht behaupten, daß die kleinen Räder Ihres Wagens aus den Gleisspuren herauskommen. Es wäre möglich, aber ich kann nicht dafür stehen.“

— Ich sehe, eure Gleise spaßen nicht und es wird das Klügste sein, ich folge Ihrem Rath. Sie sind sicher, daß ich mit dem Taradey nicht umwerfe?

— Sein Sie unbesorgt, Madame.

— Für meine Person habe ich keine Furcht, aber für diesen Kleinen; das macht mich vorsichtig.

— Wahrhaftig! es wär' auch Jammerschade, wenn der Kleine da zerschlagen würde! sagte der lange Müller, mit dem Ausdruck aufrichtigen Wohlwollens zu Eduard hinantretend. Was das für ein allerliebstes niedliches Menschchen ist!

— Ein zartes Kind, nicht wahr? fragte Marcella lächelnd.

Der Tausend! Stark ist das nicht, aber hübsch wie ein Mädel. Du kommst also in unsre Gegend, kleines Herrchen?

Du Großer Du! rief Eduard und klammerte sich um den Müller, der sich zu ihm herabgebückt hatte. Heb mich mal auf bis an die Decke, daß ich sie reichen kann!“

Der Müller nahm das Kind, hob es bis über seinen Kopf und trug es längs dem beräucherten Balkengesims des Zimmers herum.

„Ei nehmen Sie sich in Acht! rief Frau von Blanchemont, etwas erschreckt über die Behendigkeit mit der der ländliche Herkules ihr Kind handhabte.

— O sein Sie ganz ruhig, antwortete der große Ludwig; lieber wollt' ich alle Radschaufeln in meiner Mühle zerbrechen, als diesem Herrchen auch nur einen Finger krümmen."

Das Wort Radschaufel schien dem Kinde sehr zu gefallen, Radschaufel, Radschaufel! rief es lachend ohne die Bedeutung des Wortes zu verstehen.

„Du weißt wol nicht was das ist?" sagte der Müller. „Radschaufeln heißen die kleinen Brettchen zwischen den Kränzen des Rades, die das Wasser treibt, um das Rad zu drehen. Ich will dir das zeigen, wenn du 'n Mal bei uns ankommst."

— Ja ja, Radschaufel, Radschaufel, sagte das Kind laut lachend und sich in den Armen des Müllers hin und herwerfend.

— Der kleine Spottvogel! sagte der große Ludwig, indem er ihn wieder auf den Stuhl setzte. Nun, Madame, ich will wieder meinen Geschäften nachgehn. Kann ich vielleicht sonst noch mit etwas dienen?"

— Nein, ich danke, Freund, antwortete Marcella, die ihr Wohlwollen ihre Zurückhaltung vergessen ließ.

— O, Ihr Freund möcht' ich schon sein wollen!" antwortete der Müller lustig und mit einem Blick, der deutlich zu verstehn gab,

daß von Seiten einer minder jungen und schönen Person diese Vertraulichkeit eben nicht nach seinem Geschmack gewesen wäre.

Schon gut, dachte Marcella erröthend und lächelnd; ich will mir's merken.

Dann sagte sie laut:

„Leben Sie wohl, mein Herr, aber auf Wiedersehn hoffentlich; denn Sie wohnen doch in Blanchemont?

— Ganz in der Nähe. Bin der Müller von Angibault, eine Stunde von Ihrem Schloß, denn wenn mir recht ist, sind Sie die Frau Eigenthümerin von Blanchemont?"

Marcella hatte ihren Leuten verboten, ihr Inkognito zu verrathen, denn sie wünschte unbemerkt in diese Gegend zu kommen. Aber an den Manieren des Müllers sah sie wohl, daß ihre Eigenschaft als Gutsbesitzerin nicht so viel Aufsehen machte, als sie gefürchtet. Ein Gutsbesitzer, der nicht auf seinem Gut lebt, ist ein Fremder um den man sich nicht kümmert, und der Pächter, der seine Stelle einnimmt und mit dem man fortwährend zu thun hat, ist ein ganz andrer Mann.

Obgleich Marcella frühzeitig abzufahren und noch vor Eintritt der Mittagshitze in Blanchemont einzutreffen gedachte, sah sie sich doch genöthigt, den größten Theil des Tages in diesem Gasthause zuzubringen.

Es waren nämlich alle Taradeys unterweges, weil in der Umgegend ein großer Jahrmarkt stattfand. Man mußte die Rückkehr des ersten besten abwarten. Erst gegen drei Uhr Nachmittags brachte

Susette ihrer Herrin in kläglichem Tone die Nachricht, daß eine Art von Weidenkorb, ein schauderhaftes Ding, dessen man sich schämen müsse, das einzige Fuhrwerk sei, was man auftreiben könne.

Zur großen Verwunderung ihrer Zofe trug Fr. v. Blanchemont kein Bedenken, sich zu diesem Fuhrwerk zu bequemen. Sie suchte das nothwendigste Gepäck aus, übergab die Schlüssel ihrer Kutsche und den Koffer dem Gastwirth, und fuhr ab in dem klassischen Taradey, diesem ehrwürdigen Denkmal der Einfalt unserer Väter, das jeden Tag seltener wird, selbst auf den Wegen des Schwarzthales. Der, welchen Marcella zu treffen das Mißgeschick gehabt, war von ächt inländischer Fabrik, und ein Alterthümler hätte ihn nicht ohne Ehrfurcht angesehn. Er war lang und niedrig wie ein Sarg; nichts, was einer Feder ähnlich sah, hinderte seinen Gang; die Räder, eben so hoch als das Verdeck, vermochten die kothigen Gräben zu überwinden, die unsere Feldwege durchschneiden, und die der Müller offenbar nur aus Vorliebe für sein Heimathland Geleise genannt hatte; das Verdeck selbst endlich war weiter nichts als ein Weidengeflecht, inwendig höchst komfortabel mit einem Gemengsel von Kuhhaaren und Lehm überkleistert, von dem jeder etwas nachdrückliche Ruck Stücke auf die Köpfe der Reisenden herabfallen ließ. Ein kleiner magrer aber muthiger Hengst zog diese ländliche Karosse mit ziemlicher Leichtigkeit und der Taradeyer, d. h. der Kutscher, welcher seitwärts au dem Leiterbaum saß und die Beine herunterhängen ließ — unsere Väter fanden es nämlich bequemer, zum Einsteigen einen Stuhl an den Wagen zu tragen, als sich mit den Beinen über einen Tritt zu

bemühn — der Kutscher saß noch am freisten und am wenigsten gefährdet von der ganzen Karavane. In unserm Heimathlande giebt es vielleicht noch zwei oder drei Taradeys von dieser Art bei alten reichen Bauern, die von ihrer Gewohnheit nicht haben lassen mögen, und die behaupten, von den Federwagen bekomme man nur Seegemschen, d. h. Ameisen, d. h. das Prickeln in den Waden, das man fühlt, wenn die Füße eingeschlafen sind.

Die Reise ging indeß noch ziemlich erträglich von statten, so lange man auf der großen Straße bleiben konnte. Der Taradeyer war ein funfzehnjähriger kecker Bursche mit rothem Haar und aufgestülpter Nase. Rücksichtslos und ohne Scheu und Achtung vor den Damen ließ er seinen ganzen Vorrath von Flüchen spielen, um sein Pferd anzuspornen. Es war ihm eine Lust, das Feuer des muthigen Pony zu erschöpfen, der wol sein Lebtage keinen Hafer geschmeckt und den schon der bloße Anblick der grünen Wiesen in guter Laune erhielt. Als aber der letztere in ein dürres Heideland kam, ließ er den Kopf hängen, wie es schien mehr unzufrieden als stätig, und begann seine Last mit einer Art von Wuth zu ziehen, ohne Rücksicht auf die Unebenheiten des Weges, die den Wagen in eine wahrhaft grausame Schaukelbewegung setzten.

3.

Der Bettler.

Weit schlimmer wurde es, als der Sand aufhörte und man auf den fetten und schweren Boden des Schwarzthales kam. Am Saume dieser unfruchtbaren Fläche bewunderte Fr. v. Blanchemont die weite und schöne Gegend, die sich vor ihr entfaltete und am Horizont von mehreren terrassenartig übereinanderliegenden waldbedeckten violett verschwimmenden Höhenzügen begrenzt war, hinter denen die goldenen Wolkenstreifen des Abendroths erglänzten. Es giebt kaum schönere Partieen in Frankreich. Die Vegetation ist, im Einzelnen genommen, nicht besonders kräftig. Kein großer Strom durchzieht diese Gefilde, in denen sich die Sonne auf keinem Schieferdach spiegelt; man sieht keine malerischen Gebirge, nichts Auffallendes, nichts Außergewöhnliches in dieser friedlichen Natur, wohl aber eine großartige Entfaltung angebauter Ländereien, eine unendliche Vertheilung der Felder, Wiesen, Gehölze und breite Gemeindewege, eine Mannichfaltigkeit der Formen und Schattirungen, harmonisch eingefaßt von einem dunkeln, ins Blaue spielenden Grün, ein Mosaik von pflanzenreichen Umfriedungen, Strohhütten die sich hinter Obstbäumen versteckten, Reihen von Pappeln, üppige Triften in den Vertiefungen, Felder von hellerer Farbe und Hecken von lichterem Grün auf den Hochgeländen, welche die Massen näher hervortreten lassen; kurz, eine schöne Uebereinstimmung und Zusammengehörigkeit in einem Umkreise von fünfzig Geviertstun=

den, die man von der Höhe der Hütten von Labreuil oder Corlay mit einem Blick umfaßt.

Allein unsere Reisende hatte dies herrliche Rundgemälde bald aus den Augen verloren. Ist man einmal im Schwarzthale, so ändert sich der Anblick. Die Wege führen, zwischen hohen Gebüschen eng eingeklemmt, bald bergauf bald bergab, zwar nicht an Abgründen hin, sind aber dafür selbst Abgründe. Wenn die Sonne hinter die Bäume sinkt, bekommen sie ein seltsam anmuthiges wildromantisches Aussehn. Es sind geheimnißvolle Perspectiven durch das Dunkel des Laubes, smaragdgrüne Waldpfade, die in Sackwege hinein oder zu sumpfigen Pfützen führen, scharfe schnelle Wendungen, in denen man nicht mehr zurück kann, wenn man einmal zu Wagen durchgefahren, kurz, ein fortwährender Zauber für die Phantasie, verbunden mit höchst thatsächlichen Gefahren für den, der sich auf gut Glück und anders als zu Fuß, höchstens zu Pferde, in diese verlockenden launenhaften und trüglichen Irrpfade hineinwagt.

So lange die Sonne über dem Horizont stand machte der rothköpfige Rossebändiger seine Sache noch ziemlich gut. Er folgte dem befahrensten Wege, der durch diese Eigenschaft freilich der holprigste, zugleich aber der sicherste war, und kam glücklich durch zwei oder drei Bäche, indem er sich nach den Radspuren auf beiden Ufern richtete. Als aber die Sonne untergegangen war, wurde es in diesen Hohlwegen schnell finster und der letzte Bauer, den man fragte, antwortete mit sorgloser Miene:

„Fahrt nur immer gerade aus, immer gerade aus! ihr habt nur noch eine kleine Stunde und der Weg ist immer gut.“

Es war dies aber seit ungefähr zwei Stunden bereits der sechste Bauer, der die Versicherung gab, man habe nur noch eine kleine Stunde zu fahren, und dieser immer gute Weg war dermaßen schlecht, daß das Pferd kaum mehr von der Stelle konnte, und den Reisenden ihre Geduld zu reißen anfing. Selbst Marcella begann sich vor dem Umwerfen zu fürchten; denn wenn auch der Taradeyer und sein Klepper am hellen Tage ihren Weg sehr geschickt auszusuchen gewußt, so konnten sie doch bei finsterer Nacht unmöglich die falschen Ausbiegungen vermeiden, welche die Unebenheit des Terrains eben so gefährlich als malerisch macht und die oft plötzlich so abfallen, daß man Gefahr läuft, zehn bis zwölf Fuß senkrecht herunterzustürzen. Der rothköpfige Bursche war im Schwarzthale noch nie so weit gekommen; er wurde ungeduldig und fluchte jedes Mal wie ein Besessener, wenn er umkehren mußte um wieder auf den rechten Weg zu kommen. Er klagte über Hunger und Durst, jammerte über die Müdigkeit seines Pferdes, das er aber trotz dem fast mürbe peitschte, und gab sich die Miene eines Städters, um dies barbarische Land und seine dummen Bewohner zu allen Teufeln zu wünschen.

Mehrmals, wo der Weg abschüssig und trocken, waren Marcella und ihre Leute ausgestiegen; aber man konnte nicht fünf Minuten gehn ohne an einen Grund zu kommen, in dem der Weg sich verengte, und in seiner ganzen Breite von einer sumpfigen Lache eingenommen wurde, über die eine feine Frau unmöglich zu Fuß hinüber konnte.

Susette, die Pariserin, wollte, wie sie sagte, lieber umwerfen als in diesen Kothlöchern ihre Schuhe stecken lassen, und Lapierre, der sein Leben lang immer nur in Escarpins über blankgebohntes Getäfel gegangen, benahm sich so ungeschickt und hatte so sehr jeden Halt verloren, daß Frau v. Blanchemont es nicht wagte, ihn ihren Sohn tragen zu lassen.

Frägt man einen Bauer nach irgend einem Wege, so ist die gewöhnliche Antwort: nur gerade aus, immer gerade aus. Es ist weiter nicht als ein Spaß, eine witzig sein sollende Redensart, die besagt, man solle nur seiner Nase nachgehn, denn in dem ganzen Schwarzthale giebt es auch nicht einen geraden Weg. Die vielen kleinen Flußbette, das der Indre, der Vauvre, der Couarde und hundert anderer noch kleinerer Bäche, die oft in den verschiedenen Theilen ihres Laufs verschiedene Namen haben und die noch nie unter das Joch einer Brücke oder Chaussee gebeugt wurden, zwingen den Reisenden zu tausend Umwegen der Furthen halber, so daß er oft dem Zielpunkt seiner Reise den Rücken zukehren muß.

An einem Kreuzwege bei dem ein Kreuz stand, einem unheimlichen Ort den die Einbildungskraft der Landleute stets mit Geistern, Zauberern und phantastischen Thieren bevölkert, wandten sich unsere Reisenden in ihrer Verlegenheit an einen Bettler, der auf dem Todtensteine*) saß und sie mit eintöniger Stimme anrief:

*) Ein hohler Stein, bei dem jeder vorbeikommende Leichenzug anhält, um am Fuße des Kreuzes ein kleines ganz kunstlos und grob gearbeitetes hölzernes Kreuzchen einzuschlagen.

„Seid barmherzig und habt Mitleid mit einem armen Unglücklichen!“

Die große gebückte Gestalt dieses hochbejahrten aber noch kräftigen Mannes, der mit einem ungeheuern Knittel bewaffnet war, hatte für den Fall eines Angriffs Mann gegen Mann eben nichts Beruhigendes; seine strengen Züge waren nicht deutlich zu sehn, aber in seiner heisern Stimme lag etwas, das mehr gebieterisch als bittend klang. Seine traurige Haltung und seine unreinlichen Lumpen standen im Widerspruch mit der offenbar scherzhaften Absicht, die ihn bewog, ein altes längst verwelktes Blumensträußchen und ein ausgeblichenes Band an seinem Hute zu tragen.

„Freund, sagte Marcella, und gab ihm eine Silbermünze, „zeig' uns den Weg nach Blanchemont, wenn Du ihn kennst.“

Statt zu antworten fuhr der Bettler ernsthaft fort ein lateinisches Avemaria zu beten, das er absichtlich angestimmt.

„So antworte Er doch, rief ihm Lapierre zu; sein Paternoster kann er ja nachher plappern!

Der Bettler sah den Bedienten verächtlich an und fuhr fort mit seinem Gebet.

„Ach reden Sie nicht mit dem Kerl, sagte der Taradeyer; s'ist ein alter Lump, der durch's Land streicht, ohne daß er weiß wohin; man trifft ihn überall, aber nirgend findet man ihn vernünftig.

— Den Weg nach Blanchemont? sagte endlich der Bettler, als

er sein Gebet beendet; ja Kinder, auf dem seid ihr nicht; müßt umkehren und dann den ersten rechtsab fahren.

— Wißt Ihr das auch gewiß, Alter? fragte Marcella.

— Bin den Weg an die sechshundert Mal und drüber gegangen. Wollt ihr mir nicht glauben, so thut wie ihr wollt; mir ist's einerlei.

— Er scheint seiner Sache gewiß zu sein, sagte Marcella zu ihrem Kutscher. Folgen wir ihm; was sollte er auch davon haben uns irrezuführen?

— Pah, die Lust daran, Einem was zum Possen zu thun! antwortete besorgt der Taradeyer. Ich trau dem Kerl nicht.''

Marcella drang darauf, die Angabe des Bettlers zu befolgen, und bald fuhr der Taradey einen engen geschlängelten und sehr abschüssigen Weg entlang.

,,Der Bettler, sag ich, wiederholte fluchend der Taradeyer, dessen Pferd bei jedem Schritt stolperte, der Bettler der alte Schabernack, schickt uns in den April.

— Nur vorwärts, sagte Marcella, da es zurück doch nicht mehr geht.

Je weiter man kam, desto unfahrbarer wurde der Weg; aber er war zu schmal, um den Wagen umzuwenden; zwei üppige Hecken schlossen ihn auf beiden Seiten eng ein. Nachdem das kleine Pferd Wunder der Kraft und Willigkeit geleistet, konnte es nicht weiter und blieb unter einer Gruppe von alten Eichen stehn, die wie es schien den Saum eines Gehölzes bildeten. Der Weg wurde plötzlich breiter,

und man sah sich einer großen Lache stehenden Wassers gegenüber, das eben nicht aussah wie die Furth eines Flusses. Der Taradeyer fuhr dennoch hinein, in der Mitte aber kam der Wagen so tief ins Wasser, daß er umwenden wollte. Das war die letzte Anstrengung seines magern Bucephalus. Der Taradey sank auf einer Seite bis an die Achsen ein; das Pferd stürzte und zerriß die Stränge. Es mußte ausgespannt werden. Lapierre ging bis an die Kniee ins Wasser, wobei er stöhnte wie Einer, der schon mit dem Tode ringt, und half dem Taradeyer; aber alle ihre Anstrengungen, den Wagen wieder herauszubringen waren vergeblich, denn sie hatten beide nicht viel Kraft. Der Taradeyer schwang sich darauf mit Leichtigkeit auf sein Thier, wünschte, bei allen Teufeln der Hölle fluchend, dem vermaledeiten Hexenmeister von Bettler zehntausendmal die Pest auf den Hals, und trabte schnell davon, mit dem Versprechen, Hülfe zu holen. Doch gab er es in einem Ton, dem man es anhörte, daß er sich kein großes Gewissen daraus machen würde, seine Reisenden bis zum hellen lichten Tage im Morast stecken zu lassen.

Der Taradey war nicht umgeworfen, sondern nur im Sumpf nachläßig auf die Seite geneigt, so daß sich's noch passabel darin aushalten ließ. Marcella schränkte sich auf dem Hintersitz etwas ein, damit ihr Sohn, der darauf lag, bequemer schlafen könnte, denn Eduard hatte schon lange nach seinem Abendbrot und seinem Bett verlangt, und nachdem einiges Naschwerk, das Susette zum Reisevorrath mitgenommen, seinen Hunger gestillt, ließ er sich nicht lange bitten, sein Schläfchen anzufangen. Frau v. Blanchemont meinte,

der Kutscher würde sich wol nicht beeilen, zurückzukommen, falls er ein gutes Nachtlager fände, und forderte daher Lapierre auf, sich in der Nachbarschaft umzusehen, ob er nicht eine jener Hütten entdecken könne, die hinter ihren Bäumen so wohl versteckt liegen, und nach Sonnenuntergang so wohl verschlossen und still sind, daß man an sie stoßen muß, um sie zu erblicken, und sie wie mit Sturm nehmen, um zu so ungebührlicher Stunde Gastfreundschaft darin zu finden. Der alte Lapierre hatte nur eine Frage: ob er auch Feuer finden würde, um sich die Füße zu trocknen und sich vor einer Erkältung zu sichern. Er ließ sich daher nicht viel bitten, aus dem Morast herauszuwaten, jedoch erst nachdem er sich versichert, daß der Tarandey, gestützt auf einen umgestürzten alten Weidenstamm, nicht tiefer einsinken könne.

Die Untröstlichste war Susette, welche große Angst hatte vor Räubern, Wölfen und Schlangen, drei Landplagen, die im Schwarzthale ganz unbekannt sind, die sich aber eine Kammerjungfer auf Reisen unmöglich aus dem Sinn schlagen kann. Doch hinderte die heitere Kaltblütigkeit ihrer Gebieterin sie, sich ihren Aengsten laut hinzugeben. Sie kauerte sich auf dem Vordersitz so gut zusammen, als sie konnte, und ließ ganz in der Stille ihren Thränen freien Lauf.

„Was ist dir denn, Susette? fragte Marcella, als sie es bemerkte.

— Ach, gnädige Frau, antwortete sie schluchzend, hören Sie

denn nicht, wie die Frösche quaken? Sie werden bald auf uns zukommen, den ganzen Wagen füllen . . .

— Und uns auffressen, nicht wahr? sagte Frau v. Blanchemont laut auflachend.

Die grünlichen Bewohner des Sumpfs, die einen Augenblick durch den Sturz des Pferdes und das Geschrei des Kutschers gestört waren, hatten wirklich wieder ihr eintönig Lied angestimmt. Auch hörte man Hunde heulen und bellen, aber so weit in der Ferne, daß auf schnellen Beistand nicht sehr zu rechnen war. Der Mond ging noch nicht auf, aber die Sterne funkelten wieder in dem stehenden Wasser des Sumpfs, das wieder ruhig und spiegelglatt geworden war. Ein leises Lüftchen flüsterte in dem hohen Schilf, das in dichten Büschen das Ufer umkränzte.

„Nun, Susette, sagte Marcella, die sich bereits ihren poetischen Träumen hingab, man befindet sich gar so schlecht nicht in einem Morast, als ich mir's gedacht habe, und wenn du nur willst, wirst du hier eben so gut schlafen als in deinem Bette.

— Meine gnädige Frau muß wol den Verstand verloren haben, dachte Susette, daß sie sich in einer solchen Lage wohl fühlt . . .

— Barmherziger Himmel, gnädige Frau, schrie sie nach kurzem Schweigen, mir scheint, ich hör' einen Wolf heulen. Sind wir nicht mitten in einem Forste?

— Der Forst ist, glaub ich, weiter nichts, als ein Weidengebüsch und dein heulender Wolf ein Mann, der sich ein Liedchen

singt. Wenn er hieher käme könnte er uns helfen, wieder aufs Trockne zu kommen.

— Aber wenn's ein Räuber wäre?

— Dann ist's wenigstens ein gutherziger Räuber, der sein Lied trällert, damit wir ihn hören und uns in Acht nehmen. Horch, Susette, ohne Scherz, er kommt auf uns zu, denn seine Stimme klingt immer näher.

Es tönte wirklich eine volle männlich harmonische wenn auch ungebildete und kunstlose Stimme über die stillen Felder, wie im Takt begleitet von dem langsamen regelmäßigen Tritt eines Pferdes. Aber diese Stimme war noch weit und nichts bürgte dafür, daß der Sänger den Weg nach dem Sumpfe zu kam, der gar wohl nur ein Sackpfad sein konnte. Als das Lied aus war, hörte man weiter nichts, entweder weil das Pferd über das weiche Gras einer Wiese ging, oder weil der Reiter einen andern Weg eingeschlagen.

In diesem Augenblick sah Susette, die wieder von ihrer Angst ergriffen war, eine lautlose dunkle Gestalt längs dem Sumpfe hinschleichen, die sich im Wasser gigantisch groß abspiegelte. Sie schrie auf; die Gestalt trat in den Sumpf hinein und schritt gerade auf den Taradey zu, obwol langsam und mit Vorsicht.

— „Nur keine Angst, Susette!“ sagte Frau v. Blanchemont die in diesem Augenblick selbst nicht ganz ruhig war; „es ist unser alter Bettler von vorher; er zeigt uns vielleicht ein Haus, aus dem wir Hülfe erhalten können . . . Lieber Freund, sagte sie mit vieler Geistesgegenwart, mein Bedienter der hier ist, wird sogleich zu Euch

kommen, damit Ihr ihm den Weg zu irgend einer Wohnung weisen könnt.“

— Dein Bedienter, meine Kleine, antwortete der Bettler familiär, ist nicht da, sondern schon weit weg . . . Uebrigens ist er auch so'n alter Knast, so'n schwacher Knirps und so'n Hornvieh, daß er dir nichts helfen würde.“

Diesmal hatte auch Marcella Furcht.

4.

Der Morast.

Diese Antwort klang wie die wilde Prahlerei eines Menschen, der böse Absichten hat. Marcella schlang ihren Arm um Eduard, entschlossen, ihn wenns Noth thäte bis in den Tod zu vertheidigen, und schon war sie im Begriff, auf der dem Bettler entgegengesetzten Seite ins Wasser zu springen, als sie von dem ländlichen Liede, das sich schon vorher hören ließ, eine zweite Strophe vernahm und diesmal ganz in der Nähe.

Der Bettler stand still.

„Wir sind verloren, murmelte Susette; da kommt der übrige Theil der Räuberbande.

— Nein, wir sind gerettet, antwortete ihr Marcella; es ist die Stimme eines wackern Landmanns.“

Diese Stimme hatte in der That etwas Zuversicht erweckendes, und dieser ruhige und reine Gesang verkündete den Frieden eines guten Gewissens. Die Tritte des Pferdes näherten sich ebenfalls. Offenbar kam der Landmann den Weg zum Morast herabgeritten.

Der Bettler wich bis an den Rand zurück und blieb unbeweglich stehn, doch schien er mehr vorsichtig als furchtsam zu sein.

Marcella neigte sich aus dem Taradey heraus um den Reitre anzurufen; aber er sang zu laut um sie hören zu können, und wäre nicht sein Pferd, erschrocken über die dunkle Masse des Taradey, kräftig schnaubend stehn geblieben, so wäre er vorübergeritten, ohne etwas zu bemerken.

„Wer zum Teufel ist denn da?" rief endlich eine Stentorstimme, die keine Furcht ausdrückte, und an der Frau v. Blanchemont augenblicklich den langen Müller erkannte. „Holla he, ihr lieben Leutchen, eure Karosse will ja nicht von der Stelle. Seid ihr denn gestorben, ihr dadrinnen, daß ihr kein Wort sagt?"

Als Susette den Müller erkannte, dessen stattliche Figur ihr schon Vormittags angenehm ins Auge gefallen war, machte sie sich sogleich sehr niedlich, obschon sie eben nicht besonders herausgeputzt war, und setzte ihm auseinander, in welche klägliche Lage ihre Herrschaft und sie selbst hineingerathen. Der große Ludwig lachte ungescheut und aus vollem Halse über ihr Mißgeschick, und versicherte, es sei nichts leichter, als sie aus der Klemme zu ziehn. Zunächst wollte er sich eines großen Sacks Getraide entledigen den er quer vor sich über's Pferd gelegt; als er den Bettler bemerkte, der wie

es schien gar nicht daran dachte, sich zu verstecken, rief er ihm freundlich zu:

Wie, seid Ihr auch da, Vater Cadoche? Stellt Euch zurecht, ich will Euch meinen Sack zuwerfen.

— Ich wollte sehn den armen Kindern zu helfen!'' antwortete der Bettler; ,,aber das Wasser ist so tief, daß ich nicht weiter konnte.''

,,Seid ruhig, Alterchen und macht Euch nicht unnütz naß. Bei Euern Jahren ist das gefährlich. Will die Weiber schon ohne Euch herauskriegen.'' Dann kehrte er um zu Frau v. Blanchemont, und ritt bis an den Bauch seines Pferdes in den Schlamm hinein. ,,Nun, Madamchen, sagte er lustig, kommen Sie etwas vorwärts auf den Leiterbaum, und dann setzen Sie sich hinter mir aufs Pferd; es ist kinderleicht. Sie werden sich auch nicht einmal die Zehspitzen naß machen, Sie haben nicht so lange Beine wie Ihr Bedienter. Muß das ein Viehkerl sein, Ihr Taradeyer, daß er Sie da hineingekarrt hat! Zwei Schritt links ist de Schlamm keine sechs Daumen tief.''

— Es thut mir herzlich leid, daß Sie meinetwegen zu einem so häßlichen Fußbad kommen, sagte Marcella, aber mein Kind . . .

— Aha, das kleine Herrchen? s'ist recht, zuerst er. Geben Sie'n mir . . . Sehn Sie, da sitzt er vor mir. Sei ruhig, Kind, kein Sattel soll dich drücken, mein Pferd und ich, wir brauchen alle Beide keinen. Nun, mein Dämchen, setzen s' sich nur hinter mir zurecht und keine Angst gehabt! Die Sophie hat kräftige Beine und einen sichern Tritt am Leibe.

Der Müller setzte Mutter und Kind sanft und behutsam auf den Rasen ab.

„Ei mich! rief Susette, wollen Sie mich hier drin im Stich lassen?"

„Nein, Mamsellchen," sagte der lange Müller und kehrte um, um auch sie zu holen. Geben Sie mir zugleich das Gepäck; wir bringen Alles heraus, sein Sie nur ruhig."

— Jetzt," sagte er, nachdem er Alles glücklich ans Land gebracht, „jetzt mag der vermaledeite Taradeyer seinen Noahskasten holen kommen, wann er will. Ich habe weder Strang noch Leine um Sophie vorzuspannen; aber ich will Sie hinbringen, wohin Sie wollen, meine schönen Damen."

— Sind wir sehr weit von Blanchemont?" fragte Marcella.

— Den Teufel ja! Da ist Ihr Taradeyer einen absonderlichen Weg gefahren, um nach Blanchemont zu kommen. Von hier sinds zwei Stunden Wegs, wenn wir hinkommen, finden wir Alles in den Federn, und dann ist's nicht so leicht, die Leute herauszupoltern und uns aufmachen zu lassen. Wenns Ihnen aber recht ist, wir sind nur eine kleine Stunde von meiner Mühle Angibault; s' sieht da just nicht reich aus, aber doch fein säuberlich, und meine Mutter ist 'ne gute Frau, die kein Gesicht macht, wenn sie aufstehn muß und Betten beziehn und ein paar Hühnern den Hals abdrehn. Stehts Ihnen an? Dann nur vorwärts, meine Damen, vorwärts ohne Flausen! im Krieg nach Kriegsgebrauch, beim Müller nach Müllermanier. Morgen ist der Taradey herausgeschleppt und abgeputzt; den

Schnupfen wird er halt nicht kriegen, wenn er auch die Nacht hier im Kalten stehn bleibt, und Morgen fahren Sie nach Blanchemont, wann es Ihnen beliebt."

Es lag etwas Herzliches und selbst Zartes in der schnellen Einladung des Müllers. Sein gutes Herz und die Art und Weise, wie er von seiner Mutter gesprochen, hatte Marcella gewonnen und sie nahm sein Anerbieten mit Dank an.

„Das ist schön, Sie machen mir eine Freude damit," sagte der Müller. „Ich kenne Sie nicht; Sie sind vielleicht die gnädige Frau von Blanchemont, aber das ist mir gleich; und wenn Sie der Teufel wären — man sagt ja, daß sich auch der Teufel hübsch und schön machen kann, wenn er will — würde es mir doch ein Vergnügen sein, Ihnen eine schlechte Nacht zu ersparen. Ja so, meinen Sack Weizen kann ich nicht liegen lassen; will ihn der Sophie aufpacken; der Kleine setzt sich drauf, die Mama dahinter; das wird Ihnen nicht unbequem sein, so haben Sie zugleich eine Lehne. Die Mamsell geht mit mir zu Fuß, und kann sich mit dem Vater Cadoche unterhalten; er hat zwar keinen guten Rock, aber gesunden Mutterwitz am Leibe. Wo ist er aber geblieben, der alte Eidechs? sagte er, sich nach dem Bettler umsehend, welcher verschwunden war. Holla he! Vater Cadoche, kommt ihr zur Nacht in mein Haus? . . . Er antwortet nicht; so wollen wir uns aufmachen, es muß ihm für heut Abend nicht anstehn. Vorwärts, meine Damen."

— Dieser Mensch hat uns sehr erschreckt, sagte Marcella. Sie kennen ihn also?"

— So lang' ich auf der Welt bin. Er ist kein schlimmer Mensch und Sie brauchen sich vor ihm nicht zu fürchten.''

— Aber er schien uns doch zu drohen, und seine Manier, uns zu dutzen, kam mir eben nicht freundschaftlich vor.''

— Er hat Sie gedutzt? Der alte Possenreißer! Er schämt sich nicht, er. Aber das ist so seine Manier; kümmern Sie sich darum nicht. Er hat kein böses Herz; er ist ein absonderlicher Kauz, mit einem Wort, er ist der Vater Cadoche, der Allerweltsonkel, wie man ihn nennt, der Jedem, wem er begegnet, verspricht, er wolle ihn zu seinem Erben einsetzen, obgleich er so arm ist wie eine Kirchenmaus.

Marcella ritt sehr bequem auf der starken und friedlichen Sophie. Der kleine Eduard, den sie vor sich festhielt, fand großes Behagen „an dieser Art des Gehens'', wie der gute La Fontaine sagte. Er spornte mit seinen kleinen Beinchen den Hals des Thieres, das nichts davon fühlte, auch darum nicht schneller ging. Sophie hatte den Gang eines ächten Müllergauls; sie bedurfte keiner Führung, denn sie wußte ihren Weg auswendig und schritt in der Dunkelheit hin, durch Wasser und über Steine ohne jemals einen Fehltritt zu thun. Auf Verlangen Marcella's, welche fürchtete, ihr alter Diener möchte die Nacht unter freiem Himmel zubringen müssen, ließ der Müller zu wiederholten Malen seine Donnerstimme erschallen, und Lapierre, der sich in einem benachbarten Gehölz verirrt hatte und seit einer halben Stunde auf einem Fleck, nicht größer als ein Morgen, umhertappte, stieß bald wieder zu der kleinen Karavane.

Nachdem es etwa eine Stunde so fortgegangen, hörte man das Rauschen einer Schleuse, und die Strahlen des eben aufgehenden Mondes beleuchteten das Weinlaubbedeckte Dach der Mühle und die von Münze und Selfenwurz eingefaßten Ufer des Flüßchens.

Marcella reichte ihr Kind dem Müller in die Arme und sprang dann behend herab auf den duftenden Rasenteppig. Der Knabe war ordentlich stolz auf seine Reise zu Pferde, schlang seine Aermchen um den Hals des Müllers und sagte:

„Guten Tag, Radschaufel!"

Die alte Mutter stand, ganz wie es der lange Müller vorhergesagt, ohne Murren auf, und mit Hülfe einer kleinen vierzehn bis funfzehnjährigen Magd hatte sie die Betten bald besorgt. Frau von Blanchemont war mehr müde als hungrig; sie ließ es nicht zu, daß die alte Müllerin ihr noch sonst etwas vorsetzte als eine Tasse Milch, und bald war sie, von den Anstrengungen der Reise wie zerschlagen, ihren Sohn im Arm, in dem federreichen sogenannten Himmelbett, das übertrieben hoch und außerordentlich weich war, fest eingeschlafen. Diese Betten, die nur den Fehler haben, daß sie zu warm und zu weich sind, und ein strotzend vollgestopfter Strohsack sind das allgemeine Lager der wohlhabenden wie der armen Bewohner dieser Gegend, wo es Gänse in Ueberfluß giebt, und wo der Winter sehr streng ist.

Da sie herzlich müde war von ihrer achtzig Stunden weiten sehr schnellen Reise, besonders aber von der Fahrt im Taradey, die so zu sagen die Blüthe gewesen war, dem Ganzen die Krone aufgesetzt hatte,

hätte die schöne Pariserin gern bis tief in den Tag hinein geschlafen; kaum aber graute der Morgen, als auch das Krähen der Hähne, das Geklapper der Mühle, die laute Stimme des Müllers, und all das Geräusch der ländlichen Arbeiten sie nöthigte, auf eine längere Ruhe zu verzichten. Ueberdies fing auch Eduard, der nicht im Mindesten ermüdet war, und den die Landluft bereits zur Munterkeit spornte, an, auf dem Bett herumzuklettern und zu hüpfen. Trotz alles Lärmes draußen schlief Susette, die in demselben Zimmer lag, so fest, daß sich Marcella ein Gewissen daraus machte, sie aufzuwecken. Sie machte also einen Anfang mit der neuen Lebensweise, welche sie zu führen beschlossen, stand auf, kleidete sich an ohne Hülfe ihrer Kammerzofe, zog auch ihren Sohn an, was ihr ein außerordentliches Vergnügen machte, und trat dann hinaus, um ihren Wirthen einen guten Morgen zu wünschen. Sie fand nur den Müllerburschen und das kleine Dienstmädchen, die ihr sagten, der Herr und die Frau vom Hause seien auf die Wiese hinausgegangen, um das Frühstück zu besorgen. Neugier g, diese Vorbereitungen kennen zu lernen, ging Marcella über die ländlich einfache Brücke, die zugleich das Mühlenwehr bildete, ließ rechts eine schöne junge Pappelpflanzung liegen und ging längs dem Ufer des Flusses oder vielmehr Bachs über die Wiese hin, welcher letztere, stets bis an den Rand voll, mit seinen Wellen die herabhängenden Wiesenblüthen küßte und an dieser Stelle nicht über zehn Fuß breit war. Diese kleine Wasserader hat dennoch große Kraft und bildet dicht vor der Mühle ein ziemlich bedeutendes Wasserbecken, bewegungslos, tief und glatt wie ein Spiegel, worin sich

die alten Weiden und die moosbewachsenen Dächer der Mühle spiegeln. Mit Vergnügen betrachtete Marcella dies stille und reizende Landschaftsidyll, das ihr zum Herzen sprach, ohne daß sie sich Rechenschaft zu geben wußte, warum. Sie hatte viel schönere Gegenden gesehen, aber es giebt Orte, die uns zu einer unnennbaren und unbesieglichen Rührung stimmen und wo uns ist, als fessle uns da unser Schicksal, um uns Freuden zu gewähren, uns Trauer zu bereiten oder Pflichten aufzuerlegen.

5.

Die Mühle.

Als Marcella in dies weite Gebüsch kam, in dem sie ihre Wirthe zu finden hoffte, glaubte sie einen Urwald zu betreten. Es war ein vom Wasser vielfach unterminirter und zerrissener Boden, den die dichteste Vegetation bedeckte. Man sah, daß hier das kleine Flüßchen in der Regenzeit große Verwüstungen anrichtete. Schöne Erlen, Buchen und Espen, die halb umgestürzt dastanden und ihre ungeheuern Wurzeln entblößt über den feuchten Sand streckten, Schlangen und verschlungenen Hydern nicht unähnlich, neigten sich in stolzer Unordnung gegen einander. Der in mehrere kleine Aerme getheilte Bach schnitt launisch manches grünbelaubte Inselchen ab, auf dem sich über einem thaugetränkten Rasen kräftiges Brombeergesträuch

und hunderterlei strauchhohe und der unvergleichlichen Anmuth der Naturwüchsigkeit überlassene Kräuter durchkreuzten. Niemals vermöchte ein englischer Garten diese Ueppigkeit der Natur, diese so glücklich gruppirten Massen, diese zahlreichen Becken nachzuahmen, welche der Bach selbst sich gehölt im Sande und unter Blumen, diese Laubgewölbe, welche seine Wellen gleichsam überbrücken, diese glücklichen Zufälligkeiten des Terrains, diese durchbrochenen Dämme, diese zerstreut liegenden alten Baumstämme, die das Moos verzehrt, und die absichtlich hingeworfen schienen um die Schönheit des Orts durch eine letzte Zierde zu vervollständigen. Marcella war wie in Entzücken versunken und ohne den kleinen Eduard, der wie ein losgelassenes Hirschkalb umhersprang, erpicht, in dem frisch ans Ufer gespülten Sand als der Erste die Spur seiner Füßchen einzudrücken, hätte sie sich gewiß lange ihrer Selbstvergessenheit hingegeben. Allein die Furcht, er könnte ins Wasser fallen, hielt ihre Aufmerksamkeit wach; und während sie ihm auf dem Fuße nachlief und sich mehr und mehr in die zauberische Einöde vertiefte, glaubte sie einen jener Träume zu träumen, in denen uns die Natur in ihrer Schönheit so vollkommen erscheint, daß man zuweilen sagen kann, man habe im Schlaf das irdische Paradies gesehen.

Endlich erschienen auf dem andern Ufer der Müller und seine Mutter. Er warf Senkhamen nach Forellen aus und sie melkte ihre Kuh.

„Ei sieh da, meine liebe Dame, schon aufgestanden! sagte der Müller. Sie sehn, wir machen uns zu thun für Sie. Meine alte

Mama da zersorgt sich, daß sie Ihnen nichts Gutes vorsetzen kann; aber ich sage, Sie werden sich mit unserm guten Willen begnügen. Wir haben weder Koch noch Gastwirth gelernt, aber wenn auf der einen Seite guter Appetit, auf der andern guter Wille vorhanden ist . . .

— Ihr nehmt mich viel zu gut auf, Ihr braven Leutchen, antwortete Marcella, während sie sich, Eduard im Arm, über den schmalen Steg zu ihnen hinüberwagte; ich habe noch nie so schön geschlafen, noch nie einen so schönen Morgen erlebt, wie hier bei Euch. Was für schöne Forellen Sie da bekommen, Herr Müller! Und Ihre Milch, Mamachen, ist recht schön weiß und fett: Ihr werdet mich verwöhnen und ich weiß nicht, wie ich euch danken soll.

— Es ist uns Dank genug, wenn Sie zufrieden sind, sagte die Alte freundlich. So vornehme Herrschaften haben wir nie bei uns gehabt und auf die Komplimente verstehn wir uns nicht sehr; aber das sehen wir wohl, daß Sie eine achtbare anspruchslose Person sind. Aber jetzt wollen wir hineingehen; der Fladen ist bald gar und dem Kleinen werden die Erdbeeren gut schmecken. Wir haben welche im Garten und es macht ihm gewiß Spaß, sie selbst zu pflücken.

— Ihr seid so gut und Euer Land ist so schön, daß ich hier wohl mein Leben zubringen möchte, sagte Marcella, sich ganz ihrem Herzenszuge hingebend.

— Wahrhaftig? fragte der Müller gutmüthig lächelnd; nun, wenn's Herze spricht . . . Siehst du, Mutter, daß unser Land so häßlich nicht ist als du glaubst? Ich sag's dir ja, selbst reiche Leute könnten sich hier ganz behaglich fühlen.

— Ja, meinte die Müllerin, wenn sie sich hier ein Schloß bauten, und auch das würde hier am unrechten Fleck stehn.

— Ists möglich, daß es Ihnen hier nicht gefällt? fragte Marcella verwundert.

— Ach, gefallen gefällt mir's schon, mir, antwortete die Alte; hab hier mein Lebtage zugebracht und will hier sterben so's Gott gefällt; habe Zeit gehabt, mich herzugewöhnen die fünfundsiebzig Jahr, die ich hier das Regiment führ', auch muß Einer sich schon zufrieden geben mit 'm Lande, was man zur Heimath hat. Aber Sie, Madamchen, wenn Sie den Winter hier sein müßten, würden's nicht sagen, daß es ein schön Land ist. Wenn's große Wasser all unsre Wiesen bedeckt und mir nicht mal mehr aus 'm Hof herauskönnen, ach nein, dann ist's nicht hübsch bei uns!

— Paperlapah! die Weiber, das hat immer Angst, sagte der lange Ludwig. Du weißt recht gut, daß im großen Wasser unser Haus nicht fortschwimmt, und daß die Mühle schon sicher steht. Und wenn's schlechte Wetter kommt muß man's schon nehmen wie's ist. Den ganzen Winter jammerst du nach dem Sommer, Mama, und den ganzen Sommer thust du weiter nichts, als dich um den künftigen Winter ängstigen. Ich meine man könnt' hier schon glücklich und sorgenfrei leben.''

— Und warum thust du nicht wie du sprichst?'' fragte die Mutter. ,,Bist Du ohne Sorgen, Du? Fühlst Du Dich glücklich, Müller zu sein, und Dein Haus so oft im Wasser zu haben! Ach, wenn ich Alles erzählen wollte, was Du manchmal sagst über das

Unglück, keine gute Wohnung zu haben und kein Glück machen zu können!''

— Brauchst die Dummheiten nicht alle aufzuzählen, Mütterchen, die ich manchmal sage; kannst dir die Mühe sparen.'' Indem der Müller dies im Tone eines Vorwurfs sagte, sah er seine Mutter zärtlich sanft und fast flehend an. Ihr Gespräch schien Frau v. Blanchemont nicht so alltäglich, als es bisher dem Leser vorgekommen sein mag. Bei ihrer Stimmung wünschte sie zu wissen, wie das Landleben, für den Armen noch das am Wenigsten harte, von denen selbst empfunden und gewürdigt werde, die zu demselben gezwungen sind. Zur Prüfung desselben und zu dem Versuch, den sie mit ihm anstellen wollte, brachte sie nicht gerade allzuromantische Ideen mit. Heinrich hatte, als er daran zweifelte, daß sie im Stande sein würde, sich demselben hinzugeben, sie wohl aufmerksam gemacht auf seine wirklichen Entbehrungen und Beschwerden. Doch sie glaubte ihren Muth diesen Beschwerden gewachsen, und an den Ansichten ihrer Wirthe in der Mühle war ihr besonders die Art von Philosophie oder Unempfindlichkeit interessant, mit der die Natur sie ausgerüstet, im Vergleich mit dem Surrogat, das ihr selbst der Sinn für Poesie und die Liebe, dies noch mehr religiöse und noch mächtigere Gefühl, statt jener philosophischen oder natürlichen Gleichgültigkeit geben konnten. Sie ließ daher etwas Neugier vorblicken, als der lange Ludwig fortgegangen, um wie er sagte seine Forellen in die Bratpfanne zu tragen.

„Sie fühlen sich also nicht glücklich,'' sagte sie zur alten

Müllerin, „und selbst Ihr Sohn, der doch so heiter aussieht, kann sich zuweilen mit Grillen plagen?"

— Ach, Madame," antwortete die gute Alte, „ich für meinen Theil würde mir reich genug und ganz zufrieden sein mit meinem Schicksal, wenn ich nur meinen Sohn glücklich sähe. Mein seeliger Mann befand sich in ganz guten Umständen; sein Geschäft ging stark, aber er starb, bevor er seine Familie großziehn konnte, und ich hatte die Sorge, alle meine Kinder zum Guten zu führen und nach besten Kräften einzurichten. Jedwedes hat jetzt seinen Theil bekommen, aber s' ist natürlich nicht viel; die Mühle hat mein Ludwig geerbt, den sie den Großlude nennen, wie sein Vater der Großhans genannt wurde, und wie ich die Großmarie heiße. Denn in unsrer Familie haben wir, mit Gottes Hülfe, ein gesundes Wachsthum, und alle meine Kinder hatten eine schöne Größe. Aber das ist auch der beste Theil von unsrer Habe; das Uebrige hat so wenig zu bedeuten, daß man sich keine falsche Hoffnung vorspiegeln darf."

— Aber warum wollt Ihr am Ende auch reicher sein? Habt Ihr zu leiden unter Eurer Armuth? Wie mir scheint habt Ihr eine gute Wohnung, schönes Brod und eine vortreffliche Gesundheit."

— Ach ja, Gott sei Dank, am Nothwendigen fehlt's uns nicht, und so manche Leute, die vielleicht besser sein mögen als wir, haben nicht Alles was sie brauchen; aber sehn Sie, Madamchen, glücklich oder unglücklich ist man ja nach den Gedanken, die man sich macht . . .

— Ja, das ists, da treffen Sie den Nagel auf den Kopf!"

sagte Marcella, die im Gesicht und in der Redeweise der Müllerin eine naive Feinsinnigkeit und ein gesundes Urtheil erkannte. Wenn Sie aber die Verhältnisse so wohl zu würdigen wissen, wie kommt es denn, daß Sie sich beklagen?"

— Ach, nicht ich beklage mich, sondern mein Ludwig, oder richtiger ich beklage mich, weil ich ihn unzufrieden sehe, und er beklagt sich nicht, weil er Muth hat und sich fürchtet, mir weh zu thun. Aber wenns ihm selbst zu viel wird, dann fährts ihm heraus ohne daß er dran denkt, der arme Junge! Er sagt dann nur ein Wort, aber das drückt mir's Herz ab. Dann sagt er so: Nie, niemals, Mutter! „und das will sagen, daß er gar nichts mehr hofft. Hernach aber, wie er denn so einen frohen Sinn auf die Welt mit gebracht hat, ganz wie sein lieber seeliger Vater, hernach ists als wenn er sich selbst einen Trost einredet, und dann erzählt er mir allerhand Geschichten; entweder will er mich damit trösten oder er bildet sich wirklich ein, daß es sich am Ende doch noch machen wird, was er sich in den Kopf gesetzt hat."

— Und was hat er sich denn in den Kopf gesetzt? Er will wol hoch hinaus?"

— Ja freilich will er hoch hinaus, sehr hoch, es ist eine wahre Narrheit! Es ist aber nicht Liebe zum Gelde, denn er ist ganz und gar nicht geizig. Bei der Erbtheilung hat er seinen Brüdern und Schwestern Alles abgetreten, was sie nur haben wollten, und hat er sich was verdient, so ist er bereit, es dem Ersten Besten zu geben, der ihn angeht. s' ist auch nicht Eitelkeit, denn er geht immer in

seinem Bauerrock, obgleich er eine gute Erziehung bekommen hat und sich eben so gut kleiden könnte wie ein Bürger. Eben so wenig ist's Hang zu lüderlichem Leben oder zur Verschwendung, denn er ist mit Allem zufrieden und geht nirgend hin wo er nichts zu thun hat."

— Aber was ist es denn?" fragte Marcella, die sich durch ihr liebes Gesicht und ihren herzlichen Ton unvermerkt das Vertrauen der alten Frau gewann.

— Na, was kann's denn wol sonst sein, wenn's nicht die Liebe ist?" sagte die Müllerin mit geheimnißvollem Lächeln, und jenem unnennbaren und zarten Etwas, das bei Frauen, sobald das Gefühl ins Spiel kommt, in einem Augenblick selbstvergessnes Vertrauen und Theilnahme erzeugt, wie verschieden sie auch an Alter und Stand sein mögen.

— Sie haben Recht, sagte Marcella, indem sie Großmarie näher trat, die Liebe, ja die Liebe ist der große Störenfried der Jugend! Die Frau, die er liebt, ist also reicher als er?"

— Es ist keine Frau, bewahre! da hat mein armer Ludwig zu viel Ehr' im Leibe, um einer verheirattheten Frau von Liebe vorzuschwatzen! s' ist 'n Mädel, ein junges Mädel, ein hübsches Mädel und meiner Treu, auch ein gutes Mädel, das muß man ihr lassen. Aber sie ist reich, sehr reich, und s' ist umsonst, daß wir dran denken; ihre Aeltern werden sie nimmermehr einem Müller zur Frau geben."

Marcella fühlte sich überrascht von der Aehnlichkeit zwischen dem Liebesroman des Müllers und dem ihres eignen Lebens; sie empfand eine mit Rührung verbundene Neugier.

— Wenn sie Ihren Sohn liebt, so wird dies schöne und gute Mädchen ihn am Ende doch heirathen."

— Ja, das sag' ich mir manchmal auch; denn sie liebt ihn, davon bin ich überzeugt, obgleich mein Ludwig diese Ueberzeugung nicht theilt. Sie ist ein verständig Mädel und würde einem Mann nicht sagen gehn, daß sie ihn gegen den Willen ihrer Aeltern heirathen wolle. Und dann ist sie auch etwas spöttisch und zierig; es liegt in ihrem Alter, denn das hat erst achtzehn Jahre erlebt. Ihr schnippisches Wesen bringt meinen armen Jungen in Verzweiflung. Seh' ich nun, daß ihm das Essen nicht schmecken will, daß er laut und unwirsch mit der Sophie redet, unsrer Stute, mit Respekt zu vermelden, so muß ich ihn trösten und kanns nicht lassen ihm zu sagen, was ich davon denke. Und er glaubt mir schon was, er sieht wol, daß ich mich seit länger her und besser als er auf Weiberherzen verstehe. Ich bemerk' es wol, daß das Dirnel roth wird, wenn's ihm begegnet und ihn mit den Augen sucht wenn's hieher spaziert kommt. Aber es ist Unrecht von mir, daß ich das dem Jungen sag', ich bestärk' ihn nur in seiner Thorheit und ich thäte besser, ich sagt' ihm, er sollte nicht dran denken.

— Warum denn?" fragte Marcella; die Liebe macht Alles möglich. Glauben Sie mir's, mein gutes Mütterchen, ein Weib in seiner Liebe ist stärker, als alle Hindernisse."

— Ja, so dacht' ich auch als ich noch jung war. Frauenliebe, sagt' ich mir, ist wie der Strom der Alles niederreißt, wenn er vorwärts will, und spottet über Damm und Wehr. Ich war auch

reicher als mein armer Hans, Gott hab ihn seelig, und hab ihn doch gefreit. Aber so groß war der Abstand doch nicht als jetzt zwischen uns und . . . .

Hier wurde die Müllerin vom kleinen Eduard unterbrochen, der seiner Mutter zurief:

„Sieh, Mama, ist Heinrich denn hier?“

6.

Eine Bauminschrift.

Frau v. Blanchemont erbebte und fast wäre ihrer Brust ein Schrei entfahren, als sie mit den Augen die Ursache suchte, die das Kind zu seiner Frage veranlaßte.

Sie folgte der Richtung, die ihr der Blick und die Gebärden Eduards zeigten, und sah einen mit einem Federmesser in die Rinde eines Baumes geschnittenen Namen. Das Kind fing schon an zu lesen, besonders bekannte Worte oder Namen, die man es vielleicht vorzugsweise hatte buchstabiren lassen. Den Namen Heinrich, der hier auf der glatten Rinde einer Weißpappel stand, hatte es genau erkannt und bildete sich nun ein, sein lieber Freund müsse ihn eingeschnitten haben. Von der Einbildung ihres Sohnes mit hingerissen glaubte auch Marcella einige Augenblicke, sie werde Heinrich Lemor aus dem Erlen- und Espendickicht hervortreten sehn. Allein sie

brauchte nicht lange nachzudenken um wehmüthig zu lächeln über die Leichtigkeit, mit der sie sich eine schöne Täuschung vorgespiegelt. Da man aber eine Hoffnung nicht gern fahren läßt, wie thöricht sie auch sei, konnte sie sich der Frage an die Müllerin nicht enthalten, wer in ihrer Familie oder in der Nachbarschaft Heinrich heiße?

„Niemand, daß ichs wüßte,“ antwortete Mutter Marie. Ich kenne das nicht. Es lebt wol im Flecken Nohant eine Familie Heinrich, aber es sind Leutchen wie ich, die nicht schreiben können, weder auf Papier noch auf Bäumen . . . Es müßte denn der Sohn, der von den Soldaten zurückgekommen . . . Aber nein, der ist seit länger als zwei Jahren nicht hier gewesen.“

— Sie wissen also nicht, wer diesen Namen kann eingeschnitten haben?“

— Ich wußte nicht einmal, daß da überhaupt was geschrieben stand. Habe niemalen Obacht drauf gegeben. Und wenn ich's auch gesehn hätte, ich kann nicht lesen. Ich hätte wol eine gute Erziehung haben können, allein zu meiner Zeit war das noch nicht so Mode. Man machte unter die Akten statt des Namens seine drei Kreuze und das galt vor Gericht eben so gut.“

Der Müller war zurückgekehrt um zu melden, daß das Frühstück fertig sei. Als er sah, welche Aufmerksamkeit Marcella diesem Namen schenkte, suchte er, der sehr gut lesen und schreiben konnte, aber bisher noch nichts davon bemerkt hatte, das Ding zu erklären.

„Ich wüßte nicht, wer sich damit sonst einen Spaß gemacht

haben sollte, wenns nicht der Mann gethan hat, der jenen Tag hier war, denn aus der Stadt verirrt sich nicht leicht Jemand bis zu uns.“

— Und was war das für ein Mann?“ fragte Marcella, und gab sich Mühe, eine gleichgültige Miene anzunehmen.

— Es war ein Herr, der uns seinen Namen nicht gesagt hat, antwortete die Alte. Viel haben wir eben nicht gelernt, aber das wissen wir denn doch, daß es sich nicht schickt, neugierig zu sein. Ludwig ist in dem Stück ganz wie ich, und wenn auch die Leute hier zu Lande alle Fremden, denen sie begegnen, die Kreuz' und die Quere ausfragen, so machen wirs akkurat umgekehrt und verlangen Nichts zu wissen, als was man uns von selbst sagen will. Der Herr von jenem Tag sah ganz so aus, als wollt' er seinen Namen und sein Geschäft für sich allein behalten.“

— Und doch that er viele Fragen, der Bursche, bemerkte der Müller, und wir hätten wohl ein Recht gehabt, es ihm zurückzugeben. Weiß nicht warum ich's nicht thun mochte. Uebrigens sah er gar nicht schlimm aus, und ich bin just auch nicht blöde von Natur; aber er sah ganz eigen drein, so daß es mir Leid that.“

— Nun wie sah er denn aus?“ fragte Marcella, deren Neugier und Theilnahme mit jedem Worte des Müllers reger wurde.

— Das kann ich Ihnen nicht recht sagen, antwortete dieser, denn ich gab nicht sehr Acht auf ihn, so lange er da war; als er aber fort war, fing ich an über ihn nachzudenken. Weißt Du Dich nicht zu besinnen, Mutter?“

— Ja, Du sagtest zu mir: Sieh, Mutter, das ist Einer wie ich, der hat auch nicht Alles was er wünscht.“

— Nein, nicht doch, so sagt' ich nicht,“ entgegnete Ludwig, der fürchtete, die Mutter möchte sein Geheimniß verrathen, und nicht ahnte, daß es schon offenbart sei. „Ich sagte bloß: Sieh, das ist ein Mann, der eben nicht aussieht, als wenn er sich zufrieden fühlte auf dieser Welt.“

— Er war also sehr traurig?“ fragte Marcella bewegt.

— Er schien sehr in Gedanken zu sein. Wenigstens drei Stunden hat er just da wo Sie eben stehn, mutterseelenallein auf der Erde gesessen und immer ins Wasser hineingesehn, als wollt' er alle vorüberfließenden Tropfen zählen. Ich dacht' er wäre krank, und bat ihn zwei Mal bei uns vorzusprechen und eine Erfrischung zu nehmen. Als ich an ihn herankam, sprang er in die Höhe, wie Einer den man aus dem Schlaf aufweckt, und es schien ihm nicht recht zu sein. Gleich darauf aber wurde sein Gesicht sanft und gutmüthig und er dankte mir. Zuletzt nahm er ein Stück Brod und ein Glas Wasser an, mehr aber nicht.“

— Das ist Heinrich gewesen!“ rief Eduard, der, sich am Kleide der Mutter festhaltend, aufmerksam zuhörte. Du weißt ja, Mama, daß Heinrich niemals Wein trinkt.“

Frau v. Blanchemont wurde roth und bleich und wieder roth und fragte dann, mit einem Tone, dem sie vergeblich etwas Sicheres zu geben sich bemühte, was der Fremdling in dieser Gegend gewollt habe.

— Davon weiß ich nichts," antwortete der Müller. Er sah der jungen Frau mit durchdringendem Blick ins schöne, bewegte Antlitz, und dachte: das ist wieder Eine, die sich wie ich einen Gedanken in den Kopf gesetzt hat!

Um sowol die Neugier Marcella's in Bezug auf den Fremden als seine eigne in Bezug auf die Gefühle seines Gasts, so viel als möglich zu befriedigen, ging er bereitwillig auf alle Einzelnheiten ein und gab die Auskunft, die sie in ängstlicher Spannung erwartete.

Der Fremde war vor ungefähr vierzehn Tagen zu Fuß gekommen, zwei Tage im Schwarzthale umhergestreift, und hatte sich dann nicht wieder sehn lassen. Wo er übernächtigt wußte man nicht; der Müller vermuthete: unter freiem Himmel. Geld schien er nicht viel gehabt zu haben; dennoch hatte er seinen kärglichen Imbiß in der Mühle bezahlen wollen, als aber der Müller es zurückgewiesen, mit der Einfachheit eines Mannes gedankt, der sich nicht schämt, die Gastfreundschaft eines ihm gleich Gestellten anzunehmen. Sein Anzug war der eines Handwerkers, der etwas auf sich hält, oder eines Landbürgers: eine Bluse und ein Strohhut. Auf dem Rücken trug er einen sehr kleinen Tornister, den er von Zeit zu Zeit vor sich auf die Knie nahm, um Papier herauszuziehn und zu schreiben, als wenn er sich Notizen machte. Wie er selbst gesagt, war er in Blanchemont gewesen, doch hatte ihn dort Niemand gesehn. Dennoch sprach er von der Pächterei und von dem alten Schloß wie Einer, der sich nach Allem genau umgethan. Während er sein Stück Brod gegessen und sein Glas Wasser getrunken, hatte er dem Müller viele

Fragen über den Umfang der Ländereien, über ihren Ertrag, über die darauf lastenden Hypotheken, über den Ruf und Charakter des Pächters, über die Ausgaben des verstorbenen Herrn v. Blanchemont, über seine andern Güter, und dergleichen mehr vorgelegt. Zuletzt hatte man ihn in der Mühle für einen Mäkler gehalten, den irgend ein Käufer abgeschickt um Erkundigungen einzuziehn und die Beschaffenheit des Bodens zu untersuchen.

„Es scheint nämlich, setzte der Müller hinzu, daß das Gut Blanchemont verkauft werden soll, wenn's nicht schon geschehn ist.“ Er hatte sich doch noch nicht so ganz von dem den Landleuten dieser Gegend eignen Fieber der Neugier losgemacht, als seine Mutter behauptete.

Marcella, die von einer ganz andern Sorge beschäftigt wurde, hörte kaum die Bemerkung, mit der er seinen Bericht schloß.

„Wie alt konnte der Fremde wol sein?“ fragte sie.

— Wenn sein Aussehn nicht täuscht, antwortete die Müllerin, „kann er in Ludwigs Alter sein, ohngefähr vier bis fünfundzwanzig.“

— Und wie . . . . wie sieht er aus? Ist er brünett, von mittlerer Größe?“

— Er ist nicht groß auch nicht blond,“ sagte der Müller. „Er hat kein häßliches Gesicht, aber er ist sehr bleich, als stünd' es mit seiner Gesundheit nicht allzubest.“

Das könnte wol Heinrich sein, dachte Marcella, obwol dies etwas grob entworfne Bild dem Ideal nicht ganz entsprach, das sie im Herzen trug.

— Er ist ein Mann, fuhr der Müller fort, der in Geschäften wol nicht so leicht wird mit sich umspringen lassen; denn um Herrn Bricolin, dem Pächter von Blanchemont, welcher selbst Absicht auf das Gut hat, einen Gefallen zu thun, und diesem etwas die Lust zu benehmen, machte ich mir den Spaß, die Besitzung herabzusetzen; aber der Bursche ließ sich kein X für U machen. Das Gut ist so und so viel werth, sagte er, und zählte den Ertrag, die Abgaben, die Wirthschaftskosten an den Fingern her, wie Einer, der sich darauf versteht, und der nicht erst lange beim Glase, wie's hier zu Lande Mode ist, zu schwatzen braucht, um die schwache Seite einer Sache herauszubekommen.''

— Ach ich bin wunderlich, dachte Frau v. Blanchemont; dieser Fremde ist irgend ein Verwalter, der Geld im Lande anlegen soll, und seine Traurigkeit, seine Träumerei am Ufer des Bachs, waren ganz einfach eine Folge der Hitze und der Ermüdung. Daß er Heinrich heißt ist ein Zufall, wenn er selbst noch den Namen da eingeschnitten hat. Heinrich hat sich nie mit solchen Angelegenheiten abgegeben; nie hat er den Werth einer Besitzung, nie die Quelle und den Verlauf irgendwelcher Reichthümer dieser Welt gekannt. Nein, nein, er ist's nicht gewesen. War er nicht überdies vor vierzehn Tagen in Paris? Vor drei Tagen erst hab' ich ihn gesprochen, und er hat mir nicht gesagt, daß er in jüngster Zeit verreist gewesen. Was sollte er auch im Schwarzthale gewollt haben? Wer weiß ob ihm einmal das bekannt war, daß das Gut Blanchemont in dieser Provinz liegt, denn

ich erinnere mich nicht, jemals mit ihm darüber gesprochen zu haben.“

Nachdem sich ihre Blicke, nicht ohne daß es ihr schwer wurde, von der geheimnißvollen Bauminschrift getrennt, die ihren Gedanken so viel zu thun gemacht, folgte sie ihren Wirthen ins Haus, wo auf einem massiven Tisch mit schneeweißem Tischzeug ein vortreffliches Frühstück aufgetragen stand: Weizengries, mit Milch zu einem dicken Brei angerichtet, das Leibgericht in dieser Gegend, Birnenkuchen mit würzigem Schaum, Forellen aus der Vauvre, zartfleischige junge Hühner, die man noch zappelnd auf den Rost gelegt, Brühsalat in Nußöl, Ziegenkäse und Früchte, die allerdings noch ein wenig grün waren. Alles dies schien dem kleinen Eduard ganz vortrefflich. Für die Zofe und den Bedienten war an demselben Tisch gedeckt, und die Müllerin wunderte sich sehr darüber, daß Lapierre und Susette sich nicht neben ihre Herrschaft setzen wollten. Marcella bestand aber darauf, daß sie den Landgebrauch mitmachten, und begann mit Heiterkeit dies Leben der Gleichheit, dessen Idee ihr so gefiel.

Die Manieren des Müllers waren etwas geradezu und offen, aber niemals unfein. Seine Mutter benahm sich etwas ehrerbietiger, und trotz der Einwendungen Ludwigs, bei dem der gesunde Sinn die anerzogene gute Lebensart ersetzte, quälte sie ihre Gäste ein wenig mit Nöthigen über ihren Appetit; aber es lag etwas so aufrichtig Wohlwollendes in ihrem gastfreundlichen Eifer, daß sie Marcella nicht unbequem werden konnte. Die Alte hatte Herz und Verstand,

und ihr Sohn war in jeder Beziehung nach ihr gerathen. Bei ihm kam noch das dazu, daß die erste Erziehung in ihm einen guten Grund gelegt. Er hatte die Elementarschule besucht, und las und verstand weit mehr, als er sich merken ließ. Im Gespräch gewahrte Marcella bei ihm mehr richtige Ansichten, gesunde Begriffe und natürlichen Geschmack, als sie dem langen Müller gestern bei ihrem Zusammentreffen im Gasthause zugetraut. Dies Alles bekam dadurch desto größern Werth, daß er, weit entfernt, damit zu prahlen und eitel darauf zu sein, vielmehr bäurischer und minder gebildet that, als er wirklich zu sein wußte. Es war, als scheue er sich vor allen Dingen davor, für einen bäuerlichen Schöngeist zu gelten, und als hege er eine tiefe Verachtung gegen diejenigen, die ihr gutes Herkommen und ihren ehrenwerthen Stand verläugnen, indem sie sich ein lächerliches Ansehn geben. Er sprach für gewöhnlich ziemlich rein, ohne jedoch die naiven und malerisch treffenden Provinzialismen seiner Gegend zu verschmähn. Wenn er sich vergaß und gehn ließ, dann sprach er vollkommen gut und man merkte ihm dann den Müller gar nicht mehr an. Bald aber, als schämte er sich, sich über seine Sphäre zu erheben, kehrte er wieder zurück zu seinen harmlosen Scherzen, und seiner von allem Ungehörigen fernen Vertraulichkeit.

Dennoch gerieth Marcella in einige Verlegenheit, als gegen sieben Uhr Morgens der Taradeyer angekommen war, sich ihr wieder zur Verfügung gestellt hatte, und sie beim Abschied von ihren Wirthen die Kosten bezahlen wollte, die sie ihnen gemacht. Sie wollten durchaus nichts annehmen.

— Nein, nein, meine schöne Dame,“ sagte der Müller ungeziert aber bestimmt; „wir sind keine Gastwirthe. Wir könnten es sein, es wäre nicht unter unserer Würde, aber wir sind's einmal nicht und wir nehmen nichts an.“

— Wie, sagte Marcella, ich soll Ihnen alle diese Umstände und Kosten gemacht haben, und Sie wollen mir nicht erlauben, Sie zu entschädigen? denn ich weiß ja, daß Ihre Mutter mir ihr Zimmer abgetreten, daß sie in Ihr Bett gegangen, und daß Sie auf dem Heuboden geschlafen haben. Sie haben heut Morgen Ihre Arbeit liegen lassen, um zu fischen. Ihre Mutter hat den Ofen geheizt, sie hat Mühe gehabt, und wir haben doch Manches bei Ihnen verzehrt.“

„O meine Mutter hat sehr gut geschlafen, und ich noch besser. Die Forellen aus der Vauvre kosten mir nichts; es ist heut Sonntag und Sonntags fische ich immer den ganzen Morgen über. Das Bischen Milch, Brod, Gries und schlechtes Geflügel zum Frühstück wird uns auch nicht arm machen. Es ist also nichts Großes, und Sie können's schon von uns annehmen ohne sich ein Gewissen draus zu machen. Wir werden's Ihnen nicht vorwerfen, zumal da wir uns vielleicht nie wiedersehn.“

— Nun, ich hoffe doch; antwortete Marcella, denn ich gedenke allerwenigstens einige Tage in Blanchemont zu bleiben; ich will wieder kommen, mich bei Ihrer Mutter und Ihnen bedanken für eine so herzliche Gastfreundschaft, die ich mich aber doch so anzunehmen ein wenig schäme.“

— Warum sich schämen eine kleine Gefälligkeit von ehrlichen Leuten anzunehmen? Ist man zufrieden mit ihrem guten Herzen, so ist man auch quitt mit ihnen. Ich weiß wol, in den großen Städten wird Alles bezahlt, selbst ein Glas Wasser. s' ist aber ein gräulicher Brauch und hier bei uns auf dem Lande, würde man sehr unglücklich sein, wollte man sich nicht gegenseitig Gefälligkeiten erweisen. Lassen wir das."

— Sie wollen also nicht, daß ich wiederkomme und um ein Frühstück bitte? Sie zwingen mich, auf das Vergnügen zu verzichten oder unzart zu werden."

— Das, das ist etwas Andres. Wir haben unsre Pflicht gethan, indem wir Ihnen wie Sie sagen Gastfreundschaft erwiesen; denn wir sind ja von Kindesbeinen an gewohnt das als eine Pflicht anzusehn, und wenn auch die guten Gewohnheiten immer mehr abkommen, wenn auch heutzutage die armen Leute, ohne gerade Bezahlung für solche kleine Dienste zu verlangen, doch fast Alle annehmen was man ihnen beim Abschied giebt, so sind wir, meine Mutter und ich, doch nicht gemeint vom alten Herkommen zu lassen, wo es gut ist. Wäre in der Umgegend eine erträgliche Herberge, so hätt' ich Sie gestern Abend hingebracht in der Meinung, daß Sie da besser aufgehoben sein würden, denn daß Sie Ihr Nachtquartier schon bezahlen könnten, das sah ich wol. Aber es giebt halt keine, weder 'ne gute noch 'ne schlechte, und wollt' ich nicht ein herzloser Mensch sein, so konnt' ich Sie die Nacht nicht draußen zubringen lassen. Glauben Sie, ich hätte Sie zu uns eingeladen, wenn's meine Absicht gewesen

wäre, Bezahlung anzunehmen? Nein, weil wir, sag ich Ihnen, keine Gastwirthe sind. Sehn Sie nur, wir haben weder Stechpalm noch Ginster an unsrer Thür."

— Ja, das hätt ich beim Eintritt bemerken und mich vorsichtiger hier benehmen sollen, sagte Marcella. Aber was geben Sie zur Antwort auf meine Frage? Sie wollen also nicht, daß ich wiederkomme?"

— Das, das ist etwas Andres. Ich lade Sie ein, wiederzukommen so oft es Ihnen gefällt. Sie finden den Ort hübsch, und Ihr Kleiner mag unsern Fladen gern. Das giebt mir Muth, Ihnen zu sagen, daß Sie uns stets ein Vergnügen machen werden, so oft Sie wieder zu uns kommen."

— Und Sie werden mich wie heute nöthigen Alles umsonst anzunehmen?"

— Wenn ich Sie einlade! Hab ich mich denn nicht recht ausgedrückt?"

— Und Sie sehn nicht, daß das meiner Meinung nach Ihre Gutherzigkeit mißbrauchen hieße?"

— Nein, das seh' ich allerdings nicht ein. Wird man eingeladen, so macht man nur von seinem Recht Gebrauch, wenn man die Einladung annimmt."

— Nun, ich seh' es ein, sagte Frau v. Blanchemont, Sie haben die wahre Höflichkeit, und in unserer Welt hat man sie nicht. Sie belehren mich, daß die Discretion, diese vielgerühmte und bei uns leider so nothwendige Eigenschaft, so nothwendig erst geworden ist,

seit sich das Wohlwollen in Komplimente verwandelt hat, und die gute Lebensart nicht mehr der Ausdruck wahrer Gefälligkeit ist.“

— Sie sprechen gut, sagte der Müller, dessen Antlitz ein Strahl heller Einsicht erleuchtete, und ich bin recht erfreut, bei meiner Treu, daß ich Gelegenheit gefunden, Sie mir zu verbinden.“

— Dann werden Sie erlauben, daß auch ich meinerseits Sie bei mir aufnehme, wenn Sie nach Blanchemont kommen?“

— O da muß ich um Verzeihung bitten! Ich werde nicht zu Ihnen kommen. Ich werde zu Ihren Pächtersleuten gehn, wie ich oft thue, um Getraide zu holen, und Sie dann mit Vergnügen grüßen; das ist Alles was ich thun kann.“

— Ei, ei, Herr Ludwig, Sie wollen nicht bei mir frühstücken?“

— Ja und nein. Ich esse oft bei Ihren Pächtern; aber wenn Sie da sind, wird sich das ändern. Sie sind eine adlige Dame, das ist genug gesagt.“

— Sprechen Sie sich deutlicher aus, ich verstehe noch nicht . . .

— Sehn Sie, haben Sie nicht die Gebräuche der vornehmen Leute von Alters her beibehalten? Würden Sie nicht Ihren Müller in die Küche mit Ihren Dienern und ohne Sie zu Tische schicken? Gewiß. Mich würde es freilich nicht kränken mit ihnen zu essen; hab's ja heute bei mir gethan; das aber würde mir doch wunderlich vorkommen, daß ich Sie bei mir habe sitzen lassen, und doch nicht sollte bei Ihnen in der Kaminecke und mit meinem Stuhl neben Ihrem Stuhl sitzen dürfen. Sehn Sie, ich bin ein wenig stolz. Ich

will Sie nicht tadeln, Jeder lebt nach seinen Ideen und Gebräuchen; aber eben darum hab' ichs auch nicht nöthig mich den Gebräuchen Anderer zu unterwerfen, wenn ich nicht dazu gezwungen werde.“

Marcella fühlte sich höchlichst überrascht von dem richtigen Sinn und der kecken Aufrichtigkeit des Müllers. Sie sah ein, daß er ihr eine herrliche Lection gebe, und freute sich, daß sie Pläne hegte, welche ihr erlaubten dieselbe ohne Erröthen hinzunehmen.

— Sie irren sich in mir, Herr Ludwig, sagte sie. Es ist nicht meine Schuld, daß ich dem Adel angehöre; aber das Glück oder der Zufall hat es so gefügt, daß ich mich an seine Gebräuche nicht länger kehren will. Wenn Sie zu mir kommen, werde ich nicht vergessen, daß Sie mich aufgenommen wie Ihresgleichen, daß Sie mir gedient haben wie Ihrem Nächsten, und um zu beweisen, daß ich nicht undankbar bin, will ich, wenn es sein muß, das Gedeck für Sie und Ihre Mutter eigenhändig auf meinen Tisch legen, wie Sie meins auf den Ihrigen.“

— Wahrhaftig, das würden Sie thun? fragte der Müller, und sah dabei Marcella an mit einem Gemisch von Erstaunen, ehrerbietigem Zweifel und vertraulicher Theilnahme. Ja, dann, dann will ich kommen . . . oder vielmehr . . . nein, ich werde doch nicht kommen, denn ich sehe wol, daß Sie eine ehrenwerthe Person sind.“

— Ich begreife ganz und gar nicht was die Bedenklichkeit wieder soll.“

— Ja, das ist schlimm . . . wenn Sie's nicht begreifen . . . . es wird mir etwas sauer, mich besser auszudrücken."

— Geh doch Ludwig, ich glaube du bist närrisch geworden, sagte die alte Marie, die mit ernster Miene strickte, und diese ganze Unterhaltung mit anhörte. Ich weiß gar nicht, wo du das Alles herbekommst, was du unsrer Dame da sagst. Entschuldigen Sie, Madame, der Junge ist schon so gerade zu, und sagt Jedermann, ob Groß oder Klein, mir nichts dir nichts heraus was ihm durch den Kopf geht. Aber das braucht Sie nicht zu kränken; denn im Grunde, glauben Sie mir's, hat er ein gutes Herz, und ich seh' es ihm an, daß er für Sie noch diese Stunde durchs Feuer ginge."

— Durchs Feuer? Na, das will ich just nicht sagen, entgegnete der Müller lachend, aber durchs Wasser, das ist mein Element. Du siehst, Mutter, Madame ist eine Frau von Geist, und man kann ihr Alles sagen was man denkt. Sag' ich's doch Herrn Bricolin, ihrem Pächter, und vor dem muß man sich wahrhaftig mehr fürchten, als vor dieser hier."

— So sagen Sie mir doch, Meister Ludwig, reden Sie, ich bin sehr begierig, mich unterrichten zu lassen. Was liegt darin, daß ich eine ehrenwerthe Person bin, für ein Grund für Sie, nicht zu mir kommen zu wollen.

— Weil es Unrecht von uns wäre, wollten wir uns mit Ihnen auf einen vertrauten Fuß stellen, und Unrecht von Ihnen, wenn Sie uns als Ihres Gleichen behandelten. Das würde Ihnen Unannehmlichkeiten zuziehn. Ihre Standesgenossen würden Sie tadeln und

sagen, Sie vergäßen Ihre Stellung, und ich weiß, daß das in ihren Augen für sehr schlecht gilt. Ferner müßten Sie eben so gütig als gegen uns auch gegen alle Andern sein, sonst würde es nur Eifersucht erregen und uns Feinde machen. Es muß ein Jedes seine Straße gehn. Man sagt die Welt hat sich gewaltig verändert seit fünfzig Jahren; ich aber sage, es hat sich nichts verändert, als nur unsere Ideen. Wir wollen uns nicht mehr unterwerfen, und meine Mutter da, die ich doch so liebe, die brave Frau, sie sieht die Dinge in so manchen Stücken anders an, als ich. Aber die Ideen der Reichen und Adligen sind noch ganz dieselben, die sie immer gewesen. Wenn Sie sie nicht haben, diese Ideen; wenn Sie die armen Leute nicht ein wenig verachten; wenn Sie ihnen dieselbe Ehre angedeihn lassen, wie Ihres Gleichen, so ist das für Sie vielleicht nur um so schlimmer. Ich habe oft Ihren Mann gesehn, den verstorbnen Herrn von Blanchemont, den Einige noch den gnädigen Herrn v. Blanchemont nannten. Er kam jährlich einmal hieher ins Land, und blieb zwei oder drei Tage. Er dutzte uns. Hätt' er's aus Freundschaft gethan, nun meinetwegen dann, aber er that's aus Verachtung, und man mußte immer stehend und den Hut in der Hand mit ihm sprechen. Mir wollte das nicht recht zu Sinne. Eines Tags begegnete er mir auf der Straße, und befahl mir, sein Pferd zu halten. Ich that als wär' ich taub, er nannte mich Lümmel, ich sah ihn von der Seite an: wär' er nicht so schwach, so gebrechlich gewesen, ich hätte mit ihm zwei Worte reden wollen! Aber das wäre erbärmlich von mir gewesen, und so zog ich denn, ein Liedel trällernd, meines

Weges weiter. Wenn dieser Mann lebte, und Sie so wie jetzt mit mir sprechen hörte, so könnte er unmöglich zufrieden sein. Sie brauchen ja bloß Ihren Dienstleuten ins Gesicht zu sehn! ich hab's heute wol gemerkt, daß sie Sie etwas allzufrei gegen uns und selbst gegen sie fanden. Sie sehn, Madame, Sie müssen wiederkommen zu einem Spaziergang in unsrer Mühle, wir aber, die wir Sie lieben, dürfen uns nicht im Schloß an Ihren Tisch pflanzen."

— Für das letzte Wort verzeih' ich Ihnen Alles Uebrige, und ich nehme mir vor, Sie noch zu überzeugen," sagte Marcella und reichte ihm die Hand, mit einem Ausdruck in ihren Zügen, dessen edle Züchtigkeit Hochachtung gebot, während ihre ganze Art die herzlichste Zuneigung gewinnen mußte. Der Müller erröthete, als er dies zarte Händchen in seiner großen Hand fühlte, und zum ersten Male ward er Marcella gegenüber schüchtern, wie ein keckes aber gutes Kind, dessen Anmaßung plötzlich durch Rührung besiegt wird.

— Ich will mich auf Sophie werfen, und Ihnen als Führer dienen bis Blanchemont, sagte er nach einem Augenblick verlegnen Schweigens; dieser Unglückstaradeyer würde Sie wieder irre fahren, obgleich es nicht weit ist."

— Gut, ich nehm' es an, erwiderte Marcella; werden Sie noch sagen, ich sei stolz?"

— Sagen will ich, sagen, rief Ludwig aus, indem er hastig hinaus lief, daß, wenn alle Frauen wären wie Sie . . . .

Man hörte nicht das Ende seines Satzes, aber seine Mutter übernahm es, den Schluß hinzuzufügen.

— Er denkt, sagte sie, wenn das Mädchen das er liebt eben so wenig stolz wäre als Sie, würde er nicht solche Qualen haben."

— Könnte ich ihm nicht vielleicht nützlich sein?" fragte Marcella, indem sie mit Vergnügen daran dachte, daß sie reich und edel freigebig sei.

— Vielleicht wenn Sie gut von ihm sprechen zu dem Mädchen, denn Sie werden sie gar bald kennen lernen . . . Aber was hilfts, sie ist gar zu reich!"

— Wir wollen darüber wieder sprechen, sagte Marcella, da sie ihre Leute nach dem Gepäck kommen sah. Ich komme eigens dazu her, bald, vielleicht schon Morgen."

Der rothköpfige Taradeyer hatte die Nacht unter einem Baume zugebracht, da es ihm in der Finsterniß nicht gelungen, ein Haus im Schwarzthale zu entdecken. Bei Tagesanbruch hatte er die Mühle bemerkt und in derselben Herberge Erquickung für sich und seinen Gaul gefunden. In seiner übeln Laune war er sehr geneigt, die Vorwürfe, auf die er sich gefaßt machte, mit Unverschämtheit zu beantworten. Aber einestheils machte ihm Marcella auch nicht einen, und anderntheils überschüttete ihn der Müller mit so vielen beißenden Anmerkungen, daß er nicht das letzte Wort behalten konnte, und ganz mürrisch und schmollend auf seinen Leiterbaum kletterte. Der kleine Eduard bat seine Mutter ihn auf Sophie vor dem Müller reiten zu lassen. Ludwig nahm ihn liebreich in die Arme und sagte ganz leise zur alten Marie:

„Wie wär's, Mama, wenn wir auch so einen im Hause hätten,

uns mit zu befreun, was meinst Du? Aber das werden wir nie erleben!“

Und seine Mutter verstand was er meinte: daß er nie heirathen wolle, wenn nicht die, auf die er vernünftiger Weise keine Ansprüche machen konnte.

7.

Blanchemont.

Marcella gab der Müllerin einen Abschiedskuß, steckte den Dienstleuten in der Mühle unter der Hand ein reichliches Trinkgeld zu, und stieg dann heitern Sinnes in den verherten Taradey. Ihr erster Versuch der Gleichheit hatte ihr wohlig die Seele geweitet, und der Verfolg des Romans, den sie verwirklichen wollte, erschien ihren Blicken in den schönsten poetischen Farben. Aber schon der bloße Anblick Blanchemonts verdüsterte ihre Gedanken ungemein und ihr Herz ward beklommen, sobald sie durch das Hofthor ihres Landguts gefahren war.

Wenn man von der Mühle von Angibault längs der Vauvre emporgeht, muß man erst eine ziemlich steile Höhe hinan und befindet sich dann auf dem Schloßgebiet von Blanchemont. Es ist ein schöner grüner Platz, umschattet von alten Bäumen und mit einer hübschen Aussicht, die zwar nicht zu den weitesten des Schwarzthales gehört, aber etwas

Frisches, Melancholisches und Wildes erhält, durch die Seltenheit der Wohnungen, von denen man kaum die Stroh- oder braunen Ziegeldächer aus dem Laub der Bäume hervorgucken sieht.

Eine ärmliche Kirche und die Häuserchen des Weilers umgeben diesen nach dem Fluß zu abhängigen Hügel. Die Vauvre zieht sich hier in anmuthigen Krümmungen hin. Ein breiter holpriger Weg führt von da zum Schloße, das etwas hinter dem Hügel und tiefer liegt als dieser, rings von Getraidefeldern umgeben. Man kommt wieder in die Ebene und verliert den schönen blauen Horizont von Berry und der Marche aus den Augen, den man erst aus dem zweiten Stockwerk des Schlosses wieder erblickt.

Dies Schloß ist nie besonders stark gewesen; die Mauern sind unten nicht über sechs Fuß dick, und die schlanken Thürmchen steigen nicht von unten auf, sondern sind nur söllerartig aus den Mauern hervorgebaut. Es wurde erbaut, als die Feudalkriege schon ihrem Ende nahten. Doch verrathen noch die Kleinheit der Thore, die Seltenheit der Fenster, und die zahlreichen Ruinen von Mauern und Thürmchen, die es einst schützend umgaben, eine Zeit des Mißtrauens, in der man sich noch vorsehn mußte gegen einen Ueberfall. Es ist ein ziemlich wohlgeformtes Kastell, ein längliches Viereck, das in jedem Stock nur einen großen Saal und je vier kleinere Zimmer in den vier Eckthürmen enthält; ein fünfter Thurm in der Mitte der Hinterfront bildet das Treppenhaus der einzigen Treppe. Die Kapelle ist durch die Zerstörung der frühern Verbindungsgebäude vom Schloß getrennt, die Gräben theilweise mit Schutt gefüllt, die Thürmchen

der Ringmauer zur Hälfte abgetragen, und der Teich, der früher die Nordseite des Schloßes bespülte, ist eine schöne längliche Wiese geworden mit einem Sprind in der Mitte.

Allein der immer noch malerische Anblick des Schlosses erregte erst nachträglich die Aufmerksamkeit der Erbin von Blanchemont. Der Müller half ihr aussteigen und führte sie nach dem neuen Schloß, wie er es nannte, und den ausgedehnten Gebäuden des Pachtguts, die am Fuß des alten Herrnhauses lagen, und einen großen Hof einfaßten, der auf der einen Seite durch eine Mauer mit Zinnen, auf der andern durch eine Hecke und einen Graben voll Sumpfwasser geschlossen wurde. Nichts konnte trauriger und widerlicher aussehn, als diese Behausung der reichen Pächter. Das neue Schloß ist weiter nichts, als ein großes Bauernhaus, vor etwa fünfzig Jahren aus den Trümmern der Befestigungswerke erbaut. Doch verriethen die festen frisch geweißten Mauern, und die neuen, schreiend rothen Dachziegel kürzlich vorgenommene Ausbesserungen. Diese äußerliche Verjüngung stach grell ab gegen das alte Aussehn der Wirthschaftsgebäude und den schrecklichen Schmutz des Hofes. Diese finstern alterthümlichen aber dauerhaft aufgeführten und gut unterhaltenen Gebäude bildeten ein zusammenhängendes Gehöft von Scheunen und Ställen, das den Stolz des Pächters ausmachte und die Bewunderung aller Landwirthe in der ganzen Gegend erregte. Allein dies für den Betrieb der Landwirthschaft so nützliche, für Viehzucht und Erndte so bequeme Gehöft, sperrte Blick und Gedanken in einen traurigen, prosaischen und abschreckend schmutzigen

Raum ein. Aus den von Bruchsteinen gemauerten viereckigen Düngergruben ragten ungeheure Misthaufen noch zehn bis zwölf Fuß hoch hervor, und aus diesen sickerte in Rinnen eine braune Jauche die man absichtlich ganz ungehindert zur Düngung des Gemüses nach dem tiefer liegenden Gekö̈chgarten abfließen ließ. Diese Düngervorräthe, der liebste Reichthum des Landwirths, entzücken sein Auge und lassen sein zufriedenes Herz stolzer schlagen, wenn ein Nachbar sie mit der Bewunderung des Neides betrachten kommt. In kleinen Wirthschaften haben diese Dinge übrigens selbst für das Auge und das Gemüth des Künstlers nichts Beleidigendes. Ihre Unordnung, die umherliegenden Ackergeräthschaften, das Grün, das Alles verschönend einrahmt, verbirgt das Häßliche oder giebt ihm gar ein gefälliges Aussehn; wo aber die Wirthschaft im Großen betrieben wird und auf ausgedehnten Ländereien, da ist nichts wiederlicher als dieser Horizont von Schmutzereien. Schwärme von Puten, Gänsen und Enten sorgten dafür, daß man auch da nicht sicher treten konnte, wo gerade keine Mistjauche floß. Quer über den unebnen und kahlen Boden des Hofes führte ein gepflasterter Steig, der aber in diesem Augenblicke auch nicht besser zu betreten war als das Uebrige. Die Trümmer vom alten Dach des neuen Schlosses lagen noch jetzt zerstreut auf dem Boden umher und man ging buchstäblich auf lauter zerbrochnen Dachziegeln. Und doch waren die Dachdecker bereits seit einem halben Jahre mit ihrer Arbeit fertig. Aber das hatte seine guten Gründe: die Reparaturkosten mußte der Besitzer tragen, dem Pächter dagegen lag es ob, den Schutt wegzuräumen und den Hof

zu reinigen. Dieser hatte sich vorgenommen, es zu thun, wenn die Sommerarbeiten verrichtet sein und seine Leute Zeit dazu haben würden. Einestheils wollte er für einige Tage Tagelohn ersparen, anderntheils war dabei auch die Saumseligkeit der Berryner im Spiel, die immer irgend etwas ungethan läßt, als verlangte nach einer Anstrengung die erschöpfte Thätigkeit unumgänglich ihre Ruhe und das Behagen der Nachlässigkeit noch vor Beendung des Werks.

Marcella verglich diesen plumpen und widerwärtigen bäurischen Reichthum mit dem poetischen Wohlsein des Müllers, und sie würde ihm darüber etwas gesagt haben, wenn es bei dem Gekoller der aufgescheuchten Truthähne, beim Gezisch der ihre Gesseln führenden Gänse, und bei dem Gebell, das drei oder vier magere braunhaarige Hunde erhoben, möglich gewesen wäre ein Wort zu verstehn. Da es Sonntag war ruhten die Ochsen heut in den Ställen, und die Arbeiter standen auf den Thürschwellen in ihren Sonntagskleidern, Kleidern, die vom Kopf bis zum Fuß aus berlinerblauem Tuch bestanden. Sie waren sehr verwundert, als sie den Taradey ankommen sahen, aber keiner störte sich aus seiner Ruhe um sie zu empfangen und dem Pächter die Gäste zu melden. Der Müller mußte es übernehmen, Frau v. Blanchemont einzuführen. Er that es ohne viel Umstände, trat ein ohne erst zu klopfen, und sagte:

„Kommen Sie, Madame Bricolin, Frau v. Blanchemont ist da, Sie zu besuchen."

Diese unvermuthete Nachricht benahm den drei Damen Bricolin, die eben aus der Kirche zurückgekehrt waren, und stehenden

Fußes einen kleinen Imbiß zu sich nahmen, dergestalt den Kopf, daß sie wie erstarrt stehn blieben und einander ansahn, als fragten sie, was wol unter so bewandten Umständen zu sagen und zu thun sei, und sie hatten noch keinen Fuß gerührt als Marcella eintrat. Die Gruppe welche sie erblickte bestand aus drei Generationen: erst Mutter Bricolin, die weder lesen noch schreiben konnte und als Bäuerin gekleidet war; dann Madame Bricolin, die Frau des Pächters, schon etwas eleganter als ihre Schwiegermutter, ohngefähr von dem Schlage der Haushälterinnen katholischer Pfarrer: diese verstand leserlich ihren Namen zu schreiben, und die Zeit des Sonnenaufgangs so wie den Eintritt des Mondwechsels im Lütticher Kalender aufzufinden; endlich Rosa Bricolin, wirklich schön und frisch wie eine Mairose: diese wußte schon ihren Roman zu lesen, das Ausgabenbuch des Hauses zu führen und ein Contretänzchen zu machen. Sie ging mit bloßem Kopf und hatte ein hübsches rosa Mousselinkleid an, das eine reizende Taille aufs Beste hervortreten ließ, wenn auch etwas gekünstelt durch das lange Leibchen und die engen Aermel, wie es gerade Mode war. Diese reizende Gestalt, die etwas Feines und doch zugleich Unbefangenes in ihrem Wesen hatte, verwischte den unangenehmen Eindruck den das saure und harte Gesicht ihrer Mutter auf Marcella machte. Die Großmutter, sonnenverbrannt und runzlich wie eine Bauersfrau die schon etwas durchgemacht hat im Leben, hatte ein offnes, dreistes Gesicht. Diese drei Frauenzimmer standen noch immer da und sperrten den Mund auf; Mutter Bricolin fragte sich in allem Ernste ob diese schöne junge

Dame dieselbe sei, die sie vor dreißig Jahren zuweilen aufs Schloß kommen gesehn, nämlich die Mutter Marcellas, obgleich sie wußte, daß diese längst gestorben; Madam Bricolin, die Pächterin, bemerkte, daß sie nach der Rückkehr aus der Kirche allzuschnell eine Küchenschürze vor ihr kastanienbraunes Merinokleid gebunden; Rosa dagegen fuhr blitzschnell das Bewußtsein durch den Kopf, daß sie untadelhaft von Kopf bis Fuß gekleidet sei, und, Dank dem Sonntage, selbst von einer eleganten Pariserin überrascht werden könne, ohne über irgend eine allzugemeine wirthschaftliche Arbeit erröthen zu dürfen.

Die Familie Bricolin hatte Frau v. Blanchemont stets für ein problematisches Wesen gehalten, daß zwar möglicherweise wirklich existiren könne, das man aber nie gesehn und auch gewiß nie sehn würde. Man hatte ihren Herrn Gemahl gekannt, ihn aber nicht geliebt, weil er hochfahrend, nicht geachtet, weil er ein Verschwender gewesen, und nicht gefürchtet, weil er stets Geld gebraucht, und sich um jeden Preis welches hatte vorschießen lassen. Nach seinem Tode hatte man geglaubt nur noch mit Geschäftsleuten zu thun zu haben, da der Verstorbene, wenn er die Unterschrift seiner stets bereitwilligen Frau vorgezeigt, manches Mal gesagt: Frau v. Blanchemont ist ein Kind; sie wird sich nie um dergleichen bekümmern; es ist ihr sehr gleichgültig, wo das Geld herkommt, wenn ich ihr nur welches schaffe.“ Der Herr Gemahl hatte nämlich die Gewohnheit die Ausgben für seine Mätressen auf Rechnung verschwenderischer Neigungen seiner Frau zu stellen. Man hatte daher nicht die mindeste Ahnung von dem wahren Charakter der jungen Wittwe, und Madame Bri-

colin glaubte zu träumen, als sie sie in Person wie vom Himmel herabgeschneit in Blanchemont erscheinen sah. Sollte sie sich darüber freuen oder betrüben? Diese sonderbare Erscheinung, war sie von guter oder von schlimmer Vorbedeutung für das fernere Gedeihen der Bricolins? Kam man um Einspruch zu erheben oder Forderungen zu stellen?

Während die überraschte Pächterin immer noch weder aus noch ein wußte und Marcella musterte, ohngefähr wie eine Ziege sich zur Wehr setzt, wenn sie einen nicht zur Heerde gehörigen Hund zu Gesicht bekommt, hatte Rosa Bricolin, von der leutseligen Miene und der einfachen Haltung der Fremden schnell gewonnen, den Muth gehabt, ihr zwei Schritte entgegen zu gehn. Die Großmutter war von allen Dreien am Wenigsten verlegen. Nachdem die erste Ueberraschung vorüber und ihr schwachgewordner Kopf sich zusammengenommen hatte, um zu begreifen, mit wem sie hier zu thun habe, trat sie mit derber Offenheit zu Marcella hervor und begrüßte sie ungefähr mit denselben Worten, wiewol minder fein und anmuthig, wie die Müllerin von Angibault. Die beiden Andern gewannen einige Fassung durch die sanfte wohlwollende Art, wie Marcella darum bat, auf zwei bis drei Tage ihr Gast sein zu dürfen, da sie mit Herrn Bricolin über ihre Angelegenheiten zu sprechen habe, und beeilten sich bald, sie zum Frühstücken einzuladen.

Marcella dankte und berief sich auf die treffliche Mahlzeit, die sie erst vor einer Stunde in der Mühle von Angibault gehalten. Jetzt erst fielen die Blicke der drei Damen Bricolin auf den großen

Ludwig, der an der Thür stand und mit der Magd über Mehl sprach um einen Vorwand zu haben noch etwas zu bleiben. Diese drei Blicke waren sehr verschieden. Der der Großmutter war freundlich, der Blick ihrer Schwiegertochter voller Geringschätzung, der Blick Rosas ungewiß nnd unbeschreiblich, wie ein Gemisch von zwei verschiedenen Gefühlen.

„Wie, rief Madame Bricolin in einem beleidigenden und spöttischen Ton, als Marcella in wenig Worten ihr nächtliches Abenteuer erzählt hatte, wie, Sie haben in der Mühle da übernachten müssen? Daß wir das nicht gewußt haben! Aber warum hat der Tölpel von Müller Sie nicht gleich hergebracht? Guter Gott, welche schlechte Nacht werden Sie da gehabt haben, gnädige Frau!“

— O, im Gegentheil, eine ausgezeichnete. Ich wurde aufgenommen wie eine Königin und bin Herrn Ludwig und seiner Mutter tausend Dank schuldig.“

— Das wundert mich auch ganz und gar nicht, meinte Mutter Bricolin, denn die Großmarie ist ein so braves Weib und hält ihr Haus so fein säuberlich! Sie ist meine Jugendfreundin; wir haben zusammen die Schafe gehütet, mit Respekt zu vermelden; waren damals beide hübsche Mädels, wie die Leute sagten, wenn man auch jetzt nicht mehr danach aussieht, nicht wahr gnädige Frau? Wir hatten eine nicht mehr gelernt als die Andre: spinnen, stricken, Käse machen, das war Alles. Geheirathet haben wir sehr verschieden, sie einen der ärmer war, als sie, und ich einen Reichern. Ja, ’s war die Liebe, die unsre Ehen zu Stande gebracht hat! Das kam damals

noch vor; jetzt freien die Leutchen nur noch ums liebe Geld, und die Thaler gelten mehr als was das Herz fühlte, s' ist aber darum nicht besser, nicht wahr, Frau v. Blanchemont?"

— Ich bin ganz und gar Ihrer Meinung," sagte Marcella.

— Guter Gott, Mutter, was für Geschichtchen erzählt Ihr da der gnädigen Frau! sagte Madame Bricolin verdrüßlich. Glaubt Ihr daß solche alte Historien ihr Spaß machen? Na, Müller, fuhr sie in gebieterischem Tone fort, geht doch mal sehn, ob Bricolin im Kaninchengehege oder auf seinem Haferfeld hinterm Hause ist. Sagt ihm, daß er der gnädigen Frau guten Tag sagen kommt."

— Herr Bricolin, antwortete der Müller mit einem heitern Blick und einer lustig trotzigen Miene, Herr Bricolin ist weder auf seinem Haferfelde noch im Kaninchengehege, beim Vorbeigehn hab' ich ihn gesehn; er trinkt seinen Schoppen und seinen Schnitt mit dem Herrn Pfarrer im Presbyterium."

— Ach ja, sagte Mutter Bricolin, er muß im Präcipiterium *) sein. Der Herr Pfarrer hat immer großen Durst und großen Hunger nach der großen Messe, und da hat ers gern wenn ihm Einer Gesellschaft leistet. Sag' Ludwig, mein Sohn, willst Du ihn holen gehn, Du bist ja so gefällig."

— Ja, sogleich," sagte der Müller, der auf das Geheiß der Pächterin auch nicht einen Fuß gerührt hatte, und lief schnell fort.

„Den findet Ihr gefällig, den! brummte Madame Bricolin

*) Nicht zu übersetzendes Wortspiel: précipiter — hinunterstürzen.

indem sie ihre Schwiegermutter verdrießlich ansah; Ihr seid leicht zufriedengestellt!"

— Nun, Mama, das kannst Du doch nicht sagen, sagte die schöne Rosa Bricolin mit sanfter Stimme. Der Großlude hat wol ein gutes Herz."

— Und was willst Du anfangen mit seinem guten Herzen? entgegnete die Bricolin mit wachsendem Verdruß. Was habt ihr denn immer für ihn, ihr alle Beide seit einiger Zeit?"

— Aber Mama! Du bist ungerecht gegen ihn seit einiger Zeit," antwortete Rosa, die ihre Mutter nicht sehr zu fürchten schien, da sie auf den Schutz ihrer Großmutter rechnen konnte. „Du reibst Dich immer an ihm und Du weißt doch, daß der Vater große Stücke auf ihn hält."

— Du thätest klüger, sagte die Pächterin, wenn Du, anstatt zu räsonniren, deine Stube aufräumen gingest, die am besten eingerichtet ist im ganzen Hause, für die gnädige Frau hier, die vielleicht Lust hat, sich vor dem Essen noch auszuruhn. Sie müssen schon entschuldigen gnädige Frau, wenn Sie hier nicht allzubest logieren. Erst voriges Jahr hat der verstorbene Herr v. Blanchemont erlaubt, das neue Schloß etwas einrichten zu lassen, das fast eben so verfallen war, wie das alte, und seitdem erst haben wir anfangen können uns ein Bischen anständig auszumeubliren bei der Erneuerung unseres Pachtkontrakts. Noch ist nichts fertig, die Tapeten sind noch nicht in allen Zimmern aufgeklebt, und wir warten jeden Tag auf Komoden und Bettstelle, die noch nicht angekommen sind von Bourges.

Einige haben wir auch noch nicht auspacken lassen. Es liegt bei uns im wahren Sinn des Worts wie Krummstroh drunter und drüber, seitdem die Maurer Alles um und um gekehrt.“

Mit der Unordnung im Hause, die Madame Bricolin in ihrer Rede ankündigte, hatte es durchaus eben so seine Richtigkeit, als mit der, die Marcella schon von draußen bemerkt. Ihre Sparsamkeit und Saumseligkeit schob die Ausgaben immer noch auf die lange Bank, und setzte den Augenblick stets wieder weiter hinaus, da man endlich den Aufwand genießen sollte, den man sich erlauben wollte und konnte, aber immer noch nicht zu beginnen wagte. Das traurige und verräucherte Gemach, in dem die Familie von der Schloßherrin überrascht worden, war das häßlichste und unreinlichste im ganzen neuen Schloß. Es war gleichzeitig Küche, Speisesaal und Unterhaltungszimmer. Da die unmittelbar auf den Hof hinausführende Thür stets offen stand, hatten die Hühner freien Zutritt, und es war eine fortwährende Beschäftigung der Pächterin, sie hinauszujagen, als wäre der stete Zorn und das ewige Schelten, in dem sie durch das immer wiederkommende Federvieh erhalten wurde, ihrem Bedürfniß, thätig zu sein und zu züchtigen, unerläßlich nothwendig gewesen. Hier wurden die Landleute vorgelassen, mit denen man jeden Augenblick zu thun hatte, und da ihre kothigen Füße und ihre ungenirten Manieren unvermeidlich das Fußgetäfel und die Meubles verdorben hätten, waren nur grobe Strohstühle und hölzerne Bänke in Gebrauch die auf den bloßen Dielen standen, welche letzeren täglich wol zehn Mal, aber immer vergeblich gefegt wurden. Die Fliegen, die

hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen, und das Feuer, das zu jeder Stunde und Jahreszeit in dem großen, mit Kesselhaken in allen Größen geschmückten Kamin brannte, machten diesen Aufenthalt im Sommer sehr unangenehm. Dennoch hielt sich gerade hier die Familie fortwährend auf, und als man Marcella in das anstoßende Zimmer führte, bemerkte sie leicht, daß dies, eine Art von Salon, bisher noch nicht benutzt worden, obgleich es seit einem Jahre eingerichtet war. Es war mit dem plumpen Luxus der Gastwirthszimmer ausgestattet. Das nagelneue Getäfel war noch ungebeizt und ungebohnt; die Vorhänge von klarem Zitz hingen in getriebnen messingnen Haltern von ausgesucht schlechtem Geschmack; die Verzierungen des Kamins entsprachen diesem grell-blanken, häßlichen Putz, der angeblich Rococo sein sollte. An einem sehr reichen Gueridon, an welchem künftig sollte Kaffee getrunken werden, sah man noch den ganzen vergoldeten Broncebeschlag mit Papier und Bindfaden bewickelt. Sofa und Stühle waren mit roth und weißgewürfelten Decken belegt unter denen der Wollendamast vergilben sollte, ohne jemals ans Tageslicht zu kommen: und da man auf diesen Pachtgütern den Unterschied zwischen Wohn- und Schlafzimmer noch nicht kennt, standen zwei Mahagonibette noch ohne Vorhänge der Länge nach aufgestellt, mit dem Fußende nach dem Fenster, rechts und links von der Eingangsthür. Man sagte einander in's Ohr, dies würde Rosas Brautgemach sein.

Marcella mißfiel es in diesem Hause so sehr, daß sie beschloß nicht in demselben zu wohnen. Sie erklärte, sie wolle ihren Wirthen

nicht die kleinste Unruhe machen, und sich deshalb in einem Bauerhause ein Unterkommen suchen, wofern nicht im alten Schloße noch ein bewohntes Zimmer zu finden sei. Die letztere Idee schien Madame Bricolin einige Sorge zu machen und sie bot Alles auf, ihren Gast davon abzubringen.

„Es ist wahr, sagte sie, es ist im alten Schloß immer ein sogenanntes Herrenzimmer gewesen. Wenn der Herr Baron, Ihr verstorbner Gemahl, uns die Ehre anthat, hier vorzusprechen, so meldete er uns stets seine Ankunft schriftlich an, und wir trugen Sorge, Alles zu säubern, damit er nicht gar zu schlecht wohnte. Aber dies unglückliche Schloß ist so trist, so verfallen . . . Die Ratten und Eulen machen des Nachts darin einen solchen Höllenlärm, und überdies sind die Dächer in so schlechtem Zustande, die Mauern so morsch und wankelmüthig, daß es wahrhaftig nicht sicher ist, drin zu schlafen. Ich begreif's auch nicht, wie der Herr Baron an dem Zimmer Geschmack finden konnte. Bei uns wollte er durchaus nicht wohnen, und es war, als hätt' ers unter seiner Würde gehalten, hier eine Nacht wo anders als unter'm Dach des alten Schlosses zuzubringen.“

— Ich will das Zimmer besehn, sagte Marcella, und wenn man nur vor Wind und Wetter geschützt darin schlafen kann, so hab ich alles was ich brauche. Vorläufig bitt' ich Sie, sich hier gar keine Störung zu machen.

Rosa sprach den Wunsch aus, lieber ihr Zimmer Frau v. Blanchemont abzutreten, und that es in so liebenswürdigen Ausdrücken und mit so zuvorkommender Miene, daß Marcella ihr freundlich dankend

die Hand reichte, ohne jedoch ihren Entschluß zu ändern. Das Aussehn des neuen Schloßes und ein instinktartiger Widerwille gegen Madame Bricolin bewogen sie, die Gastfreundschaft entschieden abzulehnen, die sie in der Mühle zuletzt von Herzen gern angenommen hatte.

Sie hatte noch zu kämpfen mit der umständlichen Zudringlichkeit der Pächterin, als Herr Bricolin erschien.

8.

Der reichgewordene Bauer.

Herr Bricolin war ein Funfziger von kräftigem Körperbau und regelmäßigen Gesichtszügen. Aber seinen gedrungenen Gliedern hatte seine Leibesfülle eine bedeutende Rundung gegeben, wie es bei allen Landleuten, die im Wohlstande leben, zu geschehn pflegt. Sie bringen ihren Tag im Freien zu, meistens zu Pferde, führen ein thätiges aber nicht gerade mühseeliges Leben, und haben so gerade genug Anstrengungen, um ihre strotzende Gesundheit und ihren stets guten Appetit zu unterhalten. Dieser Anreiz der frischen Luft und der fortwährenden leiblichen Beschäftigung, läßt sie eine Zeitlang ohne Ungemächlichkeiten die täglich im Uebermaaß genossenen Tafelfreuden ertragen, und obgleich sie bei ihren ländlichen Beschäftigungen fast eben so gekleidet sind, wie die andern Landleute, so

erkennt man sie doch schon beim ersten Blick heraus. Während der Feldarbeiter stets hager ist, in seiner Gestalt die richtigen Körperverhältnisse und im Gesicht jene sonnegebräunte Farbe hat, die nicht ohne Schönheit ist, hat der Ackerbürger vom vierzigsten Jahre an stets ein ansehnlich Wänstlein mit sich herumzutragen, das ihm einen schwerfälligen Gang giebt, und sein Antlitz zeigt jene Weinschminke, welche selbst der schönsten Gesichtsbildung etwas Gemeines und Häßliches giebt.

Unter denjenigen, die ihr Vermögen selbst erworben und die Anfangs in der gezwungenen Mäßigkeit des Bauern gelebt, wird man nicht leicht einen finden, der von dieser Rundung der Gestalt und Veränderung der Hautfarbe eine Ausnahme machte. Es ist eine sprichwörtlich gewordene Bemerkung, daß der Bauer zur Arbeit untauglich wird, wenn er anfängt von Fleisch zu leben und nach Belieben Wein zu trinken, und daß dann die Rückkehr zu seinen früheren Gewohnheiten für ihn unfehlbar und schnell todbringend ist. Man kann also sagen, daß das Geld gleichsam in ihr Blut übergeht, daß sie mit Leib und Seele mit demselben verwachsen und daß entweder ihr Leben oder ihre Vernunft kläglich zu Grunde gehn muß, wenn sie ihr Vermögen verlieren. Jeder Gedanke von Hingebung zum Besten der Menschheit, jeder religiöse Begriff ist fast unverträglich mit dieser Umwandlung, die das Wohlleben in ihrem ganzen leiblichen und geistigen Sein bewirkt. Es wäre sehr schlecht angebracht, wenn man sich gegen sie ereifern wollte. Sie können nicht anders sein. Sie mästen sich, um endlich einem Schlagfluß zu unterliegen oder

thierisch zu verdummen. Ihre Fähigkeiten zur Erwerbung und Erhaltung des Reichthums, die Anfangs sehr entwickelt sind, gehn ihnen gegen die Mitte ihres Lebenslaufs aus und nachdem sie mit bemerkenswerther Schnelligkeit und Gewandtheit reich geworden, versinken sie frühzeitig in Gleichgültigkeit, Unordnung und Unfähigkeit. Keine gesellschaftliche Idee, kein Fortschrittsgedanke erhält sie aufrecht. Die Verdauung wird ihre Lebensaufgabe und ihr so energisch erworbener Reichthum, geräth, bevor sie ihm noch gediegne und feste Grundlagen gegeben, in tausend Verlegenheiten, wird durch tausend Ungeschicklichkeiten gefährdet, noch abgesehn von der Eitelkeit die sie zu Spekulationen verlockt, welche ihren Kredit übersteigen, so daß alle diese Reichen beinahe immer gerade dann schon ruinirt sind, wenn sie die meisten Neider haben.

So weit war Herr Bricolin noch nicht. Er stand in dem Alter, wo Thätigkeit und Willenskraft ihre ganze Stärke haben und noch ankämpfen können gegen die zwiefache Trunkenheit des Stolzes und der Unmäßigkeit. Aber man brauchte nur seine etwas stieren Augen, seinen Hängebauch, seine Rubinnase und das nervöse Zittern zu sehn, das seine kräftige Hand durch den „Morgenschluck," d. h. zwei Flaschen Wein die er nüchtern statt des Kaffees trank, bekommen hatte, um die bald bevorstehende Zeit zu prophezeien, wo dieser so muntre, frühaufstehende, so wohlüberlegte und in Geschäftsangelegenheiten so mitleidslose Mann, Gesundheit, Gedächtniß, Urtheil, ja selbst die Härte seiner Seele verlieren würde, um ein abgelebter

Säufer, ein unbeholfener Schwätzer und ein leicht zu betrügender Herr zu werden.

Sein Gesicht war schön, obschon ganz ausdruckslos gewesen. Seine kurzen scharfgeprägten Züge verriethen eine ungewöhnliche Energie und Strenge. Sein Auge war lebhaft, schwarz und von hartem Ausdruck, sein Mund sinnlich, das Haar gekräuselt, seine Sprache abgebrochen kurz und schnell. In seinem Blick lag nichts Falsches, in seinen Manieren nichts Heuchlerisches; denn er war kein hinterhaltiger Mensch, und seine hohe Achtung vor dem Mein und Dein nach den Begriffen der gegenwärtigen Gesellschaft, machte ihn jeder Betrügerei unfähig. Ueberdies verhinderte ihn seine, keine Schaam kennende Habsucht seine Absichten zu beschönigen, und wenn er einmal zu Jemand gesagt hatte: „Mein Interesse ist dem Deinigen entgegengesetzt," so glaubte er ihm aufs Bündigste bewiesen zu haben, daß er auf Grund des heiligsten Rechtes handle, und daß es eine höchst anerkennenswerthe Biederkeit von ihm sei, daß er ihm das selbst sage.

Halb Bürger, halb Bauer, trug er Sonntags einen Anzug, in dem man den Landmann und den Herrn vermischt sah. Sein Hut war nicht so hoch als die Hüte der Ersteren und hatte nicht so breite Krempen, wie die der Letzteren. Er trug eine graue Bluse mit einem Gürtel und eingenähten Falten an seiner kurzen Taille, die ihm das Aussehn eines umreiften Fasses gab. Seine Stiefeletten dufteten einen unvertilgbaren Stallgeruch aus, und seine schwarzseidne Halsbinde schimmerte fettig blank. Dieser gedrungne, harsche Mensch

machte einen unangenehmen Eindruck auf Marcella und seine weitschweifige Unterhaltung, die stets das Geld zum Thema hatte, wollte ihr noch weniger zusagen, als die unfeinen Zuvorkommenheiten seiner Ehehälfte.

Folgendes ungefähr war der wesentliche Inhalt des zweistündigen Geredes, das sie von Seiten des Herrn Bricolin anhören mußte. Die Besitzung Blanchemont war mit reichlich einem Drittel ihres Werths mit Hypotheken belastet. Der seelige Herr Baron hatte außerdem ansehnliche Pachtvorschüsse gefordert, und zu ungeheuern Zinsen, die Herr Bricolin „hatte fordern müssen" wegen der Schwierigkeit, sich Geld zu verschaffen und wegen des wucherischen, landesüblichen Zinsfußes. Frau v. Blanchemont mußte sich noch härteren Bedingungen unterwerfen, wenn sie das System fortsetzen wollte, zu dem ihr Gemahl von ihr war ermächtigt worden, oder aber, bevor sie Einkünfte verlangen konnte, das Rückständige, Kapital, Zinsen und Zinseszinsen bezahlen, eine Summe, die über hunderttausend Frcs. betrug. Die andern Gläubiger wollten entweder ihr Geld ganz wieder, oder es ganz, als eingetragene Schuld, stehn lassen. Entweder mußte also schnell Geld geschafft, oder das Gut verkauft werden; kurz, das Gut war achtmalhunderttausend Frcs. werth, und es standen viermalhunderttausend Frcs. darauf als Schuld eingetragen, ungerechnet das, was man Herrn Bricolin schuldete. Blieben dreimalhunderttausend Frcs., hinfort das einzige Vermögen der Frau v. Blanchemont, abgesehn von dem, das ihr Gemahl

ihrem Sohne etwa hinterlassen oder nicht hinterlassen, und von dem sie noch nicht wußte, wie es damit stände.

Marcella hatte sich die Sachen lange nicht, nicht halb so schlimm gedacht. Die Gläubiger hatten sich noch nicht gemeldet und warteten, Herr Bricolin an ihrer Spitze, mit den gehörigen Verschreibungen wohlversehn, darauf, daß die Wittwe sich nach ihrer Lage erkundigte, um von ihr die volle Ausbezahlung oder die Fortzahlung der Zinsen zu verlangen, welche die Anleihe ihnen sicherte. Als sie Bricolin fragte, warum er ihr nicht schon im Verlauf des Monats, den sie Wittwe sei, den Zustand ihrer Angelegenheiten mitgetheilt habe, antwortete er mit roher Freimüthigkeit: er habe keine Gründe sich zu beeilen, sein Geld sei gut angelegt, und jeder Tag länger, den der Eigenthümer vorübergehn lasse, ohne sich um die Sache zu kümmern, sei ein gewonnener Tag für den Pächter, an dem er die Zinsen seines Geldes anhäufe ohne etwas dabei zu wagen. Diese sehr bestimmte Denkweise klärte Marcella schnell auf über die Art der Bricolinschen Rechtschaffenheit.

„Das ist nicht mehr als Recht, antwortete sie mit einem ironischen Lächeln, das aber der Pächter zu verstehn verschmähte. Ich sehe, daß es meine Schuld ist, wenn jeder Tag, den ich verstreichen lasse, noch mehr als den Ertrag des Guts aufzehrt, den ich glaubte beanspruchen zu können. Aber im Interesse meines Sohnes muß ich dieser Verschleuderung ein Ende machen, und ich erwarte es von Ihnen, Herr Bricolin, daß Sie mir in dieser Beziehung einen guten Rath geben.

Herr Bricolin war sehr erstaunt über die Ruhe, mit welcher die Herrin v. Blanchemont die Nachricht hingenommen, daß sie fast ruinirt sei, und noch mehr über das Vertrauen, mit dem sie ihn um Rath fragte. Er maß sie mit verwunderten Augen und sah in ihren Zügen eine Art von boshafter Herausforderung, welche die reinste Unschuld an seine Habgier stellte.

„Ich sehe wol, sagte er, daß Sie mich in Versuchung führen wollen, aber ich will mich nicht den Vorwürfen Ihrer Familie aussetzen. Es thut Einem weh eigennütziger Bereitwilligkeit zu wucherischen Darlehn beschuldigt zu werden. Ich muß ernstlich mit Ihnen reden, Frau v. Blanchemont, aber hier sind die Mauern zu dünn, und was ich Ihnen sagen will, braucht nicht unter die Leute zu kommen. Wenn Sie zum Schein mit mir das alte Schloß besehn wollen, so werd' ich Ihnen sagen, erstlich: was ich Ihnen zu thun rathen würde, wenn ich Ihr naher Verwandter wäre, und zweitens: was ich, als Gläubiger, wünsche, daß Sie es thäten; Sie werden dann selbst zusehn, ob es ein Drittes giebt; ich für meinen Theil denke, nein.“

Wäre das alte Schloß nicht von Nesseln, sumpfigen und unreinen Lachen und von tausend verstümmelten Trümmern umgeben gewesen, die weiter keinen andern Ausdruck hatten, als den einer barbarischen Unordnung, so hätte man es eine ziemlich malerische Ruine der Vergangenheit nennen können. Noch war etwas vom Graben übrig und hier sah man üppiges Schilf und Röhricht; eine ganze Seite des Gebäudes war mit Epheu überwachsen, und auf einer einge-

stürzten Partie wucherten wilde Kirschen in großartiger Ueppigkeit. Dieser Seite fehlte es nicht an Poesie. Herr Bricolin zeigte Marcella das Zimmer, das ihr Mann zu bewohnen pflegte, wenn er herkam. Es waren noch einige Meubles drin aus der Zeit Ludwigs XVI., die aber sehr unsauber und verblichen aussahen. Allein dies Zimmer war doch bewohnbar, und Frau v. Blanchemont beschloß in demselben die Nacht zuzubringen.

„Das wird meiner Frau nicht ganz recht sein, denn sie setzt eine Ehre darin Sie aufzunehmen und dabei ihre Meubles zu benutzen, sagte Herr Bricolin, aber ich weiß nichts, was übler angebracht wäre, als die Leute zu quälen. Wenn das alte Schloß Ihnen gefällt, nun so muß man Jedem seinen eignen Geschmack lassen, wie es heißt, und ich werde Ihre Sachen herschaffen lassen. Hier in dies Kabinet stellen wir ein Gurtbett für Ihr Kammermädchen. Jetzt aber wollen wir ernstlich über Ihre Angelegenheiten sprechen, Frau v. Blanchemont, das ist das Dringendste.“

Bricolin rückte sich einen Lehnstuhl zurecht, ließ sich nieder und begann:

„Zunächst erlauben Sie mir die Frage, ob Sie zu Ihrer Verfügung noch weiteres Vermögen haben, als das Gut Blanchemont? Ich glaube nicht, wenn ich gut unterrichtet bin.“

— Ich für mich habe weiter nichts,“ antwortete Marcella mit Ruhe.

— Und glauben Sie, daß Ihr Sohn von Seiten des Vaters ein bedeutendes Vermögen zu erben hat?“

— Davon weiß ich nichts. Wenn die Besitzungen des Herrn v. Blanchemont eben so mit Schulden belastet sind, wie . . . .

— Wie, Sie wissen davon nichts? Sie bekümmern sich also nicht um Ihre Angelegenheiten? Aber so sind alle Adeligen. Ich, ich muß Ihre Lage kennen. Es ist mein Gewerbe, mein Interesse. Als ich sah, wie der seelige Herr Baron in gehörigem Zuge war, mußt' ich, da ich's nicht ahnte, daß er so jung sterben würde, mich überzeugen, welche Breschen er in sein Vermögen hineingearbeitet, um auf der Hut zu sein gegen Anleihen, die eines Tages den Werth dieses Guts hätten übersteigen und mich ohne Sicherheit lassen können. Habe daher Leute, die's verstehn, ausgeschickt und sich umthun lassen, und so weiß ich fast auf den Groschen, was heut' alleweile Ihrem kleinen Herrchen noch übrig ist.''

— Wollen Sie die Güte haben, es mir zu sagen, Herr Bricolin?''

— Das ist leicht, und Sie können sich überzeugen, ob ich die Wahrheit sage. Allerhöchstens könnt' ich mich um ein zehntausend Frcs. irren. Ihr Gemahl hatte gegen eine Million im Vermögen, was noch unter der Sonne vorhanden ist, nur daß davon neunhundertundachtzig oder neunzigtausend Frcs. Schulden zu bezahlen sind.''

Also hat mein Sohn gar nichts mehr?'' fragte Marcella durch diese neue Entdeckung beunruhigt.

— Wie Sie sagen. Mit dem Ihrigen wird er eines Tages noch dreimalhunderttausend Frcs. haben, immer noch eine nette Summe, wenn Sie sie zusammennehmen und flüssig machen wollen.

In Ländereien angelegt giebts sechs bis siebentausend Frcs. jährliche Rente; wollen Sie es verbrauchen, so ist es noch ansehnlicher.''

— Ich habe nicht die Absicht, die einzige Zukunft meines Sohnes zu zerstören. Meine Pflicht ist es, mich so viel als möglich aus den Verlegenheiten herauszuziehn, in denen ich mich befinde.''

— Nun, in diesem Falle will ich Ihnen etwas sagen. Ihre Güter und seine tragen zwei Procent. Sie bezahlen für Ihre Schulden fünfzehn und zwanzig Procent; mit den zum Kapital geschlagenen Zinsen werden Sie die Schuld bald so weit vergrößert haben, daß kein Ende mehr abzusehn ist. Was wollen Sie thun?''

— Ich werde verkaufen müssen, nicht wahr?''

— Wie Sie wollen. Ich glaube, es liegt in Ihrem wohlverstandenen Interesse, wofern Sie nicht, da Sie noch auf lange Zeit den Nießbrauch vom Vermögen Ihres Sohnes haben, es vorziehn wollten, die Unordnung zu benutzen und sich Ihren Theil zu nehmen.''

— Nein, Herr Bricolin, das ist nicht meine Absicht.''

— Sie könnten aber doch aus diesem Vermögen noch Geld schlagen, und da der Kleine noch Großältern zu beerben hat, so dürfte er zur Zeit seiner Volljährigkeit nicht für einen Bankerottirer erklärt werden.''

— Sehr richtig gerechnet, sagte Marcella kalt; allein ich will ganz anders verfahren. Ich will Alles verkaufen, damit nicht die Schulden der Erbschaft das Kapital übersteigen. Mein Vermögen will ich liquidiren, um die Mittel zu einer angemessenen Erziehung meines Sohnes zu haben.''

— In diesem Falle würden Sie also Blanchemont verkaufen wollen?''

— Ja, Herr Bricolin, auf der Stelle.''

— Auf der Stelle? O ja, ich glaub' es wohl; wenn man in Ihrer Lage ist und ehrlich heraus will, so ist kein Tag zu verlieren, weil jeder Tag ein größeres Loch in den Beutel frißt. Aber halten Sie es für so leicht ein so bedeutendes Gut auf der Stelle, sei es in Bausch und Bogen, sei es in einzelnen Theilen, zu verkaufen? Es wäre ganz eben so, als wenn ich sagte, Ich will Ihnen von heut bis Morgen ein Schloß bauen wie dies, fest genug, um fünf bis sechshundert Jahre zu stehn. Sie müssen wissen, daß man heut alleweile die Fonds nur in der Industrie, Eisenbahnen und andern großartigen Geschäften arbeiten läßt, wo hundert Procent zu gewinnen oder verlieren sind. Grundbesitz aber ist verteufelt schwer loszuschlagen. Hier bei uns zu Lande, hier möchte Jeder verkaufen aber Niemand kaufen, so sehr hat man es satt, große Kapitalien für ein kleines Einkommen in den Acker hineinzustecken. Ein Landgut ist gut für den der drauf wohnt, davon lebt und drauf Ersparnisse macht; das ist ein Leben für Landleute wie ich Einer bin. Für Euch Städter aber ist das ein erbärmlicher Ertrag. Ein Gut für fünfzig, höchstens hunderttausend Frcs. wird daher unter meines Gleichen schon Käufer finden, die sich danach reißen; aber eins für achtmalhunderttausend geht insgemein über unsere Mittel, und da müssen Sie im Bureau Ihres Notars in Paris suchen lassen nach einem Kapitalisten, der gerade nicht weiß, was er mit seinem Gelde anfangen soll. Und

meinen Sie, daß solche Leute heut' alleweile so häufig sind, heut, da man auf der Börse, am Roulettetisch, in Eisenbahnactien und tausend andern hohen Spielen spielen kann? Sie müssen daher erst irgend einen alten Adligen finden, der Angst hat und aus Furcht vor einer Revolution sein Geld lieber zu zwei Procent anlegt, als daß er sich auf die schönen Speculationen wirft, die heut alleweile alle Welt in Versuchung führen. Und dann müßte noch ein hübsches Wohnhaus dastehn, in dem ein alter Rentier seine Tage angenehm beschließen könnte. Aber Sie sehn ja Ihr Schloß! Möcht' es nicht einmal um des Materials wegen haben wollen. Die Mühe es niederzureißen, würde sich an dem verfaulten Holzwerk und den geplatzten Bruchsteinen nicht bezahlt machen. Sie können daher wol, wenn Sie Ihr Landgut ankündigen lassen, es eines Morgens und vielleicht nächstens los werden; aber Sie können auch eben so gut zehn Jahre warten müssen; denn Ihr Notar mag immerhin sagen und auf seinen Anschlägen drucken lassen, wie das so gewöhnlich ist, daß es drei bis drei und ein halb Procent trägt: man wird meine Pachtsumme sehn und sogleich wissen, daß es, die Abgaben abgerechnet, noch nicht voll zwei trägt."

— Ihre Pacht ist wol schon mit Berücksichtigung der Vorschüsse abgeschlossen, die Sie Herrn v. Blanchemont gemacht haben?" fragte Marcella lächelnd.

— Wie recht und billig! antwortete Bricolin mit Sicherheit; und mein Pachtkontrakt ist auf zwanzig Jahre abgeschlossen, von denen erst eins abgelaufen, so daß mir noch neunzehn bleiben. Sie

müssen's ja wissen, denn Sie haben ihn selbst unterschrieben. Aber Sie haben ihn vielleicht nicht gelesen . . . Das ist aber Ihre Schuld."

— Darum mach' ich auch Niemand einen Vorwurf. In Bausch und Bogen kann ich also nicht verkaufen; aber im Einzelnen?"

— In einzelnen Stücken werden Sie gut verkaufen, theuer verkaufen, aber man wird Sie nicht bezahlen."

— Warum das?"

— Weil Sie an viele Leute verkaufen müssen, von denen die Meisten nicht zahlungsfähig sein werden, an Bauern von denen die Besten ihre Schuld Thalerweise in langer Zeit abtragen, während Sie die Bettelhaftesten, die sich verleiten lassen von ihrer Sucht, ein Fleckchen Land ihr eigen zu nennen, wie sie heut alleweile sammt und sonders thun, nach zehn Jahren wieder hinaussetzen müssen ohne einen Groschen zu haben. Sie würden es bald satt bekommen, sie zu zwacken."

— Nein, ich würde mich nie dazu entschließen. Also nach Ihrer Meinung, Herr Bricolin, kann ich's weder verkaufen noch behalten?"

— Wenn Sie verständig sein, nicht theuer verkaufen und baar Geld einstreichen wollen, so weiß ich Einen, mit dem Sie den Handel machen können."

— Mit wem denn?"

— Mit mir?"

— Mit Ihnen, Herr Bricolin?"

— Mit mir, Niclas Stephan Bricolin."

— Ach ja, sagte Marcella, der in diesem Augenblick einige Worte einfielen, die der Müller von Angibault geäußert, ich habe davon reden hören. Und welche Anerbietungen machen Sie mir?“

— Ich setze mich mit Ihren Hypothekengläubigern, ich dismembrire das Land, verkaufe hier, kaufe dort dazu, behalte was mir ansteht und zahle Ihnen den Rest aus.“

— Und die Gläubiger bezahlen Sie auch baar? Sie sind also ungeheuer reich, Herr Bricolin?“

— Nein, ich lasse sie warten, aber auf eine oder die andre Weise schaff' ich sie Ihnen vom Halse.“

— Ich glaubte, sie wollten alle sofort ausbezahlt sein; sagten Sie nicht so?“

— Gegen Sie würden sie dringlich sein; mir aber geben sie Kredit.“

— Das ist richtig. Ich gelte vielleicht für nicht zahlungsfähig?“

— Wol möglich! Heut' alleweile ist man sehr auf seiner Hut. Sehn Sie, Frau v. Blanchemont, Sie schulden mir 100,000 Frcs., Ich gebe Ihnen 250,000 und wir sind quitt.“

— Das heißt, Sie wollen nur 250,000 Frcs. bezahlen für das was 300,000 werth ist?“

— Es ist ein kleiner Vortheil, den Sie mir billigerweise zugestehn können; ich zahle baar. Sie werden sagen, es ist mein Vortheil, keine Zinsen zu bezahlen, wenn ich einmal das Geld habe. Aber es ist auch für Sie ein Vortheil, Ihr Vermögen baar in die

Hände zu bekommen, von dem Sie keinen Heller besehn, wenn Sie zögern.''

— Sie wollen sich also meine schlimme Lage zu Nutze machen um das Wenige, das mir noch bleibt, um ein Sechstel zu schmälern?''

— Es ist mein gutes Recht und jeder Andere als ich würde noch mehr verlangen. Sein Sie überzeugt daß ich Ihr Interesse so sehr als möglich berücksichtige. Mein erstes Wort wird auch mein letztes bleiben, Sie werden sich das überlegen.''

— Ja, Herr Bricolin, mir scheint, ich muß es wol überlegen.''

— Den Teufel, das sollt' ich auch meinen! Zunächst muß ich Ihnen versichern, daß ich Sie nicht täusche und daß ich mich selbst nicht täusche über Ihre Lage und den Werth Ihrer Güter. Sie sind ja jetzt hier; Sie werden Erkundigungen einziehn und Alles mit eignen Augen sehn; Sie können selbst die Güter Ihres Gemahls besuchen, und wenn Sie über Alles im Reinen sind, nach einem Monat etwa, sagen Sie mir Ihre Antwort. Nur noch eins; Sie können mein Gebot leicht überschlagen, wenn Sie zu Ihrer Rechnung eine Grundlage nehmen, deren genaue Prüfung ich nicht zu scheuen habe: Sie können 1) was Ihnen noch übrig ist gerade für das doppelte von dem, was ich Ihnen biete, verkaufen, aber Sie werden nicht die Hälfte wirklich einbekommen oder doch zehn Jahre warten müssen, während welcher Zeit Sie so viel an Zinsen zu be zahlen haben, daß Ihnen nichts übrig bliebe; 2) können Sie mit einem Sechstel Schaden an mich verkaufen und von heut binnen drei Mo-

naten 250,000 Frcs. in gutem Golde oder Silber oder, je nach Ihrer Wahl, in schönen Banknoten, einstreichen. — So, das wäre gesagt und dabei bleibt's! Kommen Sie in einem Stündchen ins Haus zurück, Sie werden mit uns essen. Sie müssen bei uns ganz so thun, als wären Sie zu Hause, hören Sie, Frau Baronin? Wir stehn im Handel und wenn Sie keine andre Zugift verlangen, das ist nichts Großes."

Die Lage, in der sich Marcella fortan den Bricolins gegenüber befand, benahm ihr alle Bedenklichkeiten und machte auch überdies die Annahme dieses Anerbietens nothwendig. Sie versprach also, davon Gebrauch zu machen, wünschte aber bis zur Mahlzeit im alten Schloß zu bleiben um einen Brief zu schreiben, und Herr Bricolin verließ sie, um ihr ihre Bedienung und ihr Gepäck zu schicken.

9.

Ein schnell erworbner Freund.

Marcella blieb einige Augenblicke allein. Während derselben ging ihr mancher Gedanke durch den Kopf und bald fühlte sie, daß die Liebe ihr eine Energie gab, deren sie ohne diesen allmächtigen Antrieb nicht fähig gewesen wäre. Beim ersten Anblick war sie etwas erschrocken über diese traurige Behausung, die einzige Wohnung die noch ihr eigen blieb. Als sie aber vernahm, daß auch diese

Ruine bald nicht mehr ihr gehören würde, begann sie zu lächeln und sah sich dieselbe an mit einer völlig uneigennützigen Neugierde. Noch prangte das herrschaftliche Wappen ihrer Familie unversehrt über dem Mantel der weiten Kamine.

„So soll denn, sagte sie zu sich selbst, jede Brücke abgebrochen werden zwischen mir und der Vergangenheit. Reichthum und Adel gehn Hand und Hand zu Grabe „heut alleweile,“ wie dieser Bricolin sagt. Wie herrlich, daß die Liebe allen Zeiten angehört und ewig unsterblich ist!“

Susette kam und brachte das Reisenecessaire, das ihre Gebieterin zum Schreiben verlangt hatte. Beim Oeffnen aber fiel Marcellas Auge zufällig auf die Zofe, und sie sah dieselbe die nackten Mauern der alten Burg mit einem so seltsamen Ausdruck anstarren, daß sie sich nicht des Lachens enthalten konnte. Susettens Gesicht wurde immer finsterer und ihre Stimme erklang aus einer entschieden aufsätzigen Tonart.

„Gnädige Frau sind also entschlossen hier die Nacht zu bleiben?“

— Du siehst es ja, antwortete Marcella, und da ist eine Kammer für Dich mit einer prächtigen Aussicht und recht luftig.“

— Ich bin Ihnen sehr verbunden, gnädige Frau, aber gnädige Frau können überzeugt sein, daß ich da drin nicht schlafen werde. Da hab ich Angst am hellen Tage; was sollte da erst in der Nacht aus mir werden? Die Leute sagen, es spukt hier und ich wills gerne glauben.“

— Du bist nicht klug, Susette. Ich will Dich vertheidigen gegen die Gespenster.“

— Gnädige Frau werden die Güte haben, hier eine Magd von Pächters schlafen zu lassen, denn ich wollte lieber gleich zu Fuß fortlaufen aus diesem schauderhaften Lande . . .“

— Du nimmst es ernsthaft, Susette. Ich will Dich zu nichts zwingen und Du kannst schlafen wo Du willst; doch muß ich Dir bemerken, daß wenn Du es Dir angewöhnst, mir Deinen Dienst zu versagen, ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sehe mich von Dir zu trennen.“

— Wenn gnädige Frau lange in diesem Lande zu bleiben und in diesem Gemäuer zu wohnen gedenken . . .“

— Ich muß einen Monat und vielleicht noch länger hier bleiben; . . . was willst Du in diesem Falle thun!“

— Dann wollt' ich die gnädige Frau bitten mich gefälligst nach Paris oder auf ein andres Gut der gnädigen Frau zu schicken, denn ich kanns beschwören, daß ich hier in drei Tagen todt wäre.“

— Meine liebe Susette, antwortete Marcella mit vieler Milde, ich habe kein andres Gut mehr und werde in Paris wahrscheinlich niemals wieder wohnen. Ich habe kein Vermögen mehr, mein Kind, und es ist wahrscheinlich, daß ich Dich so wie so nicht mehr lange in meinem Dienst behalten könnte. Da dieser Aufenthalt Dir so zuwider ist, wär' es zu Nichts, wenn ich Dich noch einige Tage hier zu bleiben nöthigte. Ich will Dir Deinen Lohn und das Reisegeld geben. Der Taradeyer, der uns hergebracht hat, ist noch nicht zurückgefahren.

Ich will Dir gute Empfehlungen mitgeben, und meine Verwandten werden Dir helfen eine Stelle finden.“

— Aber wie, gnädige Frau, wie soll ich so ganz allein zurück? Wahrhaftig, das war der Mühe werth mich so weit in ein abgelegnes Land mitzunehmen!“

— Ich wußte noch nichts von der Zerrüttung meines Vermögens und habe sie eben jetzt erst erfahren, antwortete Marcella mit Ruhe; mache mir daher keine Vorwürfe, es ist ohne meinen Willen geschehn, daß ich Dir diese Unannehmlichkeit bereite. Uebrigens wirst Du nicht allein fahren: Lapierre kehrt mit Dir zusammen nach Paris zurück.“

— Gnädige Frau lassen auch Lapierre fortgehn?“ fragte Susette bestürzt.

— Ich entlasse ihn nicht, sondern gebe ihn meiner Schwiegermutter zurück, die ihn mir gegeben hatte und die diesen guten alten Diener mit Freuden wieder aufnehmen wird. Geh jetzt Mittag essen, Susette, und schicke Dich zur Reise an.

Susette war in Verwirrung gesetzt durch die Kaltblütigkeit und die ruhige Milde ihrer Gebieterin, und brach in Thränen aus. Ihre Anhänglichkeit erwachte, und vielleicht etwas unüberlegt bat sie, sie möge ihr verzeihn und sie bei sich behalten.

„Nein, mein liebes Kind, antwortete Marcella, dein Lohn ist für meine gegenwärtige Lage zu hoch. Es thut mir leid um Dich trotz Deiner kleinen Nicken, und vielleicht wird es Dir auch um mich leid thun, trotz meiner Fehler. Allein es ist ein unvermeidliches

Opfer, und dies ist kein geeigneter Augenblick sich einer Schwäche hinzugeben.“

— Und was wird aus Ihnen werden, gnädige Frau? ohne Vermögen, ohne Bedienung, mit einem Kinde auf den Armen in einer solchen Einöde! Der arme kleine Eduard!“

— Mache Dir keinen Kummer, Susette, Du wirst gewiß bei irgend Jemand von meinen Bekannten ein Unterkommen finden. Wir sehn uns schon wieder. Auch Eduard wirst Du wiedersehn. Weine nur nicht in seiner Gegenwart, darum bitt' ich Dich!“

Susette ging; allein Marcella hatte kaum die Feder eingetaucht um zu schreiben, als der Müller erschien, Eduard auf einem Arm und einen Nachtsack auf dem andern.

— Ei sieh da! sagte Marcella, ihm das Kind abnehmend, das er ihr auf den Schooß setzte, Sie hören noch immer nicht auf mich zum Dank zu verpflichten, Herr Ludwig? Es freut mich, daß Sie noch nicht fort sind. Ich hatte mich bei Ihnen kaum bedankt, und es würde mir leid gethan haben, Ihnen nicht Lebewohl zu sagen.“

— Nein, ich bin noch nicht wieder fort, sagte der Müller, und, die Wahrheit zu sagen, bin ich auch gar nicht so erpicht darauf mich fortzumachen. Aber Madame, wenn's Ihnen recht ist nennen Sie mich nicht mehr Herr. Ich bin kein Herr, und von Ihnen will sie mir jetzt nicht mehr zu Sinne, diese Förmlichkeit. Nennen Sie mich schlechtweg Ludwig oder Großlude, wie alle Leute.“

— Aber ich muß Ihnen dagegen einwenden, daß das sehr

gegen die Gleichheit verstößt, und daß nach Ihren Aeußerungen von heute Morgen . . .“

— Ja heute Morgen war ich ein Vieh, ein Pferd, ein Mühlengaul, was noch schlimmer ist. Ich hatte Vorurtheile . . . von wegen des Adels Ihres Gemahls . . . . was weiß ich. Hätten Sie mich Ludwig genannt, ich glaub' ich hätte Sie . . . . . Wie heißen Sie?“

— Marcella.“

— Ein hübscher Name das, Madame Marcella! Nun gut, so will ich Sie nennen! Das wird mich nicht mehr an den Herrn Baron erinnern.“

— Aber wenn ich Sie nicht mehr Herr nenne, werden Sie mich auch schlechtweg Marcella nennen?“ fragte Frau v. Blanchemont lachend.

— Nein, nein, Sie sind eine Frau . . . und eine Frau wie es wenige giebt, soll mich der Teufel! . . . Sehn Sie, ich halte nicht hinter'm Berge, ich trage Sie in meinem Herzen, besonders seit einem Augenblick.“

— Warum denn seit einem Augenblick, Ludwig?“ sagte Marcella, die zu schreiben anfing und dem Müller nur noch mit halbem Ohre zuhörte.

— Während Sie mit Ihrem Kammermädchen sprachen, jetzt eben erst, war ich auf der Treppe mit Ihrem kleinen Schelm da, der mir allerlei Possen that um mich nicht vorwärts zu lassen, und ohne

es zu wollen hab' ich Alles gehört was Sie sagten. Ich bitte deswegen um Verzeihung."

— Dabei ist nichts Schlimmes; meine Lage ist kein Geheimniß mehr, da ich sie Susette mittheilte, und übrigens bin ich auch fest überzeugt, daß bei Ihnen ein Geheimniß wohl aufgehoben wäre."

— Ein Geheimniß von Ihnen, erwiderte der Müller gerührt, würde in meinem Herzen wie begraben liegen. Und Sie wußten das also nicht, als Sie herkamen, daß Sie ruinirt sind?"

— Nein, ich wußte es nicht. So eben erst hat Herr Bricolin es mir mitgetheilt. Ich erwartete Verluste, die sich würden ausgleichen lassen, das war Alles."

— Und das macht Ihnen keinen größern Kummer?"

Marcella schrieb und dachte nicht gleich daran, zu antworten. Gleich darauf aber schlug sie die Augen zu Ludwig empor, und sah ihn vor sich stehn mit untergeschlagenen Armen und sie anschaun mit einer Art von naiver Begeisterung und tiefem Erstaunen.

— Ist es denn etwas so Erstaunliches, sagte sie, Jemand zu sehn, der sein Vermögen verliert ohne den Verstand zu verlieren? Bleibt mir übrigens nicht noch genug zum Leben?"

— Was Ihnen bleibt weiß ich so ziemlich. Ich kenne Ihre Angelegenheiten vielleicht besser als Sie; denn der Vater Bricolin mag gern etwas schwatzen, wenn er einen guten Hieb genommen hat, und der hat mir mit alle dem genug die Ohren vollgeplappert, als es mir noch sehr gleichgültig war. Aber das bleibt sich gleich; ein Menschenkind, das ohne die Stirn zu runzeln hier eine Million und dor

eine halbe Million in die Brüche gehn sieht — klipp, klapp, in einem Handumdrehn! . . . sehn Sie, das ist mir mein Lebtage noch nicht vorgekommen, und ich begreife es noch immer nicht.“

— Noch weniger werden Sie's begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß es mir, so weit es mich selbst betrifft, sogar eine große Freude macht.“

— Aber um Ihres Sohnes willen?“ sagte der Müller mit leiserer Stimme, damit das Kind, das im anstoßenden Zimmer spielte, seine Worte nicht hörte.“

— Im ersten Augenblick war ich etwas erschrocken, antwortete Marcella, dann aber habe ich mich bald getröstet. Schon lange sag' ich mir, es ist ein Unglück reich geboren, zum Müssiggang, zum Haß von Seiten der Armen, zu der Selbstsucht und Straflosigkeit bestimmt zu sein, die uns durch den Reichthum zu Theil werden. Manchmal hab ich mir gewünscht, lieber die Tochter und Mutter eines Arbeiters zu sein. Jetzt, Ludwig, werde ich zum Volke gehören, und Leute wie Sie werden nicht mehr Mißtrauen in mich setzen.“

— Sie werden nicht zum Volke gehören, sagte der Müller; Ihnen bleibt noch ein Vermögen, das ein Mann aus dem Volke für unermeßlich halten würde, wenns auch für Sie nichts Besonderes mehr ist. Ueberdies hat der Kleine reiche Verwandte, die es nicht zugeben werden, daß er wie ein Armer erzogen wird. Alles das, Madame Marcella, sind also nur romantische Ideen, die Sie sich in den Kopf setzen. Aber wo Henker haben Sie diese Ideen her? Sie

müssen eine Heilige sein, hol mich der Teufel; Es wird mir ganz wunderlich um's Herz, wenn ich Sie solche Dinge reden höre, während doch alle andern reichen Leute nur darauf sinnen und denken, wie sie noch reicher werden könnten. Sie sind die Erste Ihrer Art, die mir vor die Augen kommt. Giebt's etwa in Paris noch mehr Reiche und Adlige, die so denken, wie Sie?"

— Wol schwerlich, das will ich zugeben. Aber rechnen Sie mir das nicht so hoch an, Ludwig. Es kommt vielleicht ein Tag, an dem ich's Ihnen begreiflich machen kann warum ich so bin."

— Entschuldigen Sie, aber ich kanns mir ohngefähr denken."

— Nein."

— O doch! Und der Beweis ist, daß ich's Ihnen nicht sagen kann. Es sind kitzliche Angelegenheiten und Sie würden mir sagen, Ich sei zu dreist, Sie darüber auszufragen. Und doch, wenn Sie wüßten wie ich, wo es auf das Kapitel kommt, blöde bin und im Stande, auch die Herzensverlegenheiten Anderer zu begreifen! Ich will Ihnen meine Kümmernisse sagen; ja, ich thu's, und wenn das Donnerwetter drein schlägt! Nur Sie und meine Mutter sollen das wissen. Sie werden mir einige gute Worte sagen, die mir vielleicht den Kopf zurecht setzen."

— Und wenn ich Ihnen dann auch sagte: ich kann mirs ohngefähr denken?"

Sie müssen sich's wol denken können! ist doch bei allen diesen Geschichten Geld und Liebe im Spiele."

— Sie sollen mir beichten, Ludwig; aber da kommt der alte Lapierre. Wir sehn uns bald wieder, nicht wahr?"

— Ja, es ist nothwendig, sagte der Müller leiser, denn ich habe Sie über Ihre Angelegenheiten mit dem Bricolin da mancherlei zu fragen. Ich fürchte, der Racker geht etwas hart mit Ihnen um, und wer weiß, wenn ich auch nur so eine Art Bauer bin, ich kann Ihnen doch vielleicht einen guten Dienst leisten . . Wollen Sie mich als Ihren Freund ansehn?"

— Gewiß!"

— Und Sie thun nichts, ohne es mich zuvor wissen zu lassen?"

— Ich verspreche es Ihnen, Freund. Da ist Lapierre."

— Muß ich gehn?"

— Treten Sie da hinein zu Eduard. Ich brauche vielleicht noch Ihren Rath, 'wenn Sie Zeit haben noch einige Minuten zu warten."

— Es ist heut Sonntag . . Für Sie übrigens würd' ich auch jeden andern Tag Zeit haben.

10.

Briefe.

Lapierre trat ein. Susette hatte ihm bereits Alles gesagt. Er war blaß und zitterte. Da er bei seinem Alter schwere Dienste nicht mehr leisten konnte, war er für Marcella nur eine Art Reise-Ehren-

wächter. Aber obgleich er es ihr nie ausgesprochen, hatte er doch wahre Anhänglichkeit für sie und trotzdem, daß auch ihm bereits eben so sehr als Susetten das Schwarzthal und das alte Schloß zuwider war, weigerte er sich doch, seine Herrin zu verlassen, und erklärte, daß er ihr dienen wolle für einen so niedrigen Lohn, als sie ihm zu geben für angemessen erachte.

Marcella war gerührt von seiner edeln Ergebenheit, reichte ihm liebreich die Hand und besiegte sein Widerstreben dadurch, daß sie ihm bewies, wie er ihr weit nützlicher sein könne, wenn er nach Paris zurückkehre, als wenn er in Blanchemont bleibe. Sie wollte sich ihres kostbaren Mobiliars entledigen und Lapierre war ganz der rechte Mann, diesen Verkauf zu besorgen und mit dem Ertrag die kleinen Rechnungen zu berichtigen, die Frau v. Blanchemont in Paris unbezahlt hatte lassen können. Lapierre, ein rechtschaffener, einsichtsvoller Mensch, fühlte sich geschmeichelt, gewissermaßen die Rolle eines Geschäftsträgers, eines zuverlässigen, sichern Mannes zu spielen, und derjenigen Dienste zu leisten, von der er sich so ungern trennte. Die Anstalten zur Abreise wurden also gemacht. Bei dieser Gelegenheit rief Marcella, die an alles Einzelne ihrer Lage mit großer Kaltblütigkeit dachte, den Müller ins Zimmer zurück, und fragte ihn um seine Meinung, ob sie ihren Reisewagen, den sie in *** gelassen, wol in dieser Gegend verkaufen könne.

„Sie verbrennen also Ihre Schiffe? antwortete der Müller. Desto besser für uns! Sie bleiben vielleicht hier, und mir wäre nichts erwünschter, als Sie hier zu behalten. Ich gehe oft in Ge-

schäften und zum Besuch bei einer Schwester, die dort wohnt, nach ***. Ich weiß so ziemlich Alles, was in unserer Gegend geschieht, auch bemerk ich, daß alle unsre Bürger seit einigen Jahren wie besessen sind auf schöne Wagen, und überhaupt auf alle Luxusgegenstände. Einen weiß ich, der will sich 'ne Equipage aus Paris kommen lassen; die Ihrige ist an Stell' und Ort, das erspart ihm die Transportkosten, und wenn man in unserer Gegend auch die allergrößesten Narrheiten begeht, so ist man doch auch sehr auf die kleinen Ersparnisse. Er schien mir schön und gut zu sein, Ihr Wagen. Wie viel macht die Geschichte?"

— Zweitausend Fres."

— Soll ich mit Lapierre bis *** gehn? Ich will ihn mit dem Käufer bekannt machen und er kann das Geld einstreichen, denn baar bezahlt man bei uns nur den Fremden."

— Wenn's nicht Ihre Zeit und Gefälligkeit zu sehr in Anspruch nehmen hieße, würd' ich Sie bitten, diesen Verkauf allein zu besorgen."

— Ich will mit Vergnügen hingehn. Aber sprechen Sie nicht mit Herrn Bricolin davon, denn er könnte sonst vielleicht selbst Lust haben, die Kutsche zu kaufen."

— Und warum sollte er's nicht?"

— Ja, weiter fehlte nichts um . . . um seiner Familie den Kopf zu verdrehn! Außerdem würde Bricolin Mittel und Wege finden, Ihnen nur die Hälfte von dem zu bezahlen was sie werth ist. Wie gesagt, ich übernehme die Sache."

— So werden Sie mir das Geld bringen, wenn es möglich ist,

denn ich glaubte hier welches zu bekommen zu haben, anstatt daß ich ohne Zweifel noch werde zurückzahlen müssen.“

— Gut also; wir reisen heut Abend ab; der Sonntag soll mich dabei nicht scheeren; und wenn ich nicht morgen Abend oder übermorgen früh mit 2000 Frcs. wiederkomme, so heißen Sie mich Prahlhans.“

— Wie Sie gut sind!“ sagte Marcella, indem sie an die Habgier ihres reichen Pächters dachte.

— Ich werd Ihnen doch wol auch Ihre Koffer mitbringen müssen, die Sie dort gelassen haben?“ sagte Ludwig.

— Wenn Sie so gut sein wollen, einen Karren zu miethen und sie mir zuschicken zu lassen . . .“

— Nein, so nicht! Wozu einen Mann und einen Gaul miethen? Ich spanne Sophie vor den Karren, und ich wette, Mamsell Susette wird lieber ganz im Freien auf einem Bund Stroh sitzen und mit einem guten Kutscher wie ich fahren wollen, als mit diesem rasend gewordenen Taradeyer in seinem Salatkorb. Ja so, noch ist nicht Alles bestellt. Sie brauchen ein Dienstmädchen und die Bricolinschen haben zu viel zu thun, um sich von früh Morgens bis spät Abends mit Ihrem kleinen Schelm abgeben zu können. Ach wenn ich Zeit hätte, ich thät' es selbst, wir würden ein ganz hübsches Leben mit einander führen, denn ich hab 'nen Narren gefressen an den Kindern, und der da hat mehr Grütze im Kopf als ich. Will Ihnen aber die kleine Fanchon, das Dienstmädchen meiner Mutter leihen. Wir behelfen uns schon ein Weilchen ohne sie. Das Mädel wird den

Kleinen hüten wie ihr Aug im Kopfe, und willig Alles thun, was Sie ihr aufgeben. Nur einen Fehler hat sie, sie fragt bei jedem Wort, das man ihr sagt, drei Mal: Was gefällig? Aber sehn Sie, sie bildet sich ein, das sei gute Manier, und man würde schelten, wenn sie nicht thäte, als wenn sie taub wäre.

— Sie sind meine leibhaftige Vorsehung, sagte Marcella, und ich bewundere es, daß ich in einer Lage, die mir tausend Verlegenheiten bereiten müßte, auf meinem Wege ein trefflich Herz finde, das mir zu Hülfe kommt.''

— Pah, das sind kleine Freundschaftsdienste, die Sie mir auf andre Art vergelten werden. Sie haben mir schon seit Sie hier sind einen großen Dienst geleistet ohne es zu ahnen.''

— Und das wäre? . . .''

— Na, davon wollen wir ein ander Mal reden,'' sagte der Müller mit geheimnißvoller Miene und einem Lächeln, in dem der Ernst seiner Leidenschaft einen seltsamen Kontrast bildete zu der Heiterkeit seines Charakters.

Die Abreise des Müllers und der beiden Domestiken war für denselben Abend „in der Kühle'' wie Großlude sagte, beschlossen. Marcella hatte bis zum Mittagsessen beim Pächter nur noch wenige Augenblicke Zeit zum Schreiben übrig und schrieb daher schnell folgende beide Briefe:

Erster Brief:

Marcella, Baronin v. Blanchemont an die Gräfin v. Blanchemont, ihre Schwiegermutter.

Liebe Mama!

Ich wende mich an Sie, als an die muthigste Frau und den besten Kopf in der Familie, um Ihnen eine Nachricht zu melden und Sie zugleich zu bitten, dieselbe dem verehrten Grafen und unsern andern Verwandten mitzutheilen, welche Ihnen, davon bin ich überzeugt, gewiß mehr nahe gehen wird, als mir. Sie haben mir oft Ihre Befürchtungen mitgetheilt, und wir haben zu häufig gesprochen über den Gegenstand, der mich in diesem Augenblick beschäftigt, als daß Sie mich nicht schon verstehen sollten, bevor ich zur Hälfte gesagt habe, was ich meine. Es ist nichts, aber wircklich rein gar nichts übrig, vom Vermögen Eduards. Von dem meinigen bleiben noch 250 oder 300,000 Frcs. Ich kenne meine Lage nur erst durch einen Mann, in dessen Vortheil es liegen würde, das Unglück zu übertreiben, wenns möglich wäre, der aber zu verständig ist, um mich zu täuschen, da ich mich morgen oder übermorgen selbst nach allem erkundigen kann. Ich schicke Ihnen den guten Lapierre zurück und darf Sie wol nicht erst bitten, ihn wieder bei sich aufzunehmen. Sie hatten ihn mir gegeben, damit er etwas Ordnung und Sparsamkeit in die Ausgaben des Hauses brächte. Er hat sein Möglichstes gethan, aber was wollen diese Ersparnisse im Hause sagen, während außer dem Hause die Verschwendung ohne Aufsicht und ohne Grenzen wirthschaftete! Kleine Rücksichten, die er selbst Ihnen erklären wird, zwingen mich, ihn so plötzlich abreisen zu lassen. Ich schreibe Ihnen darum in aller Eile und ohne mich auf das Genauere einzulassen, das mir selbst noch unbekannt ist, und das ich erst später erfahren werde, weil ich

wünsche, daß Lapierre Sie allein sprechen und Ihnen dies einhändigen möge, damit sie einige Stunden, oder jenachdem es nöthig ist, einige Tage Zeit haben, den Grafen auf diese traurige Entdeckung vorzubereiten. Sie werden ihm dieselbe in milderem Lichte vorzustellen suchen und ihm Alles recht eindringlich sagen, was Sie von mir wissen, wie sehr ich gegen die Genüsse des Reichthums gleichgültig bin, und wie ichs ganz und gar nicht über mich vermag auf irgend etwas oder auf irgend Jemand in meiner Vergangenheit zu schelten. Wie sollte ich dem nicht verzeihn, der das Unglück gehabt, nicht lange genug zu leben, um Alles wieder gutmachen zu können! Theure Mutter, möge seinem Andenken von Ihrem und meinem Herzen eine vollständige und leichte Vergebung zu Theil werden.

„Jetzt noch zwei Worte über Eduard und mich, die wir bei dieser Prüfung des Schicksals nur ein Wesen ausmachen. Es wird mir, ich hoffe es, genug bleiben, um alle seine Bedürfnisse und seine Erziehung bestreiten zu können. Er ist noch nicht in dem Alter, um sich über Verluste zu betrüben, die er noch nicht weiß und die man ihm am Besten auch dann noch so viel als möglich verbirgt, wenn er im Stande sein wird, sie zu begreifen. Ist es nicht ein Glück für ihn, daß diese Aenderung in seiner Lage eintritt, bevor es ihm zum Bedürfniß geworden, in Wohlhabenheit zu leben? Wenn es ein Unglück ist, auf das Nothwendige beschränkt zu sein (in meinen Augen ist es aber keins), so wird er es nicht fühlen und, fortan daran gewöhnt, bescheiden zu leben, sich für reich genug halten. Wenn er einmal dazu bestimmt ist, in eine mittelmäßige Lebensstel=

tung zurückzusinken, so ist es eine Wohlthat der Vorsehung, daß sie ihn in einem Alter in dieselbe gerathen läßt, wo er statt bittere vielmehr nur nützliche Lehren daraus ziehen kann. Sie werden mir sagen, daß er noch andere Erbschaften zu erwarten hat. Ich weiß nichts von dieser Zukunft und will in keiner Weise im Voraus aus ihr Nutzen ziehen. Die etwanigen Opfer, die sich seine Verwandten vielleicht auferlegen möchten, um mir ein sogenanntes ehrenvolles Leben zu sichern, würde ich fast wie eine Beleidigung zurückweisen. In befürchtender Ahnung dessen, was da kommen sollte, hatte ich mir bereits den Pfad vorgezeichnet, den ich einschlagen wollte. Ich bin jetzt in meinem Entschluß noch fester geworden und nichts in der Welt wird mich von ihm abbringen. Ich bin entschlossen mich in der Provinz auf dem Lande niederzulassen und meinen Sohn in seinen ersten Jahren an ein fleißiges und einfaches Leben zu gewöhnen, fern von dem Anblick und der Berührung fremden Reichthums, der den heilsamen Einfluß meines Beispiels und meines Unterrichts stören könnte. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, mit ihm zuweilen zu Ihnen zu kommen und Sie werden dann erfreut ein kräftiges und muntres Kind sehen statt jenes schwächlich-träumerischen kleinen Wesens, für dessen Leben wir unaufhörlich gezittert haben. Ich weiß, welches Anrecht Sie an ihm haben und welche Achtung ich Ihrem Willen und Ihrem Rath schuldig bin; aber ich hoffe, Sie werden meinen Plan nicht tadeln und mich ihn leiten lassen in der Zeit der Kindheit, während welcher die unablässige Sorgfalt einer Mutter und das gesunde Landleben ihm mehr nützen

werden, als die oberflächlichen Stunden eines überreich bezahlten Lehrmeisters, die Reitbahnübungen und die Spazierfahrten nach dem Gehölz von Boulogne. Meinetwegen aber sein Sie ganz ruhig; mir thut es nicht im Mindesten Leid um mein nachlässiges Leben und meine mußevolle Umgebung. Ich liebe das Land leidenschaftlich und werde in den langen Stunden, die die vornehme Welt mir nicht mehr stehlen soll, lernen, um meinen Sohn zu belehren. Sie haben bisher einiges Vertrauen zu mir gehabt: der Augenblick ist gekommen, es mir unbedingt zu schenken. Ich wage es, mich darauf zu verlassen, da ich weiß, daß Sie nur Ihre energische Seele und Ihr tief mütterlich fühlendes Herz befragen dürfen, um meine Absichten und Entschlüsse zu begreifen.

„Alles das wird freilich unsern Verwandten nicht ganz recht sein; wenn Sie aber einmal aussprechen, ich hätte Recht, so werden Alle Ihrer Meinung sein. Ich lege also unsere Gegenwart und Zukunft in Ihre Hände und gehöre Ihnen fürs Leben als Ihre Sie hochachtende und zärtlich liebende

Marcella.

Hier folgte noch ein Postscriptum in Betreff Susettens, und die Bitte den Geschäftsführer der Familie nach dem Gute Blanchemont zu schicken, damit er den Grad der Zerrüttung dieses Besitzthums ermittle und den Verkauf desselben thätig betreibe. Ihre eigenen Angelegenheiten wollte und konnte Marcella selbst besorgen mit Hülfe sachverständiger, mit der Gegend bekannter Männer.

Der zweite Brief war an Heinrich Lemor.

„Heinrich, welches Glück! welche Freude! ich bin ruinirt. Du wirst mir nicht mehr meinen Reichthum vorwerfen, wirst nicht mehr meine goldnen Ketten hassen. Ich bin jetzt wieder eine Frau geworden, die du ohne Gewissensbisse lieben kannst, und die sich deinetwegen kein Opfer mehr zu auferlegen braucht. Mein Sohn hat keine reiche Erbschaft mehr zu erwarten, wenigstens nicht unmittelbar. Jetzt habe ich das Recht, ihn zu erziehen, wie Du es für zweckmäßig hältst, um aus ihm einen Mann zu bilden, Dir seine ganze Seele anzuvertrauen. Ich will Dich nicht täuschen! wir haben vielleicht einen kleinen Kampf zu bestehen mit der Familie seines Vaters, deren blinde Zärtlichkeit und aristokratischer Stolz ihn werden wider meinen Willen reich machen und der vornehmen Welt wiedergeben wollen, allein Milde, etwas Gewandtheit und viel Festigkeit werden uns den Sieg verschaffen. Ich will mich hinlänglich fern halten von ihrem Einfluß, um ihn unwirksam zu machen; und wir hüllen dann die Entwicklung dieser jungen Seele ein in ein zartes Geheimniß. Es wird die Kindheit Jupiters im Dunkel der heiligen Höhle sein. Und wenn er dann diese göttliche Einsamkeit verläßt, um seine Kraft zu versuchen, wenn dann der Reichthum ihn in Versuchung führen will, dann wird seine Seele durch uns gestählt sein gegen die Verführungen der Welt und die Verderbniß des Goldes. Heinrich, meine Seele wiegt sich in den schönsten Hoffnungsträumen: zerstöre sie nicht mit grausamen Zweifeln und Bedenklichkeiten, die ich nunmehr kleinmüthig nennen würde. Du bist mir Deine Unterstützung, Du bist

mir Schutz schuldig, jetzt da ich mich absondere von einer Familie, die bekümmert ist und seelengut, die ich aber dennoch verlasse, die ich bekämpfen will, einzig und allein, weil sie deine Grundsätze nicht theilt. Was ich Dir vor zwei Tagen schrieb, als ich Paris verließ, findet also durch diesen Brief leicht und vollständig seine Bestätigung. Noch rufe ich Dich nicht in meine Nähe, ich darf es nicht, und überdies verlangt auch die Klugheit, daß wir eine genügend lange Zeit hindurch nicht zusammenkommen, sonst würde man die Verbannung, die ich mir auferlege, meinen Gefühlen für Dich zuschreiben. Noch sage ich Dir den Ort nicht, wo ich mich aufhalten werde, ich weiß ihn selbst noch nicht. Aber in Jahresfrist, Heinrich, vom 15 August an gerechnet, wirst Du wieder mit mir zusammenkommen, da, wo ich dann weile und wohin ich Dich rufen werde. Wenn Du das Vertrauen nicht theilst, das ich zu mir selbst habe, so schreibe mir bis dahin lieber nicht. Aber werd' ich die Kraft haben, ein Jahr zu leben, ohne etwas von Dir zu wissen? Nein, und Du auch nicht! Schreib' also nur zwei Worte: „Ich lebe und liebe"! Adressire den Brief nur an meinen treuen alten Lapierre, Hotel Blanchemont. Leb wohl, Heinrich. O könntest Du in meinem Herzen lesen und sehn, daß ich besser bin, als Du denkst! Eduard ist wohlauf und vergißt Dich nicht. Nur er wird fortan von Dir mit mir sprechen.

M. B.

Marcella versiegelte diese Briefe, brachte den Anzug ihres Sohnes, dessen Engelschönheit jetzt ihre einzige Eitelkeit in der Welt war, etwas in Ordnung und ging dann über den Pachthof.

Man wartete auf sie mit dem Essen. Ihr zu Ehren war im Saal gedeckt. Man hatte eigentlich kein andres Speisezimmer, als die Küche, wo man nicht fürchten durfte, die Meubles zu beschmutzen und wo der Madame Bricolin die Gerichte weit mehr zur Hand waren, die sie selbst mit Hülfe ihrer Schwiegermutter und der Magd kochte. Marcella bemerkte bald diese Aenderung der Familiengewohnheit. Der wirthliche Eifer der Mad. Bricolin wurde unwillkührlich zu jener Verdrüßlichkeit, dem einzigen Fehler, den in dieser Hinsicht eine schlechte Erziehung hat. Sie wußte der Frau von Blanchemont die Abweichung von der Hausordnung beizubringen und bat sie bei jeder Gelegenheit, zu entschuldigen, daß sie so schlecht bedient werde und daß die Mägde ganz aus dem Geleise gekommen seien. Sogleich verlangte Marcella mit Bestimmtheit, daß man vom folgenden Tage an Alles nach hergebrachter Weise einrichte und versicherte heiter lächelnd, sie würde nach der Mühle von Angibault zu Mittag gehn, wenn man sich Umstände mit ihr mache.

„Ja, bei der Mühle fällt's mir ein, sagte Mad. Bricolin nach einigen ziemlich ungeschickt angebrachten höflichen Redensarten; da muß ich doch meinen Bricolin noch etwas vornehmen. Da kommt er eben. Aber sage mir, Bricolin, hast Du denn den Kopf verloren, daß Du diesen Müller zu Tische bittest, wenn die Frau Baronin uns die Ehre anthut, bei uns zu speisen?

— Potz Blitz, daran hatt' ich nicht gedacht! antwortete der Pächter unbefangen; oder vielmehr . ., als ich Grodlude bat, dacht' ich nicht, daß gnädige Frau uns die Ehre erweisen würde. Der

Herr Baron, wie Du weißt, schlug es uns immer ab . . . er ließ sich auf seinem Zimmer decken, was übrigens, beiläufig bemerkt, just nicht bequem war . . . Aber was ist denn dabei weiter, Tybalde; (sie war die älteste Tochter eines Tybalt, und wurde, wie es in dieser Gegend Brauch ist, bei ihrem Vatersnamen genannt), wenn's der gnädigen Frau nicht ansteht mit dem Burschen zu essen, brauchst Du es ihm ja nur zu sagen. Deine Zunge ist Dir ja nicht angewachsen; ich übernehm's aber nicht. Ich habe den dummen Streich gemacht und möcht ihn nicht selbst gut machen.

— Und das ist denn wie gewöhnlich meine Sache! sagte Mad. Bricolin ärgerlich. Nun, so will ich Deinen schönen Lude zu seinem Mehl zurückschicken.

— Das würde mich kränken und ich glaube, lieber ging' ich selbst fort; sagte Frau v. Blanchemont mit festem und selbst etwas trocknem Ton, der auf die Pächtersfrau Eindruck machte. Ich habe heute mit dem jungen Mann und in seiner Wohnung gefrühstückt und ihn so gefällig, so höflich und liebenswürdig gefunden, daß es mir wirklich recht unlieb sein würde, jetzt ohne ihn zu essen.

— Wahrhaftig? sagte die schöne Rosa, die Marcella mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte und deren lebhafter Blick ein Gemisch von Bewunderung und Vergnügen ausdrückte. Als sie aber dem forschenden und drohenden Blick ihrer Mutter begegnete, schlug sie die Augen nieder und wurde über und über roth.

— Ganz wie es der gnädigen Frau recht ist! sagte Mad. Bricolin. Dabei wandte sie sich zu ihrer Magd, die das Privilegium

genoß, ihre vertraulichen Bemerkungen zu hören, wenn sie aufgebracht war, und flüsterte ihr leise zu:

— Was ein hübsches Gesicht nicht Alles macht!

Chounette (Deminutivum von Fanchon) lächelte hämisch und wurde dadurch noch häßlicher, als sie schon war. Sie fand den Müller wirklich sehr hübsch, verdachte es ihm aber sehr, daß er ihr nicht den Hof machte.

Nun, sagte Herr Bricolin, der Müller wird also mit uns essen. Gnädige Frau thun recht, nicht stolz zu sein. Es ist ein sicheres Mittel, stets guten Willen bei den Leuten zu finden. Rösel, geh ruf uns den Großlude, er ist dort auf dem Hofe. Sag' ihm, die Suppe steht auf dem Tisch. 's wäre mir auch nahe gegangen, dem Burschen was anzuthun. Wissen Sie, Frau Baronin, ich habe meine Ursache auf diesen Müller was zu halten. Er ist der Einzige, der nicht die Metze doppelt nimmt und einem das Getraide nicht verwechselt. Ja, er ist der Einzige in der ganzen Gegend, hol mich der Teufel. Einer ist immer diebischer als der Andre, wie auch das Sprichwort heißt: jeder Müller ist'n Stehler. Hab' es mit Allen versucht, aber noch keinen gefunden, als diesen, der nicht knappes Maaß giebt und schlechtes Gemengsel macht. Außerdem beweist er uns allerlei Aufmerksamkeiten. Nie wird er meinen Weizen auf demselben Stein mahlen, auf dem er eben Gerste gegraupt oder Roggen gemalmt. Er weiß, daß es das Mehl verdirbt und schwarz macht. Es ist sein Stolz, mich zufrieden zu stellen, weil er weiß, daß ich darauf halte, schönes Brod auf meinem Tisch zu haben.

Das ist das Einzige, worauf ich mir was zu Gute thue. Es kränkt mich, wenn Jemand, wenn er mich besucht, nicht sagt: „welch schönes Brod! Aber auch nur Ihr, Herr Bricolin, erbaut solchen Weizen!" Aecht spanischer Weizen, mein Lieber, man hat seine Freude dran!

— Aber Ihr Brod ist auch wirklich ganz ausgezeichnet! sagte Marcella, eben so sehr um den Müller herauszustreichen, als um der Eitelkeit Bricolins zu schmeicheln.

— Du lieber Gott, wie kann man nur so viel darauf geben, daß man das Brod um ein Auge mehr lockerer hat, und ein Maaß Mehl in der Woche mehr oder weniger bekommt! sagte Mad. Bricolin. Wo wir doch die Müller weit näher und eine Mühle gleich unten am Berge haben, sich mit einem Menschen abzugeben, der eine Stunde weit von hier wohnt!

— Und was thut Dir das? fragte Herr Bricolin, wenn er die Säcke selbst abholt und das Mehl selbst zurückbringt, ohne auch nur ein Korn mehr zu nehmen, als seine Müllermetze? (Die Müller im Schwarzthale bekommen nie Geld, sondern nehmen mehr oder minder ehrlich ihre Metze vom Scheffel und sind im Allgemeinen zuverlässiger als Herr Bricolin hier behauptet. Wenn sie große Kundschaft haben, gewinnen sie bei ihrem Gewerbe weit mehr, als sie verbrauchen und können nebenbei einen kleinen Getraidehandel treiben). Dazu hat er eine schöne und gute Mühle, zwei große neue Räder, einen prächtigen Mühlenteich, und das Wasser geht ihm

niemals aus. Es ist sehr angenehm, wenn man nicht zu warten braucht.

— Und dann, da er von weit herkommt, erwiderte die Pächterin, hälst Du es stets für nothwendig, ihn zum Mittag- oder Vesperbrod einzuladen; das ist die Ersparniß!"

Das Eintreten des Müllers machte diesem Gespräch der beiden Eheleute ein Ende. Bricolin begnügte sich, wenn seine Frau schmollte, damit, ein wenig mit den Achseln zu zucken und etwas schneller zu sprechen, als gewöhnlich. Er verzieh ihr ihr zänkisches Wesen, weil sie ihm durch ihre thätige und sparsame Wirthschaftlichkeit sehr nützlich war.

„Nun so mach doch, daß du kommst! rief Mad. Bricolin ihrer Tochter zu, die mit dem Müller zurückkam; wir warten nur auf dich um uns zu setzen. Du hättest den Müller auch von der Chounette können rufen lassen, anstatt selbst nach ihm herauszurennen.

— Vater hatte mich's geheißen., sagte Rosa.

— Sonst wären Sie auch nicht gekommen, das weiß ich, flüsterte der Müller dem Mädchen leise zu.

— Ist das der Dank dafür, daß ich mich für Sie auszanken lasse? antwortete Rosa eben so.

Marcella hörte nicht, was sie einander sagten, aber diese verstohlen gewechselten Worte, das Erröthen Rosas und die Aufregung des Müllers bestätigte sie in der Vermuthung, welche schon die Ab-

neigung der Mad. Bricolin gegen den armen Ludwig in ihr erweckt hatte: die geheimen Gedanken des Müllers von Angibault galten Niemand anders, als der schönen Rosa.

11.

Die Mahlzeit beim Pächter.

Bewogen von dem Wunsch, der Neigung ihres neuen Freundes förderlich zu sein und keine Gefahr für die junge Pächterstochter darin sehend, weil ihr Vater und ihre Großmutter Ludwig zu begünstigen schienen, sprach Frau von Blanchemont während der Mahlzeit absichtlich viel mit ihm und suchte das Gespräch auf solche Gegenstände zu bringen, in denen er durch seine Bildung und Einsicht in der That der ganzen Familie Bricolin vielleicht sogar der hübschen Rosa überlegen war. Ueber den Ackerbau und zwar mehr über die naturwissenschaftliche als gewerb- und erfahrungsmäßige Seite desselben, über die Politik als die Lehre vom menschlichen Glück und von der Gerechtigkeit, über Religion und Moral hatte Ludwig einfache, aber richtige, geläuterte Ansichten, die das Gepräge eines gesunden Sinnes, eines klaren Blicks und eines geistigen Adels trugen. Aber von allen diesen seinen Eigenschaften hatte er in der Pächterfamilie noch nie eine Probe ablegen können. Bei den Bricolins kamen immer nur höchst alltägliche und hausbackene Gegen-

stände aufs Tapet, und Alles, was hier an Witz entwickelt wurde, kam auf hämisches und nicht sehr christliches Geklatsch über die Nächsten hinaus. Ludwig, der weder Gemeinplätze noch Sticheleien liebte, sprach hier wenig und hatte seine Geistesgaben nie an den Tag gelegt. Herr Bricolin hatte sein Urtheil gesprochen und gesagt, er sei einfältig, wie alle schönen Männer, und Rosa, die in ihm stets den furchtsamen oder unzufriedenen Verliebten gefunden, ihn also nur als mürrisch oder schüchtern kannte, wußte seinen Mangel an Mutterwitz nur damit zu entschuldigen, daß sie sein vortreffliches Herz rühmte. Man war daher sehr verwundert, daß Frau v. Blanchemont vorzugsweise mit ihm sprach, und als es ihr gelungen die Verlegenheit zu beschwichtigen, in die ihn Rosas Gegenwart und die Abneigung ihrer Mutter versetzte, wurde das Staunen noch weit größer, als man ihn so gut sprechen hörte. Herr Bricolin, der keine Ahnung hatte von der Liebe des Müllers zu seiner Tochter und ihm daher mit Wohlwollen zuhörte, war fünf oder sechs Mal höchlichst erstaunt und rief, indem er auf den Tisch schlug:

„Du weißt das also, Du? Wo Teufel hast Du denn das Alles aufgeangelt?“

— Pah, aus dem Mühlbach!“ antwortete Ludwig munter.

Madame Bricolin versank allmälig in ein finstres Schweigen, als sie sah, welchen Vortheil ihr Feind gewann; sie beschloß bei sich noch heute Abend Herrn Bricolin die Entdeckung mitzutheilen, die sie gemacht oder zu machen geglaubt hinsichtlich der Gefühle dieses Landtölpels für „ihr Fräulein.“

Die alte Mutter Bricolin verstand nichts von der ganzen Unterhaltung; aber sie fand, daß der Müller rede wie ein Buch, weil er mehrere Sätze im Zusammenhang sprach ohne zu stocken und ohne sich zu wiederholen. Rosa that als hörte sie nichts, aber ihr entging trotzdem keine Sylbe und unwillkührlich ruhten ihre Augen auf Ludwig. Noch war ein fünftes Mitglied der Familie Bricolin zugegen, dem aber Marcella wenig Aufmerksamkeit schenkte: der alte Bricolin. Er hatte Bauerkleider an wie seine Frau, aß tüchtig, sprach kein Wort und schien eben so wenig zu denken. Er war fast taub, fast blind und schien ganz blödsinnig zu sein. Seine alte Ehehälfte hatte ihn wie ein Kind an den Tisch geführt. Sie beschäftigte sich viel mit ihm, füllte ihm Teller und Glas und schnitt ihm die weiche Krume aus seinem Brode, denn er hatte keine Zähne mehr, und seine hart und gefühllos gewordenen Gaumen konnten nur noch die härteste Rinde(?) zermalmen; doch sprach sie kein Wort mit ihm, als wüßte sie, daß es doch nur verlorene Mühe sei. Doch aber stellte sie ihm, als er sich setzte, vor, daß er seinen Hut abnehmen müsse wegen der Frau v. Blanchemont. Er gehorchte, schien aber nicht zu begreifen, warum, und setzte ihn sogleich wieder auf, eine Freiheit, die sich, der Landessitte gemäß, auch sein Sohn, Herr Bricolin, nahm. Der Müller, der des Morgens in der Mühle von dieser Sitte ebenfalls nicht abgewichen war, steckte jetzt doch seine Mütze in die Tasche, aber ganz unvermerkt, denn einerseits fühlte er eine unwillkührliche Ehrerbietung gegen Marcella, und andrerseits scheute er sich wieder, zum ersten Male in seinem Leben als ein Stutzer zu erscheinen.

Allein trotz aller seiner Bewunderung für das, was er den schönen Sprechanismus des langen Müllers nannte, fand Herr Bricolin doch bald, daß er für seine Person in allen Dingen anderer Meinung sei. In Betreff der Landwirthschaft behauptete er, hier sei nichts Neues zu versuchen; die Gelehrten hätten niemals nichts entdeckt; durch Neuerungen komme man jederzeit auf den Hund; von jeher so lange die Welt stehe bis heut alleweile habe man es stets so gemacht und werde es halt nimmermehr besser machen.

„Gut! sagte der Müller. Aber die Leute, die das zu allererst gethan, was wir heutigen Tages thun, die Ochsen ins Joch gespannt um den Acker zu pflügen und zu säen, sie haben doch auch etwas Neues gethan und man hätte sie daran hindern und sich einreden können, ein Stück Land, das man nie bebaut, werde niemalen fruchtbar werden? Es ist damit ganz wie mit der Politik. Was meinen Sie, Herr Bricolin, wenn man Ihnen vor hundert Jahren gesagt hätte, daß Sie jetzt weder Zehnten noch Herrenzins bezahlen würden; daß dann die Klöster zerstört sein . . . .“

— Paperlapa! ich hätt's vielleicht nicht geglaubt, das ist wahr; aber das ist so gekommen, weil's einmal so kommen mußte. Alles steht aber aufs Beste und Schönste heut alleweile; jetzt hat alle Welt die Freiheit — Geld zu erwerben und was Besseres als das wird man niemalen erfinden.“

— Ei die Armen, die Faulen, die Schwachen, die Dummen, was wollen Sie, daß aus denen werden soll?“

— Nichts soll aus ihnen werden, weil sie zu nichts taugen. Desto schlimmer für sie!“

— Ei wenn Sie mit zu ihnen gehörten, Herr Bricolin? was Gott verhüten möge! Sie sind weit davon entfernt. Würden Sie dann auch sagen: desto schlimmer für mich? Nein, nein, Sie meinen's nicht im Ernst, wenn Sie sagen „desto schlimmer für sie!“ Dazu haben Sie zu viel Herz und Religion.“

— Religion? ich? Narrenspossen für mich! und für Dich auch. Ich sehe wol daß das wieder spuken will, aber mich ficht's nicht an. Unser Pastor ist ein Lebemann und dem komm ich nicht in die Quere. Wenn er aber ein Mucker wäre, wollt' ich ihn schon heimschicken Wer glaubt denn noch an alle diese Dummheiten heut alleweile?“

— Ei Ihre Frau, Ihre Mutter und Ihre Tochter, sagen die auch daß es Dummheiten sind?“

— Nun, denen gefällt das und macht ihnen Spaß. Das Weibervolk braucht so was, wie es scheint.“

— Aber wir Landleute, wir sind auch wie die Weiber und brauchen auch Religion.“

— Na ihr habt ja eine bei der Hand; geht in die Messe, ich hindre euch daran nicht, wenn ihr nur mich nicht zwingen wollt, mitzugehn.“

— Aber gerade das kann doch kommen wenn die Religion, die wir haben, wieder fanatisch und verfolgungssüchtig wird, wie sie es so sehr und so oft gewesen ist.“

— Sie taugt also nichts? So schmeißt sie fort. Ich für mein Theil kann mich auch ohne behelfen.“

— Aber da wir, wir Uebrigen durchaus eine brauchen, müssen wir doch eine andre haben?“

— Eine andre, eine andre! Teufel noch eins, wie Du darauf lossteuerst! So mach Dir doch eine andre.“

— Ich möchte eine haben, welche die Menschen hinderte, einander zu hassen, zu fürchten, zu schaden.“

— Das wäre neu, in der That! Ja, so eine möcht' ich auch schon wollen, so eine Religion, die meine Drescher abhielte mir Nachts meinen Weizen zu stehlen, und meine Taglöhner, täglich drei ausgeschlagene Stunden an ihrer Suppe zu löffeln.“

— So würde es sein, wenn Sie eine Religion hätten, die Ihnen geböte, die Leute so glücklich zu machen, als Sie selber sind.“

— Ludwig, sagte Marcella, Sie haben die wahre Religion im Herzen.“

— Ja, das ist wahr!“ rief Rosa aus vollem Herzen.

Herr Bricolin wagte nichts zu erwidern. Ihm lag viel daran das Vertrauen der Frau v. Blanchemont zu gewinnen, und ihr keine schlechte Meinung von sich beizubringen. Ludwig, dem die Bewegtheit Rosas nicht entging, sah Marcella mit einem strahlenden Blick an, der ihr zu sagen schien: Ich danke Ihnen.

Die Sonne stand schon niedrig, und die Mahlzeit, die sehr reichlich gewesen war, war zu Ende. Herr Bricolin der sich mit einem beträchtlichen Quantum Speisen und manchem tüchtigen

Schluck auf seinem Stuhle gleichsam fest gegessen und getrunken, hätte sich gern seinem Lieblingsgenuß hingegeben, der darin bestand zwei bis drei Stunden nach der Mahlzeit stark mit Liqueur gepfefferten Kaffee zu trinken; allein Ludwig, der ihm dabei Gesellschaft leisten sollte, stand auf, und schickte sich zur Heimkehr an. Frau v. Blanchemont ging von ihrer Bedienung Abschied nehmen und ihren Lohn berichtigen. Sie gab Lapierre den Brief an ihre Schwiegermutter, nahm dann den Müller auf die Seite, vertraute ihm den zweiten Brief an, den an Heinrich, und bat ihn, denselben eigenhändig auf die Post zu geben.

„Sein Sie ganz unbesorgt, sagte Ludwig, der wol merkte daß hier ein Bischen Geheimniß dabei war; der kommt nicht eher aus meiner Hand, als bis ich ihn in den Briefkasten fallen lasse, ohne daß irgend ein Mensch, nicht einmal Ihre Leute das Geringste davon merken; so wollen Sie's doch, nicht wahr?"

— Schönsten Dank, mein wackerer Freund."

— Dank? Sie bedanken sich bei mir, wo ich Ihnen auf Knieen danken müßte? Gehn Sie doch, Sie wissen gar nicht, was ich Ihnen zu verdanken habe! Ich gehe jetzt heim und in zwei Stunden ist die kleine Fanchon bei Ihnen. Sie ist viel eigner und freundlicher als das Mensch, die Chounette."

Als Ludwig und Lapierre fort waren, beschlich Marcella ein banges Gefühl bei dem Gedanken, sich so allein der Familie Bricolin gleichsam auf Gnade und Ungnade überlassen zu sehn. Von trüber Stimmung ergriffen nahm sie Eduard an die Hand und ging nach

einem kleinen Gehölz, das sie auf der andern Seite der Wiese erblickte. Noch war es heller Tag; doch sank die Sonne bereits hinter dem alten Schlosse dem Horizont entgegen, so daß die hohen Thürme weithin ihre gigantischen Schatten warfen. Sie war noch nicht weit gegangen, als sie sich von Rosa eingeholt sah, die sich sehr zu ihr hingezogen fühlte und deren liebes Gesichtchen der einzige angenehme Anblick war, der ihr jetzt und an diesem Ort vor Augen kommen konnte.

„Ich will Sie im Gehege herumführen, sagte die junge Dirne; es ist mein Lieblingsplätzchen, und wird Ihnen ganz gewiß auch gefallen.

— In Ihrer Gesellschaft unter allen Umständen! antwortete Marcella, Rosa vertraulich unterfassend

Der alte herrschaftliche Park von Blanchemont, den man in der Revolutionszeit ausgeholzt, war jetzt eingeschlossen von einem tiefen Graben mit fließendem Wasser und einer hohen, lebendigen Hecke, an der sich Rosa, in der Hast und Unachtsamkeit eines Mädchens, das an Ausstattung die Hülle und die Fülle hat, einen Zipfel vom Spitzenbesatz ihres Mousselinkleides abriß und hängen ließ. Die Stümpfe der alten gefällten Eichen hatten eine Menge jungen Ausschlages getrieben und das Gehege war weiter nichts, als ein wildes Dickicht, aus dem nur hie und da einige Stammhalter hervorragten, welche die Axt verschont. Wie ehrwürdige Patriarchen standen sie da, die starken und knorrigen Arme ausbreitend über ihre zahlreiche jugendfrische Nachkommenschaft. Hübsche Fußsteige,

mit einzelnen in den felsigen Grund eingehauenen Stufen, führten auf und nieder und schlängelten sich hin unter einem dichten, wiewohl nicht besonders hohen Laubdach. Das Wäldchen hatte etwas Geheimnißvolles. Hier ließ sich's ungestört lustwandeln am Arm eines Geliebten. Marcella suchte diesen Gedanken, bei dem ihr Herz höher pochte, zu verbannen und versank in stilles Träumen beim Gesange der Nachtigallen, Finken und Amseln, die diesen einsamen und ruhevollen Hain belebten.

Der einzige Baumgang, den der junge Aufschlag nicht überwuchert, lag am äußersten Saume des Wäldchens und wurde als Weg für die Holzfuhren benutzt. Marcella näherte sich demselben mit Rosa; ihr Kleiner lief voran. Plötzlich stand er still, kehrte langsam um und kam unschlüssig, ernst und mit erblaßtem Gesicht zurück.

— Was ist denn da? fragte seine Mutter, die gewohnt war jeden Eindruck zu errathen, den er empfangen, als sie sah, daß Furcht und Neugier in ihm kämpften.

— Da unten ist ein widerwärtiges Weib,“ antwortete Eduard.

— Man kann widerwärtig aussehn und doch ein guter Mensch sein, antwortete Marcella. Lapierre ist doch gewiß gut, und er ist nicht schön.

— O, Lapierre ist nicht häßlich!“ sagte Eduard, der wie alle Kinder diejenigen bewunderte, die seine Zuneigung besaßen.

— Komm, gieb mir die Hand, wir wollen uns das häßliche Weib einmal ansehn.“

— Ach nein, gehn Sie nicht, es nützt zu nichts, sagte Rosa mit traurig verlegner Miene, ohne jedoch die mindeste Furcht zu verrathen. Ich dachte nicht daß sie da wäre.“

— Ich will Eduard daran gewöhnen, die Furcht zu überwinden,“ antwortete Marcella flüsternd.

Rosa wagte es nicht, sie zurückzuhalten und sie ging schnellen Schritts vorwärts. Als sie aber in der Mitte der Allee war, stand sie still, von einer Art Entsetzen ergriffen bei dem Anblick des seltsamen Wesens, das ihr langsam entgegenkam.

12.

Luftschlösser.

Unter dem majestätischen Laubdach der hohen Eichen des Baumgangs, das die sinkende Sonne mit kräftigen Schatten und glänzenden Lichtern malte, wandelte mit abgemessenen Schritten ein Weib oder vielmehr ein namenloses Wesen, das in wilde Phantasien versunken schien. Es war eine jener vom Unglück entgeisteten und verthierten Gestalten, an denen das Gepräge sowol des Alters als des Geschlechts fast verwischt ist. Dennoch sah man es ihren regelmäßigen Zügen an, daß sie etwas Edles gehabt, das noch jetzt nicht ganz erloschen war trotz der furchtbaren Verwüstungen, die Kummer und Krankheit darin angerichtet. Das lange schwarze Haar, das ihr wild aus

der weißen Mütze heraushing, über der sie einen tausendfach zerknickten Männerhut von Strohgeflecht trug, gab dem schmalen gebräunten Gesicht, das es zum großen Theil beschattete, ein düster unheimliches Aussehn. Von diesem safrangelben fieberverwüsteten Gesicht sah man weiter nichts, als zwei große schwarze, erschreckend stiere Augen, deren gedankenvoll in sich versunkenem Blick man selten begegnete, die sehr gerade ziemlich wohlgeformte obschon scharf hervortretende Nase und den halbgeöffneten Mund mit bläulich bleichen Lippen. Ihr ekelhaft schmutziger Anzug war von bürgerlichem Schnitt; ein schlechtes Kleid von gelbem Zeug umschloß einen mißformigen Körper, dessen hohe Schultern und stets gebückter Rücken vielzusehr in die Breite gingen gegen den abgezehrten Leib, den der auf einer Seite abgerissene und nachschleppende Rock umflatterte. Ihre spindeldürren schwarzen Beine waren nackt, und unsaubere Schlarren schützten ihre Füße nur ungenügend gegen die Kiesel und Dornen, gegen die sie übrigens unempfindlich zu sein schienen. Sie wandelte ernsthaft einher, den Kopf auf die Brust geneigt, den Blick auf die Erde geheftet und in den Händen ein blutbeflecktes Schnupftuch zusammendrehend als wollte sie's auswinden.

Sie kam gerade auf Frau v. Blanchemont zu. Diese verbarg ihren Schreck um nicht Eduard mit zu erschrecken, und wartete ängstlich, ob sie nicht links oder rechts gehen würde, um ihr ausweichend vorbeizukommen. Allein das Gespenst, denn dies Geschöpf sah wirklich aus wie eine unheimliche Erscheinung, ging seinen Weg weiter ohne sich um Jemand zu kümmern und das Gesicht, aus

dem nicht Blödsinn, sondern eine düstre Verzweiflung sprach, die in den Zustand rein innerer Phantasieanschauungen übergegangen, ließ gewahren, daß die äußeren Gegenstände keinen Eindruck auf sie machten. Als jedoch ihr Fuß bis dicht an den Schatten trat, den Marcella warf, stand sie still, als wäre sie auf ein unübersteigliches Hinderniß gestoßen, und kehrte plötzlich um, um ihren rastlosen und einförmigen Gang fortzusetzen.

„Es ist die arme Bricoline, sagte Rosa, ohne leiser zu sprechen, obgleich sie der Wandlerin so nahe war, daß diese sie hören mußte, meine älteste Schwester, die von sich gekommen (Provinzialismus für wahnsinnig) ist. Sie ist erst dreißig Jahre, obgleich sie aussieht wie ein altes Weib, und seit zwölf Jahren hat sie weder ein Wort mit uns gesprochen, noch, wie es scheint, gehört, was wir sprachen. Ob sie taub ist wissen wir nicht. Stumm ist sie nicht, denn wenn sie sich allein glaubt spricht sie zuweilen, aber es hat keinen Sinn. Sie will immer allein sein und ist nicht bösartig, wenn man sie gewähren läßt. Fürchten Sie sie nicht, so wird sie Sie nicht einmal ansehn. Nur wenn wir sie ein bischen zurechtputzen wollen, wird sie böse und wehrt sich, als wenn wir ihr etwas zu Leide thun wollten."

— Mama, sagte Eduard, der seine Angst zu verbergen suchte, bring mich nach Hause, mich hungert."

— Wie ist das möglich, Du kommst ja eben erst vom Essen, sagte Marcella, die eben so wenig als ihr Sohn Lust hatte dem traurigen Schauspiel länger zuzusehn. Du irrst Dich gewiß; komm'

in einen andern Gang; vielleicht ist's hier noch zu sonnig und die Hitze greift Dich an.''

— Ja, ja, wir wollen ins Dickicht zurück, sagte Rosa, so etwas ist kein erfreulicher Anblick. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß sie uns folgt, wenn sie einmal in einem Gange ist, verläßt sie ihn nicht leicht; sehn Sie nur wie in diesem in der Mitte das Gras abgetreten ist! so oft ist sie hier immer denselben Weg hin und hergegangen. Arme Schwester! Wie Schade um sie! Sie war so schön und so gut! Ich besinne mich noch auf die Zeit, wo sie mich auf ihren Armen trug, und sich mit mir abgab wie Sie mit Ihrem hübschen Kleinen da. Aber seit ihr dies Unglück zugestoßen, kennt sie mich nicht mehr und weiß nicht einmal mehr, daß ich in der Welt bin.''

— Ach meine liebe Rosa, welch ein schreckliches Unglück! Und wie ist es entstanden? Durch Kummer? oder durch Krankheit? Weiß man es?''

— Leider ja, man weiß es nur zu gut! Aber man spricht nicht davon.''

— Ich bitte um Verzeihung, wenn meine Theilnahme für Sie mich zu einer unangenehmen Frage verleitet hat.''

— O mit Ihnen, gnädige Frau, ist das eine andere Sache. Mir scheint, Sie sind so gut, daß man sich vor Ihnen nie gedemüthigt fühlt. Ich will Ihnen also im Vertrauen sagen, daß sie in Folge einer gehinderten Liebe wahnsinnig geworden ist. Sie liebte einen sehr guten und sehr ehrenwerthen jungen Mann, der aber

nichts hatte, und die Aeltern wollten zu der Heirath nicht ihre Einwilligung geben. Der junge Mann ist unter die Soldaten gegangen und hat sich in Algier todtschießen lassen. Von seiner Abreise an war sie immer traurig und still. Man glaubte aber, sie grolle nur und ihr Kummer würde sich mit der Zeit schon geben. Die Aermste erfuhr seinen Tod auf eine zu schreckliche Weise. Meine Mutter glaubte, wenn sie alle Hoffnung verlöre, würde sie sich endlich darin schicken und zu etwas entschließen, und warf ihr die Unglücksbotschaft in ziemlich harten Ausdrücken und in einem Augenblick ins Gesicht, wo eine solche Erschütterung tödtlich sein konnte. Meine Schwester schien nicht zu hören und antwortete kein Wort. Wir saßen eben beim Abendessen, es steht mir noch vor Augen als wär's erst gestern geschehn, obgleich ich damals noch sehr jung war. Sie ließ ihre Gabel fallen und sah die Mutter wol über eine Viertelstunde starr an ohne eine Sylbe vorzubringen, ohne die Augen niederzuschlagen und mit einer Miene, daß meine Mutter Angst bekam und ausrief: „Thut sie nicht, als wollte sie mich auffressen? — Du wirst es noch so weit treiben, sagte meine Großmutter, die eine treffliche Frau ist und die Bricoline gern mit ihrem Geliebten verheirathet hätte, Du wirst ihr noch so viel Qual anthun, daß Du sie verrückt machst!"

„Meine Großmutter hatte nur allzusehr Recht gehabt. Meine Schwester war wahnsinnig, und von diesem Tage an hat sie nie wieder mit uns gegessen. Sie rührt nichts an was man ihr anbietet, lebt immer allein, meidet uns Alle, und nährt sich von alten Ueberbleibseln, die sie sich selbst in der Küche zusammensucht, wenn Nie-

mand darin ist. Zuweilen fällt sie über ein Stück Federvieh her, würgt es, zerreißt es mit den Fingern und schlingt es blutend wie es ist hinunter. So hat sie es gewiß auch jetzt eben gemacht, denn ihre Hände und ihr Schnupftuch sind voll Blut. Ein ander Mal reißt sie auch Wurzelwerk im Garten aus und ißt es roh. Kurz, sie lebt wie eine Wilde, und Alles hat Angst vor ihr. Sehn Sie, das sind die Früchte unterdrückter Liebe, und meine armen Aeltern sind nur zu hart dafür gestraft, daß sie das Herz ihrer Tochter so verkannt haben. Und doch sagen sie kein Wort darüber, was sie für sie thun würden, wenn sich das noch einmal anfangen ließe.“

Marcella glaubte, Rosa spiele auf sich selbst an, und da sie zu wissen wünschte, in wie weit sie die Liebe Ludwigs theile, ermuthigte sie ihr Vertrauen durch einen Ton liebreicher Milde. Sie waren an dem, dem Pfade der Wahnsinnigen entgegengesetzten Rande des Parks angekommen; Marcella war leichter zu Muth, und der kleine Eduard hatte seine Angst bereits vergessen und strich wieder ausgelassen umher im Gesichtskreise seiner Mutter.

— Ihre Mutter scheint mir in der That etwas strenge, sagte Frau v. Blanchemont zu ihrer Gefährtin; Herr Bricolin aber sieht mir aus, als wenn er mehr Nachsicht für Sie im Herzen trägt.“

— Papa macht weniger Lärm als Mama, sagte Rosa kopfschüttelnd; er ist heiterer, zärtlicher, macht mehr Geschenke, hat mehr liebreiche Aufmerksamkeit, kurz, er liebt seine Kinder, er ist ein guter Vater! . . . Aber was das Vermögen betrifft und die Konvenienz, wie er es nennt, da ist sein Wille vielleicht noch unerschütter=

licher als der der Mutter. Hundertmal hab' ich ihn sagen hören, lieber todt als armselig, und er würde mich lieber tödten, als zugeben, daß . . . .''

— Daß Sie sich ihrer Neigung nach verheirathen?'' sagte Marcella, da sie sah, daß Rosa keinen Ausdruck fand für das was sie dachte.

— O nein, so sagt er nicht, antwortete Rosa etwas geziert. Ich habe noch nie an's Heirathen gedacht, und weiß noch nicht, ob nicht meine Neigung vielleicht mit seinen Wünschen übereinstimmt. Aber um es mit einem Wort zu sagen, er macht große Ansprüche für mich und quält sich schon mit der Furcht, keinen seiner würdigen Schwiegersohn zu finden. Die Folge davon ist, daß ich so bald nicht heirathen werde, und mir ist das schon ganz recht, denn mich verlangt nicht danach, meine Familie zu verlassen, trotz der kleinen Widerwärtigkeiten, die ich mir von Seiten der Mama muß gefallen lassen.''

Marcella glaubte bei Rosa etwas Verstellung zu bemerken, und da sie sich in ihr Vertrauen nicht eindrängen mochte, äußerte sie, Rosa mache wol selbst große Ansprüche für sich.''

— Ach ganz und gar nicht! antwortete Rosa darauf ohne Rückhalt. Ich finde, daß ich weit reicher bin, als ich zu sein brauche und zu sein wünsche. Mag Vater immerhin sagen, daß wir Kinder ihrer fünfe sind, und daß mithin eines Jeden Antheil nicht gar so groß sein werde; mir ist das herzlich gleichgültig. Meine Wünsche

sind nicht hoch gespannt, und überdies seh ich's wol aus der Art wie es bei uns hergeht, daß man je reicher desto ärmer ist.“

— Wie das?“

— Bei uns Landwirthen wenigstens ist das die Wahrheit. Die adligen Herrschaften wie Sie setzen im Allgemeinen eine Ehre darein ihr Vermögen zu benutzen; man beschuldigt sie bei uns sogar, daß sie es verschwenden, und wenn man so sieht, wie gar manche alte Familien ruinirt werden, so nimmt man sich vor, klüger zu sein, und richtet mit Sorgsamkeit — wie soll ich sagen? . . . mit Leidenschaft sein Bestreben darauf, sein Geschlecht im Reichthum sicher zu befestigen. Man möchte immer verdoppeln und verdreifachen was man hat; so wenigstens lautet das Lied, das mir Vater und Mutter, meine Schwestern und ihre Männer in allen Weisen vorgesungen haben so lang' ich denken kann. Darum auferlegt man sich dann, um gar nicht aufgehalten zu werden in der Arbeit der Bereicherung, alle mögliche Entbehrungen; man läßt von Zeit zu Zeit was drauf gehn wenns andre Leute sehn, möchte aber dann wieder in der Wirthschaft, wo es kein Fremder merkt, selbst vom Ei was abknappen, wie das Sprichwort sagt. Man fürchtet seine Möbel, seine Kleider zu beflecken und sich zu viel zu Gute zu thun. Das ist wenigstens das System meiner Mutter und es ist etwas hart, sein ganzes Leben lang zu sparen und sich jede Freude zu versagen, wo man doch genug hat, um sich was zu gönnen. Und wenn man gar am Wohlsein, am Lohn, am Appetit Anderer Ersparnisse machen, wenn man hartherzig sein muß gegen Leute, die für uns arbeiten, so ist das

vollends traurig. Ich für meinen Theil, wenn ich schalten und walten könnte wie mir der Sinn steht, ich möchte weder den Andern noch mir selbst etwas versagen. Ich würde mein Einkommen verbrauchen und vielleicht möchte sich das Kapital dabei nicht schlechter befinden. Denn am Ende würde man mich doch lieb haben und eifrig und redlich für mich arbeiten. War's nicht das, was Ludwig bei Tische sagte? Er hatte Recht.“

— Meine gute Rosa, er hatte Recht der Theorie nach.“

— Der Theorie nach?“

— Ich meine, er hat dann Recht, wenn man seine hochherzigen Ideen auf eine Gesellschaft anwendet, die noch nicht ins Leben getreten ist, aber eines Tages, das steht fest, zur Wirklichkeit werden wird. Was aber das gegenwärtige praktische Leben anbelangt, das heißt in Betreff dessen, was sich jetzt verwirklichen läßt, so würden Sie sich einer Täuschung hingeben, wenn Sie glaubten, daß inmitten aller Andern, die nicht gut sind, einige Wenige nur gut zu sein brauchten, um verstanden, geliebt und schon in diesem Leben belohnt zu werden.“

— Was Sie mir da sagen nimmt mich Wunder. Ich glaubte, Sie würden denken wie ich. Sie glauben also, daß man Recht hat, diejenigen ganz auszupressen, die zu unserm Nutzen arbeiten?“

— Ich denke nicht wie Sie, Rosa, bin aber dennoch weit entfernt, so zu denken, wie Sie annehmen. Ich wollte, man ließe Niemand für sich arbeiten, sondern man arbeitete, indem Jeder

für Alle arbeitete, für Gott und so rückwirkend zugleich für sich selbst.“

— Und wie sollte das wol möglich sein?“

— Es würde zu weit führen, wollt ich Ihnen das auseinandersetzen, liebes Kind; überdies müßt ich fürchten, daß es mir schlecht gelänge. Bis dahin, daß die Zukunft, wie ich sie in der Seele trage, sich verwirklicht, bis dahin halte ich's für ein großes Unglück, reich zu sein, und mir für meine Person ist dadurch, daß ich es nicht mehr bin, ein schwerer Stein vom Herzen gefallen.“

— Das ist merkwürdig! sagte Rosa; wer aber reich ist, kann doch denen wohlthun, die es nicht sind, und das ist das größeste Glück.“

— Ein einzelner Mensch kann bei der besten Absicht gar wenig Gutes thun, selbst wenn er Alles hingiebt, was er hat, und dann ist er sofort wieder ganz ohnmächtig geworden.“

— Aber wenn nun Jeder eben so handelte?“

—Ja, wenn's Jeder thäte! Sehn Sie, das ist's, was Noth thut. Aber jetzt ist es unmöglich, alle Reichen zu einem solchen Opfer zu bewegen. Selbst Sie, Rosa, werden nicht Lust haben es ganz zu thun. Sie würden gern mit Ihrem Einkommen so viel Leiden als möglich lindern, also vielleicht etliche Familien aus dem Elend retten, immer aber unter der Bedingung, Ihr Kapital zu behalten; und ich selbst, die ich Ihnen hier vorpredige, ich klammere mich an die letzten Trümmer meines Vermögens um die sogenannte Ehre meines Sohnes zu retten, indem ich ihm so viel rette, daß er

die Schulden seines Vaters bezahlen kann ohne selbst ganz entblößt zu werden, was für ihn eine mangelhafte Erziehung, übertriebene Arbeit und wahrscheinlich den Tod zur Folge haben würde; denn er ist ein zartes Wesen, entsprossen einem Geschlecht von Faullenzern, von denen er einen schwächlichen Organismus geerbt hat, und steht in dieser Beziehung tief unter dem Kinde des Landmanns. Es ist also klar, daß wir, die wir nicht wissen, wie die Gesellschaft eine solche Doppelnothwendigkeit heilend lösen könnte, daß wir weiter nichts vermögen, als die Mittelmäßigkeit dem Reichthum und die Thätigkeit dem Müssiggang vorzuziehn. Es ist ein Schritt zur Tugend, aber wie armselig ist unser Verdienst dabei, und wie wenig, wie bitter wenig vermag es zu heilen von dem maaßlosen Elend, über das unser Auge sich entsetzt und unser Herz von Trauer brechen will!"

— Aber das Mittel, wo ist das Mittel dagegen? sagte Rosa bestürzt. Giebt es denn gar kein Mittel dagegen? Ein König müßte es ausfindig machen in seinem Hirn, denn ein König kann ja Alles."

— Ein König kann Nichts oder doch fast Nichts, erwiderte Marcella, über Rosas Treuherzigkeit lächelnd. Nein, ein **Volk** müßte es ausfindig machen in seinem Herzen!"

— Mir ist bei alle dem, als ob ich träumte! sagte die gute Rosa. Es ist das erste Mal, daß ich über diese Dinge reden höre. Ich mache mir zwar manchmal ganz für mich allein meine Gedanken, aber bei uns meint Niemand, daß die Welt nicht eine ganz gute Bahn geht. Man sagt, man müsse sich um sich selbst bekümmern,

weil unser Glück das Einzige ist, um das sich die Andern nicht kümmern, und die ganze Welt eines Jeden entschiedener Feind. Da muß man wol Furcht bekommen, nicht wahr?"

— Es liegt darin ein seltsamer Widerspruch: Die Welt geht einen guten Gang, weil sie nur von solchen Wesen erfüllt ist, die einander verabscheuen und fürchten!"

— Aber nun Ihre Idee, wie aus diesem Jammer herauszukommen ist? denn man wird doch das Schlechte nicht gewahr, ohne einen Begriff davon zu haben, wie es besser sein könnte."

— Einen solchen klaren Begriff kann man erst haben, wenn ihn die ganze Welt mit uns gefaßt hat und uns hilft, sie ins Leben zu rufen. Aber so lange wir nur Einige enge zusammenstehn gegen Alle, so lange hat man nur eine nebelhafte und ungewisse Ansicht. So geht es, ich will nicht gerade sagen den größesten Geistern unserer Zeit, denn davon verstehe ich nichts, ich bin nur ein ungelehrtes Weib, wol aber Herzen voll der besten Absichten, und das ist der Punkt, auf dem wir heutigen Tages stehn."

— Ja, „heut alleweile", wie mein Papa zu sagen pflegt, meinte Rosa lächelnd. Dann setzte sie mit trauriger Miene hinzu: Was soll denn ich thun um gut zu sein, da ich doch reich bin?"

— Hegen Sie in Ihrem Herzen, meine theure Rosa, wie ein Kleinod den Schmerz, leiden zu sehn, die Nächstenliebe, die das Evangelium predigt und das heiße Verlangen, sich für das Wohl der Mitmenschen aufzuopfern, an dem Tage, wo dieses einzelne Opfer Allen nützen könnte."

— Dieser Tag wird also kommen?"

— Daran zweifeln Sie nicht."

— Sie sind dessen gewiß?"

— Gewiß, wie der Gerechtigkeit und Güte Gottes."

— Das ist wahr, Gott kann das Schlechte nicht ewig dauern lassen. Wie dem aber auch sei, Frau Baronin, Sie haben mir das Hirn mit blendenden Lichtbildern erfüllt und mir thut der Kopf weh; aber es scheint mir doch, als begreife ich jetzt, warum Sie so ruhig Ihr Vermögen verlieren, und ich selbst bilde mir in Augenblicken wol ein, daß ich mit Vergnügen „mittelmäßig" werden würde."

— Ei wenn Sie arm werden, aushalten, arbeiten müßten?"

— Ja das, wenn es zu nichts hälfe, das wäre schrecklich."

— Aber wenn man doch anfinge zu merken, daß es zu etwas hilft? Wenns gälte eine Krisis großer Noth, eine Art von Märtyrerthum zu überstehn um die Menschheit zu retten?"

— Ja dann, sagte Rosa, Marcella mit staunenden Blicken messend, dann würde man's in Geduld ertragen."

— Man würde es mit Begeisterung auf sich nehmen!" rief Marcella mit einem Tone und einem Blick, bei denen Rosa in ihrem ganzen Wesen erzitterte, und die sie wiewol zu ihrer eignen großen Verwunderung, hinrissen wie ein electrischer Schlag.

Eduard fing an müde zu werden bei seinen Spielen, und schon stieg der Mond am Horizont empor. Marcella meinte, es sei Zeit, ihr Kind zur Ruhe zu bringen, und Rosa folgte ihr, noch ganz

berauscht von der eben gepflogenen Unterhaltung. Als sie aber dem Pachthof näher kam, und aus der Ferne die schallende Stimme ihrer Mutter vernahm, fiel sie zurück in die hausbackene Wirklichkeit ihres Lebens und sagte, wie sie so die junge begeisterte Frau vor sich hergehn sah, zu sich selbst:

„Sollte sie nicht auch von sich gekommen sein?"

13.

Rosa.

Trotz dieser Befürchtung fühlte sich Rosa unwiderstehlich zu Marcella hingezogen. Sie half ihr, Eduard zu Bett bringen, bewies ihr tausend zarte Aufmerksamkeiten und ergriff beim Fortgehn ihre Hand um sie zu küssen. Marcella die sie bereits liebte wie ein begünstigtes Lieblingskind der Natur, ließ es nicht zu und drückte ihr zwei Küsse auf die Wangen. Entzückt darüber und ermuthigt zögerte Rosa mit dem Fortgehn.

„Ich möchte Sie nur noch eins fragen, sagte sie endlich. Hat Ludwig wirklich Geist genug um Sie zu verstehn?"

— O ganz gewiß, Rosa! Aber was liegt Ihnen daran?" antwortete Marcella ein wenig boshaft.

— Es kam mir heut recht sonderbar vor, daß gerade unser

Müller von uns Allen die meisten Ideen hatte. Und doch hat er keinen allzubesten Unterricht genossen, der arme Ludwig!"

— Aber er hat so viel Herz und Geist!" sagte Marcella.

— O ja, ein gutes Herz hat er, das weiß ich. Ich kenne ihn recht gut, den alten Jungen, denn ich bin mit ihm erzogen. Seine älteste Schwester war meine Amme, und ich habe die ersten Jahre meines Lebens in der Mühle von Angibault zugebracht . . . Hat er's Ihnen nicht gesagt?"

— Er hat mit mir nicht von Ihnen gesprochen, aber ich habe zu bemerken geglaubt, daß er Ihnen sehr zugethan ist."

— Er ist immer sehr gut gegen mich gewesen, sagte Rosa erröthend. Er muß wol ein vortrefflicher Mensch sein, denn er hat stets die Kinder lieb gehabt. Er war erst sieben oder acht Jahre alt, als ich bei seiner Schwester in Pflege war, und meine Großmutter sagt, er hätte für mich gesorgt und mit mir gespielt, als wenn er alt genug wäre um mein Vater zu sein. Ich war ihm auch, wie es scheint, so gut geworden, daß ich nicht von ihm fort wollte, und daß meine Mutter, der er damals noch nicht so zuwider war, wie jetzt, ihn, nachdem ich entwöhnt war, als meinen Spielkameraden ins Haus nahm. Anfangs sollte er nur zwei oder drei Monate bei uns bleiben, aber es wurden daraus eben so viel Jahre. Er war so thätig und diensteifrig, daß man ihn sehr nützlich fand. Seine Mutter befand sich damals in bedrängter Lage, und meine Großmutter, ihre Freundin, hielt es für gut ihr ein Kind abzunehmen. So besinne ich mich noch sehr gut auf die Zeit, wo wir, Ludwig,

meine arme Schwester und ich fortwährend zusammen herumliefen und spielten, auf der Wiese, im Park und auf den Vorrathsböden des Schlosses. Als er aber alt genug war, um seiner Mutter bei der Müllerei zu helfen, nahm sie ihn in die Mühle zurück. Es war uns so schmerzlich von einander getrennt zu werden, mir wurde ohne ihn so sehr die Zeit lang, und seine Mutter und seine Schwester, meine Amme, hatten sich so an mich gewöhnt, daß ich jeden Sonnabend Nachmittags nach Angibault und Montags früh zurückgebracht wurde. Das dauerte so lange bis ich alt genug war und man mich in die Pension brachte. Als ich von da zurückkam, war nicht mehr die Rede von Kameradschaft zwischen einem Burschen wie der Müller und einem jungen Mädchen das jetzt Fräulein titulirt wurde. Wir haben uns aber demungeachtet oft gesehn, besonders seitdem ihn mein Vater trotz der Entfernung zu seinem Müller genommen hat, und er wöchentlich drei bis vier Mal herkommt. Und mir hat es immer viel Vergnügen gemacht, Angibault wieder zu sehn und die Müllerin, die so gut ist und die ich so lieb habe! . . . Nun denken Sie sich aber, gnädige Frau, seit einiger Zeit hat sich's meine Mutter in den Kopf gesetzt, das schlecht zu finden, und sie läßt mich nicht mehr hingehn! Der arme Ludwig ist ihr ein Dorn im Auge geworden; sie thut alles Mögliche um ihn zu kränken, und mir hat sie verboten beim Sonntagsvergnügen mit ihm zu tanzen, unter dem Vorwand, daß sein Stand für mich zu niedrig ist. Aber wir Landfräuleins, wie man uns nennt, wir tanzen immer mit den Bauern, die uns auffordern und überdies kann man auch nicht sagen, daß der

Müller von Angibault ein Bauer ist. Er hat seine zwanzigtausend Fres. im Vermögen und ist besser erzogen als mancher Andere. Ihnen die Wahrheit zu sagen, mein Vetter Honoré Bricolin schreib nicht so schön orthographisch als er, obgleich man sichs viel Geld hat kosten lassen, ihn klug zu machen, und ich sehe nicht ein warum ich auf meine Familie so stolz sein soll."

— Ich begreife es eben so wenig, sagte Marcella, die wol sah, daß es bei Rosa einiger Schlauheit bedurfte und daß sie nicht mit der glühenden Herzensergießung des Müllers beichten würde. Haben Sie nichts an den Manieren des guten Müllers bemerkt, was die Unzufriedenheit Ihrer Mutter rechtfertigen könnte?"

— Nein, nicht das Mindeste! Er ist hundertmal ehrenwerther als alle unsere Landbürger, die sich fast alle betrinken und mitunter sehr ungehobelt sind. Noch nie hat er mir ein Wort ins Ohr gesagt, bei dem ich die Augen niederschlagen mußte."

— Hat sich vielleicht Ihre Mutter die seltsame Idee aus den Fingern gesogen, daß er am Ende in Sie verliebt sein möge?"

Rosa wurde verlegen, zögerte und gestand endlich zu, ihre Mutter könne sich wol so etwas eingeredet haben.

„Und wenn Ihre Mutter die Wahrheit gerathen hätte, würde sie nicht Recht daran thun, Sie gegen ihn in Acht zu nehmen?"

— Aber das käme erst drauf an! Wenns wäre, und er spräche mit mir davon . . . Aber er hat mir nie ein Wort gesagt, das nicht die reinste Freundschaft gewesen wäre."

— Und wenn er in Sie verliebt wäre, und nur nicht wagte, es Ihnen zu gestehn?“

— Na, was wäre denn auch daran Schlimmes?“ fragte Rosa, etwas kokett.

— Es wäre höchst unrecht von Ihnen, seine Leidenschaft zu nähren ohne ihn ernstlich ermuthigen zu wollen, antwortete Marcella in ziemlich strengem Ton. Das hieße sein Spiel treiben mit dem Schmerze eines Freundes, und in Ihrer Familie, Fräulein Rosa, sollt' ich meinen, hat man eben nicht Ursache gegen unterdrückte Liebe mit Leichtsinn zu verfahren.“

— O, sagte Rosa eigensinnig, die Männer verlieren um solche Dinge nicht den Verstand! Aber, setzte sie naiv hinzu, und senkte dabei ihr Köpfchen, man muß zugeben, daß er mitunter sehr traurig ist, der arme Ludwig, und spricht, wie einer der in Verzweiflung ist . . . ohne daß ich errathen könnte, warum! Es geht mir recht nahe.“

— Aber doch nicht genug, als daß Sie es der Mühe für werth hielten, ihn zu verstehn?“

— Was könnt' ich aber thun, wenn er mich liebte, um ihn zu trösten?“

— Das liegt wol klar am Tage: entweder ihn lieben oder ihn meiden.“

— Ich kann weder das Eine noch das Andre. Ihn lieben, das ist so zu sagen unmöglich, und ihn zu meiden, da hab ich zu viel Freundschaft für ihn, um ihm den Schmerz anzuthun. Wenn Sie

wüßten, was für Augen er macht, wenn ich thue, als wenn ich nicht auf ihn achte! Er wird dann ganz blaß, und das thut mir weh.“

— Warum sagen Sie denn, daß es Ihnen unmöglich sein würde, ihn zu lieben?“

— Der Tausend, kann man denn Einen lieben, den man nicht heirathen kann?“

— Aber den, den man liebt, kann man immer heirathen.

— O, doch nicht immer! Da sehn Sie meine arme Schwester! Ihr Beispiel macht mir viel zu sehr Angst, als daß ich mich derselben Gefahr auszusetzen vermöchte.“

— Mit Ihnen hat es gar keine Gefahr, mein liebes Fräulein Rosa, sagte Marcella etwas bitter; wenn man über seine Liebe und seinen Willen mit so großer Leichtigkeit verfügt, liebt man nicht und läuft gar keine Gefahr.“

— Sagen Sie das nicht, entgegnete Rosa lebhaft. Ich bin eben so fähig, als irgend Eine zu lieben und in die Gefahr zu kommen, daß ich unglücklich werde. Aber würden Sie mir rathen, diesen Muth zu haben?“

— Gott bewahre mich davor! Ich möchte Ihnen nur behülflich sein mit sich über Ihr Herz ins Klare zu kommen, damit Sie nicht durch Ihre Unüberlegtheit Ludwig unglücklich machen.“

— Der arme Ludwig! . . . Aber was kann ich thun, gnädige Frau? Angenommen, daß mein Vater nach manchem Zürnen, mancher Drohung einwilligt, mich ihm zu geben, daß meine Mutter

durch das Beispiel meiner Schwester erschreckt, lieber ihren Widerwillen opfert, als mich krank werden sieht, was Alles wenig wahrscheinlich ist . . . Aber sehn Sie, bis es dahin kommt, wie viel Streitigkeiten, wie viel Auftritte und Widerwärtigkeiten sind da erst zu überstehn!"

— Sie haben Angst, Sie lieben nicht, sag ich Ihnen; Sie können Recht haben, und eben darum muß Ludwig fort."

Dieser Rath, auf den Marcella stets zurückkam, schien Rosa durchaus nicht zuzusagen. Die Liebe des Müllers schmeichelte ungemein ihrer Eigenliebe, besonders seitdem ihn Frau v. Blanchemont in ihren Augen so gehoben, und vielleicht auch wegen der Seltenheit der Sache. Die Landleute sind wenig empfänglich für die Leidenschaft, und in der bürgerlichen Welt, in der Rosa lebte, wurde sie immer mehr etwas Unerhörtes und Unbekanntes inmitten der Vorurtheile des Geldinteresses. Rosa hatte einige Romane gelesen: sie war stolz darauf, eine durch die Verhältnisse fast verbotene, unmögliche Liebe einzuflößen , von der man früher oder später in der ganzen Gegend mit Verwunderung sprechen mußte. Endlich war Ludwig der Liebling aller Bauermädchen, und der Abstand zwischen diesen und dem noch jungen Bürgerstande der Bricolins war nicht groß genug, als daß der Gedanke ihre Eitelkeit nicht etwas hätte berauschen sollen, über die schönsten Mädchen der Gegend den Sieg davon zu tragen."

— Glauben Sie nicht, sagte Rosa nach einigem Nachdenken, daß ich feig bin. Ich weiß der Mama sehr gut zu antworten, wenn

sie den armen Jungen ungerecht beschuldigt, und wenn ich mir einmal etwas in den Kopf setzte, so würde ich, wenn Sie mir hälfen, Sie, die Sie so klug sind, und die der Vater jetzt so sehr wünscht günstig für sich zu stimmen .... so könnte ich schon über Alles siegen. Zunächst erkläre ich Ihnen, daß ich nicht den Kopf verlieren werde wie meine arme Schwester! Ich bin hartnäckig und man hat mich immer zu sehr verwöhnt, als daß man mich nicht ein Bischen fürchten sollte. Aber ich will Ihnen sagen, was mir am Meisten schwer fallen würde."

— Lassen Sie hören, Rosa."

— Was würde man im Lande von mir denken, wenn ich in meiner Familie den Skandal anrichtete? Alle meine Freundinnen würden, eifersüchtig auf die Liebe, die ich einflößte und die sie bei ihren Geldheirathen niemals finden, den Stein auf mich werfen. Alle meine Vettern und Freier, die sich so viel auf sich wissen, würden wüthend sein, daß ich ihnen einen Bauer vorzöge, alle Mütter erschrecken über das Beispiel, das ich ihren Töchtern gäbe, die Bauern selbst endlich, eifersüchtig darauf, einen von ihnen eine fette Heirath, wie sie es nennen, schließen zu sehn, mich verfolgen mit ihrem Tadel und ihren Spöttereien. „Seht die Verrückte, würde der Eine sagen, es liegt im Blut, und bald wird sie rohes Fleisch fressen wie ihre Schwester. Seht die einfältige Dirne, der Andere, die einen Bauer nimmt, wo sie einen Mann von ihrem Schlage kriegen kann! — Die schlechte Tochter, würde es überall heißen, welche ihren Aeltern den Schmerz anthut, die ihr doch nie

etwas abgeschlagen haben! Die freche, schaamlose Dirne, die den ganzen Skandal angiebt, um den Kerl zu kriegen, blos weil er fünf Fuß acht Zoll mißt! Warum hat sie nicht ihren Ackerknecht genommen oder den Onkel Cadoche, der von Haus zu Hause bettelt?" — Kurz, das hätte kein Ende, und ich meine, es ist nicht hübsch für ein junges Mädchen sich alle dem auszusetzen aus Liebe zu einem Manne."

— Meine liebe Rosa, sagte Marcella, Ihre letzten Einwendungen scheinen mir nicht so ernst als die vorigen, aber ich sehe doch, daß Sie viel größeren Widerwillen hegen, der öffentlichen Meinung, als dem Widerstande Ihrer Aeltern trotz zu bieten. Wir müssen zusammen auf das Reiflichste das Für und Wider prüfen, und da Sie mir Ihre Geschichte erzählt haben, bin ich Ihnen die meinige schuldig. Ich will sie Ihnen erzählen, obschon sie ein Geheimniß, das ganze Geheimniß meines Lebens ist. Aber es ist so rein, daß ein Mädchen es schon hören kann. In einiger Zeit wird es für Niemand mehr ein Geheimniß sein, und bis dahin, bin ich überzeugt, werden Sie es treu bewahren."

— Ach, gnädige Frau, rief Rosa, Marcellen um den Hals fallend, wie sind Sie so gut! Man hat mir vie Geheimnisse erzählt, und ich habe immer so große Lust gehabt, welche zu wissen um sie wohl bewahren zu können. Sie können daraus abnehmen, ob das Ihrige gut aufgehoben sein wird. Es wird mich über so Manches aufklären, wovon ich nichts weiß; denn es scheint mir, es muß eine Moral für die Liebe geben wie für Alles, und noch hat mir Niemand

davon etwas sagen wollen, unter dem Vorwande, daß es dabei keine Liebe giebt oder geben soll. Und es scheint mir doch . . . aber sprechen, sprechen Sie, meine theuerste gnädige Frau! Ich bilde mir ein, wenn ich Ihr Vertrauen habe, wird mir auch Ihre Freundschaft zu Theil werden.“

— Warum nicht, wenn ich nur hoffen darf, daß mir ein Gleiches von Ihnen wird?“ sagte Marcella, ihre Liebkosungen erwidernd.

— Ach guter Gott, sagte Rosa, deren Augen sich mit Thränen füllten, sehn Sie denn nicht, daß ich Sie liebe? daß beim ersten Anblick mein Herz Ihnen zuflog, und daß es Ihnen ganz gehört schon seit dem einen Tage, den ich Sie erst kenne? Wie geht das zu? Ich weiß es nicht. Aber noch nie hab' ich Jemand gesehn, der mir so gefallen hätte, wie Sie. Nur in den Büchern hab' ich solche Wesen gefunden, und mit Ihnen ist mirs als wären Sie in einer Person alle die schönen Heldinnen der Romane, die ich gelesen habe.“

— Ihr edles Herz, mein liebes Kind, fühlt das Bedürfniß, zu lieben! Ich wills versuchen, der Gelegenheit nicht unwürdig zu sein, die mich begünstigt.“

Die kleine Fanchon hatte sich in dem Nebenzimmer bereits eingerichtet, und schon schnarchte sie dermaßen, daß sie damit das Gekrächze der Käuzchen und Nachtschwalben übertönte, die in den alten Thurmruinen ihr Wesen zu treiben anfingen. Marcella setzte sich an

das offne Fenster, durch das man im herrlich reinen Blau des Himmels die Sterne funkeln sah. Sie nahm die Hand Rosas in die ihrige und begann zu sprechen.

14.

Marcella.

„Meine Geschichte, liebe Rosa, gleicht einem Roman; aber dieser Roman ist so einfach, so wenig neu, daß er allen Romanen in der Welt ähnlich ist. Ich will ihn in so wenig Worten als möglich erzählen.“

„Mein Sohn war im Alter von zwei Jahren so kränklich, daß ich schon die Hoffnung aufgab, ihn am Leben zu erhalten. Meine Befürchtungen, meine Traurigkeit, die fortwährende Pflege des Kindes, die ich Niemand anvertrauen mochte, boten mir eine natürliche Gelegenheit, mich aus der großen Welt zurückzuziehn, in der mein Auftreten kurze Zeit gedauert hatte und an welcher ich wenig Geschmack fand. Die Aerzte riethen mir, mein Kind auf dem Lande leben zu lassen. Mein Mann hatte, wie Sie wissen, ein schönes Landgut, zwanzig Stunden von diesem entfernt; allein das rauschende, ausgelassene Leben, das er daselbst mit seinen Freunden, Pferden, Hunden und Maitressen führte, konnte mich nicht reizen, mich dorthin zurückzuziehn, selbst nicht während der Zeit, die er in Paris

zubrachte. Die Unordnung im Hause, die Unverschämtheit der Dienerschaft, deren Unterschleife man duldete, da man ihnen ihren Lohn nicht regelmäßig auszahlen konnte, der schlechte Ton, der bei den Nachbarn in der Umgegend herrschte, Alles dies wurde mir von meinem alten Lapierre, der dort einige Zeit zugebracht, so deutlich geschildert, daß ich den Gedanken aufgab, mich dort auch nur versuchsweise niederzulassen. Herr von Blanchemont wünschte nicht, daß ich hieher zöge, wo ich leicht sein regelloses Leben erfahren könnte, und machte mich glauben, daß dieser Ort abscheulich, das alte Schloß unbewohnbar sei, und Sie werden zugeben, daß er in letzterer Beziehung nur wenig übertrieben hat. Er sprach davon, mir ein Landhaus in der Umgegend von Paris zu kaufen; allein wo sollte er das Geld hernehmen, da er damals, ohne daß ich darum wußte, fast schon ruinirt war?

„Da ich sah, daß seine Versprechungen zu Nichts führten, und daß mein Sohn immer mehr hinwelkte, beeilte ich mich, in Montmorency, einem Dorfe in der Nähe von Paris, in einer reizenden Gegend zwischen Wäldchen und Hügeln von freier und sehr gesunder Lage, die Hälfte eines Hauses zu miethen, des ersten besten und damals des einzigen, das noch zu finden war. Diese Wohnungen werden von den Parisern sehr gesucht. Sie richten sich dort, selbst die Reichsten, für einige Monate der schönen Jahreszeit mehr als bescheiden ein. Anfangs besuchten mich meine Verwandten und Freunde ziemlich oft, dann aber immer seltener, wie es stets geschieht, wenn die Person, die man besucht, ihre Zurückgezogenheit liebt, und weder durch Luxus,

noch durch Koketterie eine Anziehungskraft ausübt. Gegen Ende des ersten Sommers vergingen oft vierzehn Tage, ohne daß ich Jemand aus Paris bei mir sah. Ich hatte mit keiner der Notabilitäten des Orts Verbindungen angeknüpft. Eduard befand sich wohler, ich war ruhig und zufrieden; ich las viel und ging im Wäldchen spazieren, nur von ihm, einer Bauersfrau, die seinen Esel führte, und einem großen Hunde begleitet, der uns auf das eifersüchtigste bewachte. Dies Leben gefiel mir ungemein. Herr von Blanchemont war glücklich, sich um mich nicht kümmern zu dürfen. Er besuchte mich nie und schickte nur von Zeit zu Zeit einen Bedienten, um sich nach dem Befinden seines Sohnes und nach meinem Geldbedarf zu erkundigen, der zu meinem Glück sehr mäßig war, denn sonst hätte er ihn nicht befriedigen können."

— Nun sehn Sie! rief Rosa, uns hier sagte er, nur für Sie verbrauche er seine und Ihre Einkünfte; Sie brauchten Pferde, Wagen, behauptete er, während Sie vielleicht zu Fuß ins Wäldchen gingen um das Leihgeld für einen Esel zu ersparen!"

— Sie haben's errathen, liebe Rosa. Wenn ich von ihm etwas Geld verlangte, erzählte er mir so lange und merkwürdige Geschichten von der Noth seiner Pächter, von erfrornen Saaten, von Hagelschlag, der sie ruinirt habe, daß ich mich meistens, um nur alle diese Dinge nicht mehr zu hören, von seinem erheuchelten edeln Mitleid mit ihnen betrügen ließ, ihm Recht gab, und mich enthielt, den Genuß meiner Einkünfte zu verlangen.

„Das alte Haus, das ich bewohnte, war sauber aber fast

ärmlich, und ich zog darin Niemandes Aufmerksamkeit auf mich. Es bestand aus zwei Stockwerken; ich hatte das erste inne. Zu ebner Erde wohnten zwei junge Leute, von denen der eine krank war. Ein kleiner sehr schattiger Garten mit hohen Mauern, in dem Eduard mit seiner Wärterin unter meinen Augen spielte, während ich an meinem Fenster saß, wurde von den beiden Miethern, Herrn Heinrich Lemor und mir gemeinschaftlich benutzt.

„Heinrich Lemor war zweiundzwanzig, sein Bruder aber erst funfzehn Jahre alt. Das arme Kind hatte die Auszehrung und der ältere pflegte ihn mit bewundernswürdiger Sorgfalt. Sie hatten keine Aeltern mehr. Heinrich war dem armen Todeskranken eine wahre Mutter. Keine Stunde lang wich er von ihm, las ihm vor, führte ihn am Arm spazieren, brachte ihn zu Bette und kleidete ihn an wie ein Kind, und da dieser arme Ernst fast gar nicht mehr schlief, sah auch Heinrich, der durch das Wachen blaß, hager und hohlwangig geworden, fast eben so krank aus, als er.

„Eine treffliche alte Frau, der das Haus gehörte, und die einen Theil des Erdgeschosses bewohnte, benahm sich äußerst gefällig und aufopfernd gegen diese armen jungen Leute; aber sie konnte nicht Alles bestreiten, und ich mußte ihr zur Hand gehn. Ich that es mit Eifer und ohne mich zu schonen, wie Sie, Röschen, an meiner Stelle auch gethan hätten, und selbst in den letzten Lebenstagen Ernsts verließ ich kaum sein Lager. Er bewies mir eine rührende Zuneigung und Dankbarkeit. Er kannte und fühlte seine schwere Krankheit nicht und starb ohne es zu merken, fast noch sprechend.

Eben erst hatte er mir gesagt, ich habe ihn geheilt, als sein Athem stillstand und ich seine Hand in der meinigen eiskalt werden fühlte.

„Der Schmerz Heinrichs war tief; er machte ihn krank, und jetzt mußte man ihn warten und bei ihm wachen. Die alte Hausbesitzerin, Madame Joly, war mit ihren Kräften zu Ende: Eduard befand sich zum Glück recht wohl, und ich konnte meine Sorge zwischen ihm und Heinrich theilen. Die Pflicht, diesem armen Heinrich beizustehn und ihn zu trösten fiel mir allein zu, und gegen Ende des Herbstes hatte ich die Freude, ihn dem Leben wiedergegeben zu haben.

„Es wird Ihnen wol begreiflich sein, liebe Rosa, daß alle diese Schmerzen und Gefahren eine innige und unwandelbare Freundschaft zwischen uns gestiftet hatten. Als der Winter und die dringenden Bitten meiner Verwandten mich nach Paris zurückzukehren zwangen, war es uns so zur süßen Gewohnheit geworden, mit einander zu lesen, zu plaudern und im Garten zu spazieren, daß uns die Trennung wahrhaft herzzerreißend wurde. Dennoch wagten wir es nicht, uns das Versprechen zu geben uns im folgenden Jahre in Montmorency wieder zu treffen. Wir waren noch schüchtern gegen einander, und hätten gebebt, unserer Zuneigung den Namen Liebe zu geben.

„Heinrich war es nicht eingefallen, sich nach meinem Stande, und mir nicht, mich nach dem seinigen zu erkundigen. Wir machten im Hause so ziemlich denselben Aufwand. Er bat mich um die Erlaubniß, mich in Paris zu besuchen; als ich ihm aber meine Adresse

bei meiner Schwiegermutter im Hotel Blanchemont gab, schien er überrascht und erschrocken. Als ich Montmorency verließ, in der Kutsche mit dem Wappen, die meine Schwiegerältern zu meiner Abholung geschickt, sah er bestürzt aus, und als er erfuhr, daß ich reich sei (damals glaubte ich's zu sein und galt dafür) glaubte er sich für immer von mir geschieden. Der Winter verging, ohne daß ich ihn wiedersah oder auch nur etwas von ihm hörte.

„Und doch war Lemor damals noch reicher als ich. Sein Vater, der zuvor gestorben, war ein Mann aus dem Volke, ein Handwerker, der durch einen kleinen Handel und durch seine Gewandtheit bedeutenden Wohlstand erworben hatte. Die Kinder dieses Mannes hatten eine sehr gute Erziehung bekommen und der Tod Ernst's ließ Heinrich ein jährliches Einkommen von 8 bis 10,000 Frcs. Allein die Gewinnsucht, die Rücksichtslosigkeit, die schreckliche Härte und der tiefe Eigennutz dieses kaufmännischen Vaters, hatten die begeisterte und edle Seele Heinrichs frühzeitig empört. Schon in dem Winter nach Ernst's Tode trat er fast umsonst seinen Handel an einen Mann ab, den Lemor der Vater durch die habgierigsten und unredlichsten Mittel einer mitleidslosen Konkurrenz zu Grunde gerichtet. Den Ertrag dieses Verkaufs vertheilte Heinrich an alle die Arbeiter, welche sein Vater lange gezwackt. Er entzog sich mit einer Art von Widerwillen ihrem Dank (er hat mir oft erzählt, daß diese unglücklichen Leute durch das Beispiel und das Verfahren ihres Herrn selbst verdorben und schlecht geworden waren) miethete eine andre Wohnung, und gab sich dann in die Lehre, um selbst Hand-

werker zu werden. Schon ein Jahr vorher, und noch bevor ihn die Krankheit seines Bruders zwang, auf dem Lande zu wohnen, hatte er angefangen sich der Mechanik zu widmen.

„Alles dies erfuhr ich von der alten Frau in Montmorency, die ich gegen Ende des Winters zwei Mal besuchte, eben so sehr, ich gestehe es, in der Absicht, etwas von Heinrich zu erfahren, als um ihr die Freundschaft zu beweisen, deren sie in jeder Beziehung würdig war. Diese Frau hegte eine wahre Verehrung für Lemor. Sie hatte den armen Ernst gepflegt wie ihren eignen Sohn, und von Heinrich sprach sie nicht anders, als mit gefalteten Händen und Thränen der Rührung im Auge. Als ich sie fragte, warum er mich nicht besuche, antwortete sie, mein Reichthum und meine Stellung in der Welt gestatteten es nicht, daß sich natürliche Beziehungen anknüpften zwischen einer Person, wie ich, und einem Manne, der sich freiwillig der Armuth unterzogen. Bei dieser Gelegenheit erzählte sie mir Alles, was sie von ihm wußte und was ich Ihnen eben wiedererzählt habe.

„Sie können sich denken, liebe Rosa, wie ich mich ergriffen fühlte von dem Benehmen dieses jungen Mannes, der sich mir so einfach, so bescheiden gezeigt hatte, und so ganz und gar unbewußt seiner sittlichen Größe. Ich konnte an nichts Andres denken; in Gesellschaft, wie in meinem einsamen Zimmer, im Theater, wie in der Kirche, überall trug ich sein Bild im Herzen und in Gedanken. Ich verglich ihn mit allen Männern, die ich sah, und da erschien er mir sehr groß!

„Ende März kehrte ich nach Montmorency zurück, ohne die Hoffnung, meinen interessanten Nachbarn dort wieder zu finden. Einen Augenblick empfand ich einen wahren Schmerz, als ich mit einer Verwandten, die mich begleitet, um mir, gegen meinen Willen, bei meiner Einrichtung auf dem Lande behülflich zu sein, in den Garten hinabging, und bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß das Erdgeschoß an eine alte Dame vermiethet sei. Als sich aber meine Begleiterin einige Schritte von mir entfernt hatte, sagte mir die gute Madame Joly in's Ohr, sie habe sich diese kleine Lüge erlaubt, weil meine Verwandte ihr neugierig und schwatzhaft vorkomme, aber Lemor sei da, und halte sich nur verborgen, um mich erst dann zu sprechen, wenn ich allein sein würde.

„Ich dachte vor Freude ohnmächtig zu werden und ertrug die Gefälligkeit und die Aufmerksamkeiten meiner Verwandten mit einer Geduld, an der ich beinahe gestorben wäre. Endlich fuhr sie fort, und ich sah Lemor wieder, nicht blos diesen Tag, sondern alle Tage und fast zu jeder Stunde des Tages vom Ende des Winters bis zum letzten Ende des folgenden Herbstes. Die immer seltener und ziemlich kurzen Besuche, die man mir machte, und meine durchaus nothwendigen Ausflüge nach Paris raubten uns höchstens, alle Stunden zusammengerechnet, vierzehn Tage unseres köstlichen innigen Zusammenlebens.

„Sie können sich selbst die Frage beantworten, ob dies Leben glücklich war, und ob sich die Liebe als unumschränkte Gebieterin unserer Freundschaft bemächtigte. Aber dies letztere Gefühl war so

keusch unter den Augen Gottes und denen meines Sohnes, als es die am Sterbebett von Heinrichs Bruder geschlossene Freundschaft gewesen. Man mag vielleicht doch unter den Einwohnern von Montmorency etwas davon gemunkelt haben; allein der gute Ruf unserer Wirthin, ihre Verschwiegenheit über unsre Gefühle, die sie wol errieth, ihr Eifer, unser Benehmen zu vertheidigen, das verborgne Leben, das wir führten, und der Umstand, daß wir es stets sorgfältig vermieden, uns außerhalb des Hauses zusammen sehn zu lassen, kurz, die Vermeidung jeder Anstößigkeit ließen es nicht dazu kommen, daß die böse Nachrede sich in unsre Angelegenheiten mischte, und nie ist irgend etwas darüber meinem Mann oder irgend wem von meinen Verwandten zu Ohren gekommen.

„Nie lag einer Liebe ein religiöseres Gefühl zu Grunde, nie hat sie einen merkwürdigeren Einfluß gehabt auf die Seelen, die sie erfüllte. Die Ideen Heinrichs, in den Augen der Welt höchst sonderbar, aber in meinen Augen die einzig wahren, einzig christlichen, erhoben meinen Geist in eine neue Sphäre. Ich lernte die Begeisterung des Glaubens und der Tugend gleichzeitig mit der der Zuneigung kennen. Diese beiden Gefühle verschwisterten sich in meinem Herzen und konnten nicht mehr ohne einander bestehn. Heinrich liebte meinen Sohn innig, diesen Sohn, den sein Vater vergaß, vernachlässigte und kaum kannte! Daher fühlte auch Eduard für Lemor die Zärtlichkeit, das Vertrauen und die Ehrfurcht, die sein Vater ihm hätte einflößen sollen.

„Der Winter riß uns noch ein Mal aus unserm Erdenpara-

diese, aber dies Mal trennte er uns nicht. Lemor besuchte mich von Zeit zu Zeit im Geheimen und wir schrieben uns fast täglich. Er hatte einen Schlüssel zum Garten des Hauses, und wenn wir uns nicht Nachts in demselben treffen konnten, nahm eine Spalte in dem Fußgestell einer alten Statue unsere Briefe auf.

„Erst ganz kürzlich hat, wie Sie wissen, Herr v. Blanchemont auf eine tragische und unerwartete Weise seinen Tod gefunden in einem Zweikampf, den er mit einem seiner Freunde wegen einer thörichten Mätresse hatte, die ihn betrogen. Einen Monat später sah ich Heinrich und von dieser Zeit beginnt mein Kummer. Ich hielt es für etwas so natürliches, mich mit ihm für's Leben zu verbinden! Ich wollte ihn einen Augenblick sprechen, um mit ihm die Zeit zu verabreden, wo die Pflichten meiner Stellung es mir erlauben würden, ihm meine Hand und meine Person zu geben, wie er schon mein Herz und meinen Geist hatte. Aber, können Sie sichs denken, Rosa? seine erste Regung war eine Weigerung voll Angst und Verzweiflung. Die Furcht, reich zu sein, ja, der Abscheu vor dem Reichthum trug den Sieg davon über die Liebe, und er floh vor mir mit Entsetzen.

„Ich war beleidigt, bestürzt, ich vermochte ihn nicht zu überzeugen, ich wollte ihn nicht zurückhalten. Und dann habe ich mir's überlegt und gefunden, daß er Recht hatte, daß er nur konsequent gegen sich selbst und getreu seinen Grundsätzen gehandelt hatte. Ich habe ihn deswegen nur noch mehr geachtet, noch mehr geliebt und beschlossen, mein Leben so einzurichten, daß es ihn nicht mehr ver-

letze, die Welt ganz zu verlassen und mich weit von Paris auf dem Lande zu verbergen, um alle meine Beziehungen mit den Mächtigen und Reichen abzubrechen, die Lemor für die theils trotzig bewußten, theils unwillkührlichen und verblendeten Feinde der Menschheit hält.

„Aber mit diesem Plane, der in meinen Gedanken nur die zweite Stelle einnahm, verband ich noch einen, der das Uebel mit der Wurzel ausrottete und alle Bedenklichkeiten meines Geliebten, meines zukünftigen Gatten auf immer beseitigte. Ich wollte sein Beispiel befolgen und das ganze mir persönlich gehörige Vermögen verwenden zu guten Werken, wie wir's im Kloster nannten, was aber Lemor das Werk der Vergeltung nennt und das gerecht ist gegen die Menschen und Gott angenehm in allen Religionen und zu allen Zeiten. Ich konnte dies Opfer ungehindert bringen, ohne das zu beeinträchtigen, was die Reichen das künftige Glück meines Sohnes genannt hätten, da ich glaubte, daß er noch eine beträchtliche Erbschaft zu erwarten habe. Ueberdies dachte ich auch nach meinem Sinn an seinem Glück zu arbeiten; ich wollte erstlich seine Einkünfte während der langen Zeit gar nicht angreifen, sondern sie zum Vermögen schlagen, zugleich aber ihn in Mäßigkeit und Einfachheit erziehn, ihm die Begeisterung reiner Menschenliebe einpflanzen und ihn so in den Stand setzen, eines Tages ebenfalls denselben guten Werken ein beträchtliches Vermögen zu widmen, das ich vermehrt durch meine Sparsamkeit und die mir auferlegte Pflicht, es für mich durchaus in keiner Weise zu benutzen, trotz des Rechts, das die Gesetze mir in dieser Beziehung geben. Es schien mir, als würde die

so unbefangene und zarte Seele meines Kindes meinem Enthusiasmus entsprechen, und als würde ich diese irdischen Reichthümer für sein künftiges Heil ansammeln. Lächeln Sie immerhin, wenn Sie wollen, liebe Rosa, aber ich glaube noch, daß es mir gelingen wird, wenn auch in etwas beschränkteren Verhältnissen, meinen Eduard die Sachen von diesem Gesichtspunkt ansehn zu lassen. Von seinem Vater hat er nichts mehr zu erben, und was ich noch habe, soll ihm fortan zu demselben Zweck gewidmet sein. Ich traue mir nicht mehr das Recht zu, mich des geringen Wohlstandes zu berauben, der uns beiden noch geblieben ist, vielmehr bilde ich mir ein, daß mir nichts mehr zu eigen gehört, weil mein Sohn außer von mir nichts Bestimmtes mehr zu erwarten hat. Diese Armuth, die ich für mich allein hätte geloben können, ist eine neue Taufe, die Gott mir vielleicht nicht gestattet, meinem Kinde aufzunöthigen, bevor er in dem Alter ist, indem er sie frei annehmen oder ablehnen kann. Dürfen wir, die wir im Reichthum geboren wurden und selbst wieder Wesen das Leben gegeben haben, die zu Genuß und Macht in der Gesellschaft bestimmt sind, dürfen wir gewaltsam und ohne sie zu befragen, sie dessen berauben, was die Gesellschaft für einen so großen Vortheil und für ein so geheiligtes Recht hält? Bei diesem allgemeinen „Rette sich, wer kann", in das die Geldverderbniß alle Menschen gestürzt hat, wenn ich da stürbe und meinen Sohn in Noth zurückließe, bevor ich Zeit gehabt, ihn die Liebe zur Arbeit zu lehren, welchen Lastern, welcher Verworfenheit würde ich dann Gefahr laufen, seine guten, aber schwachen Anlagen auszusetzen? Man

spricht von einer Religion der Brüderlichkeit und Gemeinschaft, in der alle Menschen glücklich sein würden durch gegenseitige Liebe und reich werden könnten durch Aufgeben ihres Vermögens. Man sagt, es ist ein Problem, dessen Lösung die größten Heiligen des Christenthums wie die größten Weisen des Alterthums nahe gewesen; man sagt ferner, daß diese Religion im Begriff sei, hinabzusteigen in die Herzen der Menschen, obgleich sich in der Wirklichkeit Alles gegen sie zu verschwören scheint, weil aus dem ungeheuern, grausigen Zusammenstoß aller egoistischen Interessen die Nothwendigkeit hervorgehn muß, Alles umzugestalten, weil dieser Zusammenstoß die Menschen des Bösen überdrüssig machen und das Bedürfniß der Wahrheit und der Liebe zum Guten erzeugen muß. An dies Alles glaube ich fest, Rosa! Aber, wie ich eben sagte, ich weiß nicht, welche Tage Gott bestimmt hat zur Erfüllung seiner Absichten. Ich verstehe nichts von der Politik, in ihr sehe ich keinen hinlänglich lebendigen Abglanz von meinem Ideal. Geflüchtet in die Arche wie der Vogel während der Sündfluth, warte, bete, leide und hoffe ich, ohne mich zu kümmern um die Spöttereien, mit welcher die Welt diejenigen überschüttet, die ihre Ungerechtigkeiten nicht gut heißen und keine Genüsse für sich ziehen mögen aus dem Unglück der Zeit.

„Allein bei dieser meiner Unwissenheit über den kommenden Tag, bei diesem entfesselten Sturm aller menschlichen Kräfte gegen einander muß ich wol mein Kind festhalten in meinen Armen und ihm helfen, die Woge zu überwinden, die uns vielleicht von hienieden an die Gestade einer bessern Welt trägt. Ach, theure Rosa, in einer

Zeit, wo das Geld Alles ist, ist Alles verkäuflich und wird Alles gekauft. Kunst, Wissenschaft, jedes Licht der Menschheit, mithin alle Tugenden, selbst die Religion ist dem untersagt, der den Vortheil, aus ihren göttlichen Quellen zu trinken, nicht bezahlen kann. Eben so, wie man die heiligen Handlungen der Kirche bezahlt, so muß man auch das Recht, ein Mensch zu sein, lesen zu können, denken, das Gute vom Bösen unterscheiden zu lernen, erst durch Geld erwerben. Der Arme, wofern er nicht ein ausnahmsweises Genie besitzt, ist verurtheilt, pflanzenhaft hinzuleben, ohne Bildung und Unterricht. Und der Bettler, das arme Kind, das statt allen Gewerbes die Kunst lernt, die Hand auszustrecken und klagend seine Stimme zu erheben, in welchen dunkeln und falschen Begriffen muß sich seine schwache und ohnmächtige Einsicht herumquälen! Es liegt etwas Scheußliches in dem Gedanken, daß der Aberglaube die einzige Religion ist, die dem Bauern zugänglich, daß sein ganzer Gottesdienst sich beschränkt auf Gebräuche, die er nicht versteht, deren Sinn und Ursprung er niemals erfährt, und daß Gott ihm nur ein Götze, der den Saaten und Heerden desjenigen günstig ist, der ihm eine Kerze oder ein Bildchen gelobt. Als ich heute Morgen herkam, begegnete ich einer Prozession, die an einem Brunnen angehalten, um die Trockniß zu beschwören. Ich fragte, warum man gerade hier und nicht wo anders betete. Eine Frau zeigte mir eine kleine Gypsstatue, die in einer Nische stand und mit Blumen geschmückt war, wie die heidnischen Götter, und antwortete mir: „Weil diese gute Frau für den Regen die beste von Allen ist.

„Wenn mein Sohn arm ist, soll er also götzendienerisch werden im Gegensatz zu den ersten Christen, welche die wahre Religion bekannten, verbunden mit der heiligen Armuth? Ich weiß wol, daß der Arme das Recht hat, mich zu fragen: „Warum soll denn dein Sohn Gott und die Wahrheit besser kennen als meiner?“ Ach ich kann ihm leider nichts antworten, als höchstens das, daß ich seinen Sohn nur durch Aufopferung des meinen retten kann! Und welche unmenschliche Antwort für ihn! O, die Zeiten des Schiffbruchs sind schrecklich! Jeder eilt zu dem, der ihm der Theuerste ist und läßt die Andern im Stiche. Aber noch ein Mal frage ich, Rosa, was können wir dazu? wir armen Frauen, die wir über Alles das nur — zu weinen verstehn!

„So stehn die Pflichten, welche uns die Familie auferlegt, im Widerspruch mit denen, welche uns die Menschheit gebietet. Aber für die Familie vermögen wir doch noch etwas, während wir für die Menschheit noch nichts zu thun vermögen, wofern wir nicht sehr reich sind. Denn in unserer Zeit, wo die großen Vermögen die kleinern so schnell verschlingen, ist die Vermögensmittelmäßigkeit weiter nichts als fortwährende Gehemmtheit und Ohnmacht.

„Das sind die Gründe,“ fuhr Marcella fort, eine Thräne abtrocknend, „warum ich die schönen Träume werde ändern müssen, die ich noch vor zwei Tagen träumte, als ich Paris verließ. Aber auch jetzt noch will ich mein Möglichstes thun, Rosa, mich aller der kleinen, überflüssigen Genüsse zu enthalten, die ich nur auf Kosten Anderer haben könnte. Ich will mich auf das Nothwendigste

beschränken, mir ein Bauerhaus kaufen, so einfach leben, als ich irgend kann, ohne meine Gesundheit zu gefährden, weil ich mein Leben Eduard schuldig bin, Ordnung hineinbringen in dies kleine Kapital, um es ihm einst zu übergeben, nachdem ich ihm den Gebrauch desselben gelehrt, den uns Gott bis dahin als nützlich und fromm offenbart haben wird, um unterdeß so wenig als möglich von meinem mäßigen Einkommen für meine Bedürfnisse und die gute Erziehung meines Eduard verwenden, um immer etwas zu haben, womit ich den Armen beistehn kann, die an meine Thür klopfen. Das ist, glaube ich, Alles, was ich thun kann, wenn sich nicht bald eine wahrhaft heilige Verbindung bildet, eine Art neuer Kirche, in der einige begeisterte Gläubige ihre Brüder zu sich rufen, um sie in Gemeinschaft leben zu lassen unter den Gesetzen einer Religion und Moral, die den edlen Bedürfnissen der Seele und den Gesetzen der wahren Gleichheit entsprechen. Fragen Sie mich nicht, wie denn diese Gesetze lauten werden. Ich habe nicht die Sendung, sie zu formeln, weil Gott mir nicht das Genie gegeben hat, sie zu entdecken. Meine ganze Einsicht beschränkt sich darauf, sie zu begreifen, wenn sie werden geoffenbart sein, und mein richtiger Instinkt zwingt mich, die Systeme zu verwerfen, die sich gegenwärtig ein wenig zu stolz unter verschiedenen Namen aufthun. Noch sehe ich keins, in dem die sittliche Freiheit anerkannt und geachtet wäre, in dem nicht irgend wo die Gottlosigkeit und der Ehrgeiz, herrschen zu wollen, hervorträten. Sie haben vielleicht gehört von den Saint-Simonisten und Fourieristen. Dies sind noch Systeme ohne Religion und ohne Liebe,

unreif zur Welt gekommene, kaum im Umriß entworfene Philosophieen, in denen der Geist des Bösen sich zu verbergen scheint unter dem Aeußern der Menschenliebe. Ich will sie nicht entschieden verurtheilen, aber ich fühle mich von ihnen abgestoßen, als ahnte ich in ihnen eine neue, der Einfalt der Menschen gestellte Schlinge.

„Aber es wird spät, meine gute Rosa, und Ihre schönen Augen, die zwar immer noch glänzen, ringen doch schon mit der Ermüdung des Anhörens. Für Sie habe ich aus diesem Allen keinen Schluß zu ziehn, als etwa den, daß wir beide von armen Männern geliebt werden, und daß die eine danach strebt, sich loszusagen von der Verbindung der Reichen, während die Andere zaudert und die Meinung derselben fürchtet.“

— O, wie sind Sie, sagte Rosa, die Marcella mit andächtiger Aufmerksamkeit zugehört hatte, wie sind Sie so groß und gut! wie verstehn Sie zu lieben, und wie wohl begreife ichs jetzt, warum ich Sie liebe! Durch Ihre Geschichte und die Erklärung Ihres Verfahrens, ist, wie mir vorkommt, mein Geist noch einmal so groß geworden! Welch ein trauriges, armseliges Leben wir führen auf Kosten des Lebens, dem Sie nachsinnen! Mein Gott, mein Gott, ich glaube, wenn Sie von hier fortreisen, muß ich denselben Tag sterben!“

— Ohne Sie, theure Rosa, ich gestehe es, würde ich mich sehr beeilen meine Hütte neben der der ärmsten Leute erbauen zu gehn! Um Ihretwillen aber werde ich das Pachtgut und selbst dies alte Schloß liebgewinnen . . . Doch da hör' ich Ihre Mutter nach

Ihnen rufen. Noch einen Kuß! und verzeihn Sie mir's, daß ich Ihnen einige harte Worte gesagt. Jetzt mache ich mir selbst Vorwürfe deswegen, da ich sehe, wie gefühlvoll herzlich Sie sind."

Rosa umarmte die junge Baronin innigst und verließ sie. Ihrer Gewohnheit, ein etwas trotzköpfiges Kind zu sein, unwillkührlich nachgebend, machte sie sich den Spaß, ihre Mutter rufen zu lassen, während sie ihrem Ruf langsam folgte. Dann aber machte sie sich selbst Vorwürfe darüber und fing an zu laufen; doch konnte sie sich nicht entschließen, ihr Antwort zu geben, als bis sie dicht bei ihr war: diese keifende Stimme schnitt ihr ins Ohr, wie ein Mißton nach der sanften Harmonie der Worte Marcellas.

Noch ermüdet von ihrer Reise schlüpfte Frau v. Blanchemont in das Bett, in dem ihr Söhnchen schlief, zog die orangefarbenen mit großem Laubwerk bedruckten Vorhänge zusammen, und begann einzuschlummern ohne an die unerläßlichen Gespenster des alten Schloßes zu denken, als ein unentwirrbares Geräusch sie nöthigte, zu horchen und etwas aufgeregt wieder aufzustehn.

15.

Die Begegnung.

Das Geräusch, welches den Schlaf unserer Heldin störte, schien von einem draußen an ihrer Thür hartnäckig und ungeschickt herumtastenden Wesen herzurühren; doch hörte es sich zu tölpisch und

unüberlegt an für eine im Dunkeln nach dem Schloß suchende Menschenhand. Da es aber auch nicht dem Herumrascheln einer Ratte glich, konnte sich Marcella keine andre Ursache denken, und glaubte, es schlafe Jemand vom Pachthofe im Schloß, vielleicht ein betrunkener Knecht, der jetzt in das unrechte Stockwerk gerathen sei und nach seiner Schlafstelle herumtappe. Es fiel ihr ein, daß sie den Schlüssel stecken gelassen. Sie stand daher auf, um diese Vergeßsamkeit nachzuholen, sobald sich die Person entfernt hätte. Allein das Geräusch dauerte fort, und Marcella wagte es nicht, die Thür zu öffnen, um ihre Absicht auszuführen, denn sie fürchtete, wenn sie sich zeigte, von irgend einem Bauerlümmel überfallen zu werden. Diese kleine Angst begann sehr unangenehm zu werden, als die ungewisse Hand ungeduldig ward und in einer Weise an der Thür kratzte, daß Marcella die Pfoten einer Katze zu erkennen glaubte und, über ihre Aufregung lächelnd, zu öffnen beschloß, um diesen Stammgast ihrer Wohnung aufzunehmen oder fortzujagen. Kaum aber hatte sie mit einem Rest von Vorsicht geöffnet, als die Thür gewaltsam gegen sie aufgedrängt wurde, und die Wahnsinnige vor ihr auf der Schwelle erschien.

Dieser Besuch war Marcella unangenehmer als alle möglichen Vermuthungen, und sie schwankte, ob sie die Ruhestörerin nicht mit Gewalt zurücktreiben sollte, wenngleich man ihr erzählt, daß ihr Irrsinn gewöhnlich friedlicher Natur sei. Allein der Ekel vor der Unreinlichkeit der Unglücklichen und mehr noch ein Gefühl des Mitleids hielt sie davon ab. Die Wahnsinnige schien sie nicht zu be-

merken, und es war zu vermuthen, daß sie bei ihrer Liebe zur Einsamkeit sich sogleich entfernen würde, sobald Marcella sich bemerklich machte. Frau v. Blanchemont hielt es daher für das Beste, abzuwarten und zu beobachten, was ihrem unangenehmen Gast einfallen würde. Sie wich zurück, setzte sich auf ihr Bett, und zog die Vorhänge zu, damit Eduard, falls er erwachte, nicht das „gräuliche Weib" zu sehn bekäme, vor dem er schon im Park Angst gehabt.

Die Bricoline (wir haben bereits erwähnt, daß bei uns zu Lande alle erstgebornen Töchter der Bauer- und Ackerbürgerfamilien ihren Vatersnamen mit weiblicher Endung statt des Vornamens führen) ging mit einer gewissen Eilfertigkeit durch's Zimmer, trat ans Fenster, und öffnete es nach vielen vergeblichen Versuchen; denn die Schwäche ihrer abgezehrten Hände und die Länge ihrer Nägel, welche sie sich durchaus nicht wollte abschneiden lassen, machte sie sehr ungeschickt. Als es ihr endlich gelungen, beugte sie sich hinaus und rief mit absichtlich gedämpfter Stimme: Paul, Paul, wo bist Du? Es war ohne Zweifel der Name ihres Geliebten, den sie noch immer erwartete und an dessen Tod sie sich nicht entschließen konnte zu glauben.

Als diesem kläglichen Ruf kein Echo antwortete in der Stille der Nacht, setzte sie sich auf die Bank von Stein, welche in allen Gebäuden dieser Art die tiefe Fensternische einnimmt, und blieb stumm sitzen, fortwährend ihr blutiges Schnupftuch herumdrehend, und wie es schien zum Warten entschlossen. Nach etwa zehn Minuten stand sie auf und wiederholte ihren Ruf, immer mit leiser Stimme,

als glaubte sie, ihr Geliebter sei im Gebüsch des Schloßgrabens versteckt, und als fürchtete sie, die Aufmerksamkeit der Leute im Pachthof zu erregen.

So trieb es die Unglückliche über eine Stunde fort, bald ihren Paul rufend, bald wieder mit außerordentlicher Geduld und Ergebung auf ihn wartend. Der Mond beschien hell ihr abgezehrtes Gesicht und ihren mißgestalteten Leib. Vielleicht lag eine Art von Glück für sie in dieser vergeblichen Hoffnung; vielleicht ging ihre Selbsttäuschung so weit, daß sie wachend träumte, er sei da, er höre sie und gebe ihr Antwort. Und wenn dann der Traum verflog, dann rief sie ihn wieder vor ihre Seele zurück, indem sie aufs Neue den Namen ihres vielgeliebten Todten aussprach.

Marcella betrachtete sie mit einem Gefühl tiefsten Schmerzes. Sie hätte alle Geheimnisse ihres Wahnsinns erlauschen mögen, in der Hoffnung, irgend ein Mittel zur Linderung eines so großen Leidens zu finden; allein die Geisteskranken dieser Art sprechen sich nicht aus, und es ist unmöglich zu errathen, ob sie ganz versunken sind in einen Gedanken, der ohne Rast in ihnen nagt, oder ob die Thätigkeit des Denkens bei ihnen zeitweise ganz unterbrochen ist.

Als die Bejammernswerthe endlich das Fenster verließ, begann sie mit derselben gleichsam würdevollen Langsamkeit im Zimmer auf und abzugehn, die Marcella schon in dem Baumgange des Parks überrascht hatte. An ihren Geliebten schien sie jetzt nicht mehr zu denken, und ihr stark verzerrtes Gesicht glich dem eines alten Alchymisten, der ganz versunken ist in tiefes Grübeln nach dem Stein der

Weisen. Dies abgemessene Auf- und Niedergehn dauerte so lange, daß Frau v. Blanchemont sehr müde wurde, denn sie wagte weder sich niederzulegen noch ihren Sohn zu verlassen, um die kleine Fanchon wecken zu gehn. Endlich ging die Wahnsinnige, stieg noch eine Treppe höher, und fing dann noch ein Mal an aus einem Fenster abwechselnd nach Paul zu rufen und wartend auf und ab zu gehn.

Marcella meinte, es sei nothwendig die Bricolins zu benachrichtigen. Gewiß wußten sie nicht, daß ihre Tochter aus dem Hause entkommen und vielleicht Gefahr laufe, sich selbst zu tödten oder in ihrer Unvorsichtigkeit aus einem Fenster zu stürzen. Aber die kleine Fanchon, welche sie nicht ohne Mühe aufweckte, damit sie bei Eduard bliebe, während sie selbst ins neue Schloß ginge, brachte sie davon ab.

„Nicht doch, Madame, sagte sie; die Bricolins werden sich dieserhalb nicht aus ihrer Ruhe stören. Sie sind gewohnt die arme Dirn bei Nacht wie bei Tage umherstreifen zu sehn. Sie thut nichts Schlimmes, und seit langer Zeit schon hat sie den Gedanken aufgegeben, sich selbst ans Leben zu gehn. Man sagt sie schläft gar nicht. Bei Mondschein ist sie natürlich mehr wach als sonst. Schließen Sie die Thür gut zu, damit sie Sie nicht noch ein Mal stören kommt. Es war gut, daß Sie kein Wort zu ihr gesprochen haben! das hätte ihr vor den Kopf stoßen und sie böse machen können. Da oben wird sie nun ihr Wesen treiben bis an den hellen lichten Tag wie die Ulen

(Eulen); aber jetzt, da Sie wissen, was es ist, werden Sie schon dabei schlafen können.“

Die kleine Fanchon hatte gut reden, denn sie bei ihren fünfzehn Jahren und ihrem ruhigen Temperament hätte beim Kanonendonner schlafen können, wofern sie nur gewußt, was es wäre. Marcella kostete es einige Mühe, ihrem Beispiel zu folgen, aber endlich wurde sie doch von der Müdigkeit überwältigt und schlief ein bei dem regelmäßigen und rastlosen Schritt der Wahnsinnigen, unter deren Tritten die morschen Balken des alten Schlosses über ihr erzitterten.

Es that Rosa leid, als sie am folgenden Tage den nächtlichen Zufall hörte, doch war sie keineswegs davon überrascht.

— Aber großer Gott, sagte sie, wir hatten Sie doch fest eingeschlossen, da wir wissen, daß sie überall herumkriecht, und im alten Schloß ganz besonders wenn der Mond scheint. Darum eben wollte Mutter Sie hier nicht gern wohnen lassen. Es muß ihr doch wol gelungen sein, das Fenster aufzumachen und durch dasselbe hinauszukommen. Sie ist mit den Händen weder stark noch geschickt, hat aber eine ungeheure Geduld. Nur einen Gedanken hat sie, und der läßt sie keinen Augenblick ruhn. Der Herr Baron, der kein so menschliches Herz hatte, wie Sie, und über Dinge lachte, die ganz und gar nicht zum Lachen waren, behauptete, sie suche . . . ja was war's doch . . . . ich muß mich doch auf das Wort besinnen! . . . sie suche die Qua . . . . die Quadratur . . . . ja, so wars,

die Quadratur des Zirkels; und wenn er sie vorübergehn sah, fragte er: Nun, hat eure Philosophin ihr Problem noch nicht gelöst?"

— Ich fühle mich nicht gestimmt, über etwas zu witzeln, was mir das Herz zerschneidet, antwortete Marcella, und habe diese Nacht düstre Träume gehabt. Wir sind ja jetzt gute Freunde, Rosa, und werden es, hoffe ich, immer mehr werden und da Sie mir Ihr Zimmer angeboten haben, nehme ichs an, unter der Bedingung, daß Sie es nicht verlassen und daß wir es mit einander theilen. Ein Sofa für Eduard und ein Gurtbett für mich, mehr ist nicht nöthig."

— Ach, rief Rosa, ihr um den Hals fallend, Sie machen mich überglücklich. Es macht mir ganz und gar keine Umstände. Wir haben bei uns in jedem Zimmer zwei Betten, es ist so Brauch auf dem Lande, wo man immer gewärtig sein muß, daß eine Freundin oder eine Verwandte zum Besuch kommt, und wie werd' ich glücklich sein, alle, alle Abend mit Ihnen zu plaudern! . . ."

Die Freundschaft der beiden jungen Frauenzimmer machte in der That viele Fortschritte im Laufe dieses Tages. Marcella gab sich um so mehr hin, da dies die einzige Annehmlichkeit war, die sie sich bei den Bricolins versprechen durfte. Der Pächter führte sie auf einem Theil der Ländereien herum und sprach dabei fortwährend von Geld und Geldgeschäften. Er suchte seinen Wunsch, das Gut zu kaufen, zu verbergen, allein vergeblich, und Marcella, die, um nur mit dieser ihrem Sinn so widerwärtigen Angelegenheit zu Ende

zu kommen, bereit war, ihm einen Theil der Zugeständnisse zu machen, die er verlangte, sobald sie sich überzeugt von der Richtigkeit seiner Berechnung, benahm sich jetzt dennoch etwas überlegt behutsam gegen ihn, um ihn in Ungewißheit zu erhalten. Rosa hatte ihr zu verstehn gegeben, daß sie bei dieser Gelegenheit großen Einfluß auf ihr Schicksal ausüben könne, und überdies hatte sie dem Müller versprechen müssen, sich zu nichts zu entscheiden, bevor sie ihn um Rath gefragt. Frau v. Blanchemont fühlte volles Vertrauen zu diesem gleichsam aus dem Stegereif erworbenen Freunde, und beschloß seine Rückkehr abzuwarten, um dann einen Sachverständigen zu Rathe zu ziehn. Er kannte hier Jedermann und hatte ein zu gesundes Urtheil, um sie nicht in gute Hände zu bringen.

Wir verließen den wackern Müller, wie er eben im Begriff war mit Lapierre, Susette und dem Taradeyer nach der Stadt *** abzureisen. Sie kamen um zehn Uhr Abends an. Am folgenden Morgen brachte Ludwig erst die Zofe und den Bedienten auf den Eilwagen und ließ sie nach Paris absegeln, und ging dann zu dem Bürger, dem er die Kutsche verkaufen wollte. Als er aber vor das Posthaus kam, wandte er sich nach dem Eingang des Bureaus, um den Brief den er für Marcella frankirt absenden sollte, dem Postbeamten selbst zu übergeben. Die erste Gestalt, die ihm hier in die Augen fiel, war Niemand anders, als der junge Unbekannte, der vor vierzehn Tagen im Schwarzthale herumgestrichen und in Blanchemont gewesen war, und den der Zufall auch in die Mühle von Angibault geführt hatte. Dieser junge Mann achtete auf ihn gar nicht, sondern stand am

Eingange des Bureaus, und las begierig und mit bewegten Zügen einen Brief, den er eben erst abgeholt. Ludwig, der den Brief Marcellas in der Hand hielt und sich erinnerte, daß der Name Heinrich in der Rinde jenes Baums an der Vauvre der jungen Dame viel zu denken gegeben, warf einen verstohlenen Blick auf die Adresse des Briefs, den der junge Mann las und den er sich sehr genau ansehn konnte, da der Unbekannte zwar sorgfältig das Innere abkehrte, aber die Aufschrift desto deutlicher zeigte. Mit schnellem, wohlwollend neugierigem Blick las er den Namen Heinrich Lemor, geschrieben von derselben Hand, welche die Aufschrift des Briefs gemacht, den er noch bei sich hatte. Kein Zweifel, diese Briefe waren alle beide von Marcella, und der Unbekannte war . . . der Müller machte in seinen Gedanken weiter keine Umstände . . . der Geliebte der schönen Wittwe.

Er irrte sich nicht. Das erste Billet, das Marcella noch in Paris geschrieben, und das ein Freund ihm poste restante nach *** nachgeschickt, war dem jungen Manne in diesem Augenblick zugekommen, und er ließ sich wahrlich nicht träumen, daß er so glücklich sein sollte, alsbald einen zweiten zu erhalten, als der Müller ihm diesen Schatz scherzend zwischen die Augen und die Zeilen schob, die er eben zum dritten Male wieder von vorne lesen wollte.

Heinrich fuhr zusammen, griff hastig nach dem Brief und wollte ihn an sich reißen. Aber der Müller zog ihn zurück und sagte: „Halt, halt, nicht so hastig, mein Herrchen! Wie leicht kann der Postschreiber herschielen, und ich habe keine Lust, mir von ihm das

Strafgeld abnehmen zu lassen, das ein hübsches Sümmchen ausmacht. Wollen etwas seitab mit einander reden gehn, denn ich denke, die Geduld haben Sie schwerlich, so lange auf dies allerliebste Brieselchen zu warten, bis es wieder von Paris zurückkommt, wohin es die Herren ganz gewiß schicken würden, trotz Ihres Einspruchs, trotz Ihres Passes, da es nicht Poste restante hieher adressirt ist. Kommen Sie mit auf die Promenade.''

Lemor folgte. Schon aber war ein Bedenken beim Müller aufgestiegen. ,,Warten Sie, sagte er, als sie hinlänglich unbemerkt waren; Sie sind doch wirklich Derjenige, dessen Name hier auf diesem Briefe steht?''

— Sie werden es doch gewiß nicht bezweifeln, und Sie müssen mich offenbar kennen, da Sie ihn mir gezeigt haben?''

— Das ist mir gleich; Sie haben doch einen Paß?''

— Gewiß, denn ich hab' ihn eben auf der Post vorzeigen müssen, um meine Korrespondenz ausgehändigt zu erhalten.''

— Auch das ist mir gleich, und wenn Sie mich für einen verkleideten Polizisten halten; lassen Sie ihn sehn, sagte der Müller, ihm den Brief hinhaltend. Ein Papier gegen das andre.''

— Sie sind sehr mißtrauisch, sagte Lemor, und beeilte sich, ihm seine Papiere zu geben.''

— Noch ein Augenblickchen, entgegnete der vorsichtige Müller. Ich will für den Fall, daß die Leute von der Post es sollten gesehn haben, schwören können, daß ich Ihnen den Brief erbrochen eingehändigt habe.'' Er brach das Siegel sehr langsam auf, jedoch ohne

daß er es sich erlaubte, den Brief zu öffnen, den er Heinrich gab, aber nicht ohne dessen Paß zu nehmen.

Während der junge Mann begierig las, sah sich der Müller, dem es gar nicht unerwünscht war, seine Neugier zu befriedigen, nach Titel und Stand seines Unbekannten um. „Heinrich Lemor, 24 Jahr alt, gebürtig aus Paris, Mechaniker, reist nach Toulouse, Montpellier, Nimes, Avignon, vielleicht auch Toulon und Algier um Arbeit zu suchen und sich in seinem Fach zu vervollkommnen.“

„Teufel noch eins! sagte der Müller zu sich selbst, Mechaniker und geliebt von einer gnädigen Frau Baronin! Sucht Arbeit und könnte vielleicht eine Frau heirathen, die noch ihre dreimalhunderttausend Francs im Vermögen hat! Also nur bei uns zu Lande giebt man dem Geld den Vorzug vor der Liebe, nur bei uns wollen die Weiber so hoch hinaus! Der Abstand zwischen der Enkelin vom Vater Bricolin, dem Bauer, und dem Enkel von meinem Großvater, dem Müller, ist doch wahrhaftig nicht so groß, wie der zwischen der Frau Baronin und diesem armen Teufel! Ach Rösel, Fräulein Rösel! ich wünschte wol, daß Frau Marcella dir das Geheimniß der Liebe beibrächte!“ — Dann machte er, ohne in den Paß zu sehn, selbst das Signalement Heinrichs, der ganz in seinen Brief vertieft war: Wuchs — mittelmäßig, Gesicht — bleich . . . ziemlich hübsch, wenn man will, aber dieser schwarze Bart, nein, der gefällt mir nicht. Diese Pariser Handwerker sehn alle aus als ob sie ihre ganze Kraft am Kinn trügen.“ Dabei verglich der Müller mit geheimem Wohlgefallen seine athletischen Glieder mit dem zarteren Körperbau

Lemors. „Mir scheint, dachte er, wenn nicht mehr dazu gehört um einer klugen Frau und noch dazu einer so schönen Dame den Kopf zu verdrehn . . . so könnte Fräulein Rösel wol inne werden, daß ihr ergebenster Diener auch nicht schlechter bedacht ist, als ein Anderer. Aber diese Pariser, das Volk hat dir so 'ne gewisse nette Manier, so 'ne gewisse Haltung, schwarze Augen, ich weiß selbst nicht was, daß sich unser einer immer wie'n Tolpatsch dagegen ausnimmt. Und dann hat der sicherlich mehr Witz am Leibe als er lang ist. Könnt' er mir doch was davon abgeben und auch er mich sein Geheimniß lehren, wie man's anfängt, daß man geliebt wird!"

16.

Diplomatie.

Meister Ludwig war mit seinen Gedanken eben im besten Zuge, als er bemerkte, daß der junge Mann in noch größerer Zerstreuung wegging ohne an ihn zu denken.

Holla, Kamerad, rief Ludwig, indem er ihm nachlief; soll ich denn Ihren Paß behalten?

Ach lieber Freund, ich hatte Sie ganz vergessen und bitte sehr um Verzeihung! antwortete Lemor. Sie haben mir den Dienst erwiesen, mir diese Briefe einzuhändigen und ich bin Ihnen tausend Dank schuldig . . Aber jetzt erkenne ich Sie wieder. Ich habe Sie

schon einmal ganz vor Kurzem gesehn. In Ihrer Mühle war's, wo ich so gastliche Aufnahme fand . . . Ein prächtiger Ort . . . und ein so gutes Mütterchen! Sie sind ein glücklicher Mann, denn Sie sind gerade und auch dienstfertig, das sieht man!

— Ja, eine schöne gastliche Aufnahme! sagte der Müller; davon verlohnt sich's wol auch noch der Mühe, zu sprechen! Je nun, es war Ihre eigne Schuld, daß Sie nichts, als Wasser und Brod annehmen wollten. Das und Ihr Kapuzinerbart hatte mir eine etwas schlechte Meinung von Ihnen beigebracht! Allein Sie sehn eben so wenig wie ich nach einem Jesuiten aus und wenn mein Gesicht Ihnen gefällt, Ihr's gefällt mir auch . . . Was das glücklich sein anbelangt, ... da rath ich Ihnen, Andre zu beneiden, aber nicht mich! Dies war wol nur Stichelei?

— Ich weiß nicht was Sie damit sagen wollen. Hat Sie irgend ein Unglück betroffen, seit ich Sie nicht gesehn?

— Bah, das ist schon eine Weile her, seit ich ein Unglück zu tragen habe, und der Himmel mag wissen, wie das noch enden wird! Allein ich hab eben so wenig Lust davon zu sprechen, als Sie, es zu hören, denn das seh ich wol, Ihnen geht's hier im Verstandskasten auch ganz gehörig Ticke Tacke. Da fällt mir aber ein, werden Sie mir denn keine Sylbe zur Antwort mitgeben für die Person, die Ihnen geschrieben hat? und wenn's weiter nichts wäre, als eine Bescheinigung, daß ich meinen Auftrag gut ausgerichtet habe?

— Sie kennen diese Person also? sagte Lemor, am ganzen Leibe erzitternd.

— Sehn Sie, es war Ihnen noch gar nicht eingefallen, mich danach zu fragen! Wo in aller Welt haben Sie denn Ihre Gedanken?

Die etwas neckische Freundlichkeit Ludwigs begann Lemor zu beunruhigen. Er fürchtete Marcella bloß zu stellen und doch war das Gesicht dieses Landmanns nicht geschaffen, Mißtrauen einzuflößen. Aber Heinrich glaubte eine gewisse Gleichgültigkeit heucheln zu müssen.

„Ich selbst, sagte er, kenne die Dame, die mir die Ehre erwiesen, an mich zu schreiben, eben nicht sehr genau. Da der Zufall mich vor Kurzem in die Gegend führte, in welcher sie Güter besitzt, glaubte sie, ich könnte ihr vielleicht einige Auskunft geben, und . . .

— Das machen Sie Andern weiß! unterbrach ihn der Müller. Sie weiß es ganz und gar nicht, daß Sie dahingekommen sind und noch viel weniger warum Sie es gethan haben, und wenn Sie nicht wollen, daß ich es errathe, so bitte ich Sie, es mir lieber zu sagen. —

— Darauf will ich Ihnen ein ander Mal antworten, sagte Lemor etwas ungeduldig und mit ironischem Stolz. Sie sind neugierig, Freund, und ich weiß nicht, warum Sie in meinem Benehmen etwas Geheimnißvolles finden wollen.

— Doch, doch, Freundchen! Ich sag' Ihnen, es ist doch etwas Geheimniß dabei, weil Sie es Ihr nicht hatten zu Ohren kommen lassen, daß Sie ins Schwarzthal gereist waren.

Die Hartnäckigkeit des Müllers brachte Heinrich mehr und mehr in Verlegenheit; er fürchtete in irgend eine Falle zu gehn oder etwas

Unvorsichtiges zu thun, und dachte daher, wie er sich diesen seltsamen Ausforschungen entziehn könnte.

— Ich weiß weder wen noch was Sie meinen, antwortete er achselzuckend. Ich danke Ihnen nochmals und empfehle mich Ihnen. Wenn der Brief, den Sie mir gegeben, eine Antwort oder einen Empfangschein nothwendig macht, will ich's durch die Post schicken. In einer Stunde reise ich weiter nach Toulouse und habe keine Zeit, mich länger mit Ihnen aufzuhalten.

— Wie, Sie wollen nach Toulouse? sagte der Müller, ihm mit schnellen Schritten nachgehend; ich hätte geglaubt, Sie würden mit mir nach Blanchemont kommen.

— Warum nach Blanchemont?

— Weil, wenn Sie der Frau von Blanchemont einen Rath zu geben haben über ihre Angelegenheiten, wie Sie behaupten, es freundschaftlicher wäre, sich mündlich mit ihr zu besprechen, als ihr in aller Eile ein paar Worte zu schreiben. Sie ist eine Frau, die es wol verdient, daß man sich einen Umweg von einigen Stunden macht, um ihr einen Dienst zu erweisen. Ich bin weiter nichts als ein einfacher Müller, aber ich würde für sie, wenn's nöthig wäre, bis an's Ende der Welt gehn.

Als Lemor so fast wider Willen den augenblicklichen Aufenthalt Marcella's erfuhr, konnte er es nicht über sich gewinnen, sich sofort von einem Manne zu trennen, der sie kannte und der so große Lust zu haben schien, von ihr zu sprechen. Ihm war halb und halb der Vorschlag gemacht und der Rath gegeben, er solle nach Blanchemont

kommen, und das hatte seine, freiwillig stoische aber von der Leidenschaft tief ergriffene junge Seele mit einem Gedanken des Entzückens geblendet. Er war bewegt von entgegengesetzten Wünschen und Entschlüssen und dieser Zwiespalt, den er tief in seinem Herzen zu verbergen glaubte, drückte sich so deutlich auf seinem Gesicht aus, daß es dem Scharfblicke des Müllers nicht entgehn konnte.

— Wenn ich glauben könnte, sagte Lemor endlich, daß eine mündliche Besprechung nothwendig wäre . . . aber das glaube ich in der That nicht . . . . diese Dame sagt mir nichts der Art . . .

— Ja, sagte der Müller mit spöttelndem Tone; diese Dame glaubte Sie in Paris und von so weit läßt man Niemand herkommen um einige Worte mit ihm zu reden. Wenn sie aber gewußt, das Sie so nahe wären, hätte sie mir vielleicht befohlen, Sie mitzubringen.

— Nein nein, Herr Müller, Sie irren sich, antwortete Heinrich, erschrocken über den Scharfblick Ludwigs. Dazu sind die Fragen nicht wichtig genug, mit denen man mich beehrt. Ganz bestimmt, ich werde schriftlich antworten.

Bei diesem Entschluß fühlte Heinrich sein Herz brechen. Denn trotz seiner Unterwürfigkeit unter die Befehle Marcellas hatte der Gedanke, sie noch ein Mal zu sehn bevor er sich auf ein ganzes Jahr von ihr entfernte, sein energisches Blut in Aufruhr gebracht. Allein dieser verdammte Müller mit seinen Auslegungen konnte aus neckischer Schadenfreude oder aus Leichtsinn seinen Schritt zu einem für

die junge Wittwe bloßstellenden machen und Lemor mußte ihn deshalb aufgeben.

— Thun Sie was Ihnen beliebt, sagte Ludwig, etwas empfindlich über seine Zurückhaltung, aber da sie ohne Zweifel einige Fragen über Sie an mich richten wird, so werde ich ihr sagen müssen, daß der Gedanke, Sie zu besuchen, Ihnen gar nicht anziehend gewesen ist.

— Und das wird sie gewiß höchlichst betrüben? antwortete Lemor mit etwas gezwungnem Lachen.

— Spielen Sie Ihre Rolle gegen mich noch so fein, Kamerad, entgegnete der Müller, ich sage doch, das Lachen kam Ihnen nicht von Herzen.

— Herr Müller, erwiderte Lemor, die Geduld verlierend, Ihre Andeutungen, so weit ich sie verstehn kann, fangen an, ziemlich ungehörig zu werden. Ich weiß nicht, ob Sie der in Rede stehenden Person so ergeben sind, wie Sie behaupten, aber es scheint mir, Sie sprechen von ihr nicht mit so viel Achtung als ich, der ich sie kaum kenne.

— Sie ärgern sich. Nun, das laff' ich gelten, das ist doch offner und verdrießt mich weniger als Ihre Spötteleien. Jetzt weiß ich doch, wie ich mit Ihnen daran bin.

— Das ist mir denn doch zu viel! sagte Lemor aufgebracht; das sieht ja aus, wie eine persönliche Herausforderung. Ich weiß nicht, welche thörichten Ideen Sie mir unterlegen, aber das erklär'

ich Ihnen hiermit, ich habe dies Spiel satt und werde mir Ihre Unverschämtheiten nicht länger gefallen lassen.

— Sie werden also ganz im Ernst böse? sagte Ludwig mit ruhigem Ton. Ich bin der Mann, Ihnen Rede zu stehn. Ich bin viel stärker als Sie, aber ohne Zweifel sind Sie Mitglied irgend einer Gesellenschaft und verstehn sich auf's Rohr. Zudem sagt man ja, daß ihr Pariser mit dem Stock umzuspringen versteht, wie die Fechtmeister. Hier zu Lande verstehn wir zwar nichts von der Theorie, aber wir betreiben's praktisch. Sie sind wahrscheinlich gewandter als ich und ich werde etwas kräftiger drein schlagen, das wird die Partie ausgleichen. Vorwärts denn hinter den alten Wall, wenn Sie wollen, oder lieber ins Kaffeehaus des Gevatter Robichon. Dort ist ein kleiner Hof, wo man sich ohne Zeugen aussprechen kann, und daß er die Wache ruft steht nicht zu befürchten, denn dazu hat er zu viel Lebensart.

— Vorwärts denn, sagte Lemor zu sich selbst, ich habe einmal Handwerker sein wollen und die Gesetze der Ehre sind eben so strenge mit dem Stock als mit dem Degen. Die barbarische Kunst, meines Gleichen zu tödten, versteh' ich eben so wenig mit einer Waffe als mit der andern. Aber wenn dieser gallische Herkules sich das Vergnügen machen will, mich niederzuschlagen, mag ich ihm nicht mit einer Vernunftpredigt ausweichen. Uebrigens wird es die einzige Art sein mich seinen Fragen zu entziehn und ich sehe nicht ein, warum ich geduldiger sein soll als ein Edelmann.

Der edle und friedliebende Müller hatte keineswegs Lust, mit

Heinrich anzubinden, wie dieser meinte, weil er nicht begreifen konnte, welche wahre Theilnahme er für Frau v. Blanchemont und folglich auch fur ihn hegte; allein das letztere Gefühl war vermischt mit einem Mißtrauen, von dem sich Ludwig gern durch eine aufrichtige Erklärung geheilt hätte. Da ihm dies nicht gelungen, hatte auch er sich für herausgefordert gehalten und auf dem Wege nach dem Kaffee Robichon redete sich jeder der beiden Gegner ein, er sei gezwungen der kampflustigen Laune des andern nachzugeben.

Die Uhr einer benachbarten Kirche schlug eben sechs, als sie im Kaffee Robichon ankamen. Der kleine Hof zu den in Rede stehenden „Erklärungen" stieß an die Mauer der gothischen Kirche, die hier mit Epheu und Rankrosen bewachsen war. Lauben von Geisblatt und Clematis hielten die Blicke der Nachbarn ab und erfüllten die Morgenluft mit Wohlgerüchen. Dies blühende Versteck, noch ganz einsam und weiß mit Sand ausgestreut, schien mehr für geheime Liebe als für tragische Auftritte bestimmt.

Ludwig führte Lemor hinein und schloß hinter sich die Thür. Dann setzte er sich an ein grün angestrichenes hölzernes Tischchen.

— Wozu sind wir nun eigentlich hier, um auf uns los zu schlagen, oder um mit einander Kaffee zu trinken?

— Wie es Ihnen beliebt, antwortete Lemor; ich werde mich mit Ihnen schlagen, wenn Sie wollen, Kaffee aber trink' ich nicht.

— Dazu sind Sie zu stolz! Natürlich! sagte Ludwig achselzuckend; wenn man Briefe bekommt von einer Frau Baronin!

— Sie fangen also wieder an? Lassen Sie mich gehen, oder schlagen wir uns, aber gleich.

— Ich kann mich nicht mit Ihnen schlagen. Ich denke Sie brauchen mich nur anzusehen, um zu wissen, daß ich kein Hasenfuß bin, und doch schlag' ich die Partie aus, die Sie mir angetragen. Fr. v. Blanchemont würde es mir nie vergeben und das möchte alle meine Angelegenheiten verderben.

— Nun, wenn Sie meinen, daß Fr. v. Blanchemont es Ihnen verdenken würde, daß Sie ein zänkischer Mensch sind, so brauchen Sie es ihr ja nicht zu sagen, daß Sie mit mir Händel gesucht haben.

— Also ich soll jetzt der Händelsucher gewesen sein? Wer hat denn zuerst gesprochen von schlagen?

— Ich denke, nur Sie haben davon gesprochen, aber darauf kommt wenig an. Ich gehe darauf ein.

— Aber wer von uns hat denn den Andern beleidigt? Ich habe Ihnen nichts Unehrbares gesagt und Sie nannten mich unverschämt.

— Ihre Art und Weise, meine Worte und Gedanken auszulegen, war unhöflich. Ich habe Ihnen zu verstehen gegeben, Sie sollten mich in Ruhe lassen.

— Ja, so war's! Sie befahlen mir, still zu schweigen! Aber wenn ichs nun nicht will, wie dann?

— So kehre ich Ihnen den Rücken und wenn Ihnen das nicht recht ist, wollen wir uns schlagen.

— Ist doch der Kerl eigensinnig wie zehntausend Teufel! rief der Müller und schlug mit seiner gewaltigen Faust auf den Tisch, daß

er mitten durchplatzte. Da sehen Sie, Herr Pariser, ich hab' eine schwere Hand. Ihr Stolz macht mir fast Lust zu probiren, ob Ihr Kopf eben so hart ist, als dies Eichenbrett; denn wahrhaftig, es kann doch nichts in der Welt gröber sein, als Einem zu sagen: „Ich will Dich nicht hören." Und doch darf ich dem Trotzkopf nicht ein Härchen krümmen! Hören Sie, wir müssen damit zu Ende kommen. Ich will Ihnen bei alle dem doch wohl, besonders aber einer Person, für die ich mir Arme und Beine zerschlagen ließe und die sich's, ich weiß es gewiß, einmal in den Kopf gesetzt hat, sich für Sie zu interessiren. Wir müssen uns aussprechen. Ich will Sie nichts mehr fragen, weil's doch nur verlorne Mühe ist, aber ich will Ihnen Alles sagen, was ich für oder gegen Sie auf dem Herzen habe, und wenn ich's gesagt habe und es steht Ihnen nicht an, so werden wir uns schlagen. Sollte mein Argwohn gegen Sie wahr sein, so würde es mir gar nicht leid thun, Ihnen die Zähne auszuschlagen. Wohlan denn, man muß sich erst verständigen, ehe man sich miteinander mißt, und wissen, warum es geschieht. Wir wollen Kaffee trinken, denn ich bin von gestern an noch nüchtern und mein Magen bellt fürchterlich. Sind Sie zu vornehm, mich die Zeche bezahlen zu lassen, so wollen wir abmachen, daß der sie übernimmt, der nachher am Wenigsten durchgebläut ist.

— Gut, sagte Heinrich, der sich jetzt als Feind dem Müller gegenüber sah und nicht mehr fürchtete, sich aus Wohlwollen gegen ihn zu vergessen.

Gevatter Robichon brachte den Kaffee selbst und bewies dabei

Ludwig alle mögliche Freundschaft. „Der Herr ist also Dein Freund? fragte er, Lemor mit kleinstädtischer Neugierde musternd. Ich kenne ihn nicht, aber das gilt mir gleich; es muß was Gutes sein, da Du ihn hergebracht hast. Sehn Sie, Kamerad, wandte er sich an Lemor, Sie haben da bei Ihrer Ankunft in unserer Gegend gleich eine gute Bekanntschaft gemacht. Sie konnten's nicht besser treffen. Der Großlude wird von Jedermann und von aller Welt geachtet. Ach, ich hab' ihn lieb wie meinen eignen Sohn. Aber er ist auch verständig, ehrenwerth und sanft . . . sanft wie ein Lamm, obgleich er der stärkste Kerl im Lande ist. Ich kann wol sagen, daß er nie, ja niemals irgend wo Skandal gemacht hat. Nicht einem Kinde möchte der einen Nasenstüber geben und noch nie hab' ich ihn laut werden hören in meinem Hause. Und weiß Gott, er trifft doch so manches Mal zänkisches Volk, aber er bringt Alles wieder in Frieden.

Die beiden jungen Leute mußten lachen über dies Lob, das sich so sonderbar ausnahm in einem Augenblick, wo Ludwig eben einen Fremden ins Kaffee Robichon geführt, um einen Streit mit ihm auszumachen.

17.

Die Furth.

Die Lobrede schien aber so aufrichtig gemeint, daß Lemor, der sich schon vorher sehr zum Müller hingezogen fühlte, über sein eignes sonderbares Benehmen in diesem Falle nachdachte und sich zu gestehen begann, daß dieser Mann gewichtige Gründe haben müsse, ihn auszufragen. Sie tranken unter großer gegenseitiger Höflichkeit ihren Kaffee und als Gevatter Robichon sie von seiner Gegenwart befreit, begann der Müller:

„Mein Herr — denn ich muß Sie wol so nennen, da ich noch nicht weiß, ob wir Freunde oder Feinde sind — Sie sollen zunächst wissen, daß ich verliebt bin und, mit Vergunst, in ein Mädchen, das für mich zu reich ist und mich gerade nur so viel liebt, daß ich ihr nicht widerwärtig bin. Ich kann also von ihr sprechen, ohne sie bloßzustellen; überdies kennen Sie sie nicht. Ich rede eigentlich nicht gern von meiner Liebe, denn es ist für Andre langweilig, zumal wenn sie von derselben Fliege gestochen und, wie man bei dieser Krankheit meistens zu sein pflegt, verteufelt egoistisch und für sich selbst, nicht aber für ihren Nächsten besorgt sind. Da man aber nicht vorwärts kommt, wenn man allein daran arbeitet, einen Berg fortzuschaffen, so meine ich, wenn man einander aus Freundschaft ein wenig hälfe, würde man doch etwas ausrichten. Das ist der Grund, warum ich Ihr Vertrauen besitzen möchte, wie ich das Vertrauen der

Dame besitze; Sie wissen recht gut, welche ich meine, und warum ich Ihnen das meinige schenke, ohne recht zu wissen, ob es bei Ihnen auch eine gute Stelle findet.

„Also ich liebe ein Mädel, das dreißigtausend Francs Mitgift mehr bekommt als ich und heut zu Tage ist das fast eben so, als wollt' ich die Kaiserin von China heirathen. An ihren dreißigtausend Francs ist mir kein Pfifferling gelegen, ja, ich kann sagen, ich wünschte, sie lägen im Meere, wo es am Tiefsten ist, denn nur das Geld ist's, was uns trennt. Aber Hindernisse bringen die Liebe nie zu Verstande und so arm ich bin, ich bin doch verliebt; ich habe nichts als das im Kopf, und wenn die Dame, die Sie wissen, mir nicht zu Hilfe kommt, wie sie mir Hoffnung gegeben hat, so bin ich ein verlorner Mann . . . so bin ich im Stande . . . ich weiß selbst nicht was zu thun!“

Das gewöhnlich heitere Gesicht des Müllers nahm dabei einen Ausdruck an, daß Lemor überrascht war von der Stärke und Innigkeit seiner Leidenschaft.

— Nun, nun, sagte er herzlich, da Ihnen eine Dame ihren Schutz angedeihen läßt, die so gut, so aufgeklärt ist, wie man wenigstens von ihr sagt . . .

— Ich weiß nicht, was man von ihr sagt, antwortete Ludwig, ungeduldig über die hartnäckige Zurückhaltung des jungen Mannes; ich weiß nur, was ich denke und ich sage Ihnen, diese Frau ist ein Engel, der vom Himmel herabgestiegen. Desto schlimmer für Sie, wenn Sie es nicht wissen!

— Wenn es so ist, sagte Lemor, der sein Herz besiegt fühlte durch diese so aufrichtige, Marcella dargebrachte Huldigung, wo hinaus wollen Sie damit, mein lieber Herr Ludwig?

— Ich will Ihnen sagen, daß, als ich diese Frau, die so gut, so achtungswerth und so reinen Herzens ist, mir geneigt und schon bereit sah, mir Hoffnung zu gewähren, da ich Alles verloren glaubte, ich ihr mit einem Male und für immer angehörte. Die Freundschaft überkam mich, wie in den Romanen die Liebe, in einem Augenblick; und jetzt möcht' ich gern im Voraus dieser Frau all das Gute vergelten, was sie mir zu beweisen beabsichtigt. Ich wünschte sie glücklich zu sehen, wie sie es verdient, glücklich in ihren Herzensneigungen, weil sie sonst weiter nichts in der Welt werth hält und das Geld verachtet, glücklich durch die Liebe eines Mannes, der sie um ihrer selbst willen liebte und sich nicht damit abgäbe, nachzurechnen, wie viel ihr noch bleibt von einem Reichthum, den sie so freudig verliert, eines Mannes, der sich nicht damit abgäbe, zu ermitteln, was sie besitzt oder nicht besitzt . . . um zu wissen, ob er wieder zu ihr gehen oder sich weit von ihr wegbegeben solle . . . ohne Zweifel um sie zu vergessen und zu versuchen, ob sein hübsches Gesicht ihm vielleicht zu einer andern, einträglicheren Eroberung verhelfe . . . denn am Ende . . .

Lemor unterbrach den Müller.

„Welchen Grund, sagte er erbleichend, haben Sie denn, zu befürchten, daß diese achtungswerthe Dame ihre Zuneigung so weg=

wirst? Wer ist der Elende, dem Sie so schmähliche Berechnungen in die Seele schieben?

— Ich weiß nichts davon, sagte der Müller, welcher Heinrichs Aufregung scharf beobachtete, da er immer noch nicht wußte, ob er sie dem edeln Unwillen eines guten Gewissens oder dem Schamgefühl, sich errathen zu sehen, zuschreiben sollte. Alles, was ich weiß, ist, daß vor ungefähr vierzehn Tagen ein junger Mann in meine Mühle kam, der ein ganz ehrenhaftes Wesen und Aussehen hatte, jedoch bekümmert zu sein schien, dann aber plötzlich von Geld zu sprechen, Fragen zu stellen, sich Notizen aufzuschreiben anfing und auf einem Stück Papier bis auf Heller und Pfennig ausrechnete, daß der Frau von Blanchemont aus dem Schiffbruch ihres Vermögens noch ein ganz hübsches Sümmchen übrig bleibe.

— Und Sie glauben wirklich, daß dieser Mensch die Absicht hatte, seine Liebe nur dann zu erklären, falls ihm die Heirath einträglich schiene? Dann wäre es ein Nichtswürdiger; allein um ihn so zu durchschauen, muß man selbst ein . . .

— Sprechen Sie aus, Pariser, geniren Sie sich gar nicht; sagte der Müller, dessen Augen glänzende Blitze schossen; wir sind ja hier, um uns auszusprechen.

— Ich sage, fuhr Lemor nicht minder aufgebracht fort, daß man, um das Benehmen eines Mannes, den man nicht kennt und von dem man nichts weiß, so auszulegen, selbst sehr gierig sein muß nach der Mitgift seiner Schönen.

Das Feuer in den Augen des Müllers erlosch und eine Wolke flog über seine Stirn.

„Ach, sagte er mit trauriger Stimme, ich weiß wol, daß man das sagen kann und wette, daß manche Leute es sagen würden, wenn es mir gelänge, mit meiner Liebe Erwiderung zu finden! Aber ihr Vater braucht sie nur zu enterben, was ganz gewiß geschähe, wenn sie mich liebte, und man wird sehen können, ob ich an den fünf Fingern nachzähle, was sie verloren!

— Müller, sagte Lemor harrsch und offen ich klage Sie nicht an, ich will keinen Argwohn gegen Sie hegen. Aber wie ist es möglich, daß Sie mit Ihrer ehrlichen Seele nicht lieber das angenommen haben, was wahrscheinlicher und Ihrer würdiger war?

— Was die Gesinnung des jungen Mannes an den Tag bringen könnte, das wäre sein ferneres Benehmen. Wenn er entzückt hineilte zu seiner theuern Dame! . . . dann wollte ich nichts sagen, aber wenn er zum Teufel geht, so ist es anders.

— Man müßte annehmen, antwortete Lemor, daß er seine Liebe für unsinnig hält und sich nicht einer abschlägigen Antwort aussetzen will.

— Ah, jetzt hab' ich Sie! rief der Müller; da geht das Lügen wieder los! Ich weiß es bestimmt, ich, daß es die Dame von Herzen freut, daß sie ihr Vermögen verloren hat, ja, daß sie selbst den völligen Ruin ihres Sohnes muthig und gefaßt ertragen kann, und Alles das blos darum, weil sie einen Mann liebt, welchen sie ohne diese Kata-

strophen nicht hätte heirathen dürfen, ohne daß man es ihr zum Verbrechen gemacht hätte.

— Ihr Sohn ist ruinirt? sagte Heinrich erbebend, ganz ruinirt? Ist's möglich? Wissen Sie es ganz gewiß?

— Ganz gewiß, mein Junge! antwortete der Müller mit schlauer Miene. Die Vormünderin, die während einer langen Minderjährigkeit mit einem Geliebten oder Gemahl die Zinsen eines großen Kapitals hätte theilen können, wird jetzt nun Schulden zu bezahlen haben, und die Sache hat so sehr ihre Richtigkeit, daß es, wie sie mir gestern Abend sagte, ihre Absicht ist, ihren Sohn ein Handwerk lernen zu lassen, damit er sich seinen Lebensunterhalt selbst verdienen kann.''

Heinrich war aufgestanden. Er ging aufgeregt im kleinen Hofe auf und ab und der Ausdruck seines Gesichts war unbeschreiblich. Ludwig, der kein Auge von ihm verwandte, fragte sich, ob er sich auf dem Gipfel des Glücks fühle oder verzweifelt sei über das Fehlschlagen seines Planes. ,,Jetzt werden wir bald sehen, dachte er, ob er ein Mensch ist wie ich und *sie*, der das Geld haßt, das nur der Liebe in die Quere kommt, oder aber ein Spitzbube, der, weiß der Henker durch welche Hexerei, ihre Liebe zu gewinnen verstanden und dessen Trachten höher hinausgeht, als auf den Mitgenuß des kleinen Einkommens, das ihr noch geblieben ist.

Ludwig machte sich's zu einer Ehrenpflicht, Marcella entweder eine große Freude zu bereiten oder sie von einem Schurken zu befreien,

indem er ihn entlarvte. Nachdem er einige Augenblicke nachgesonnen, beschloß er zu einer Kriegslist seine Zuflucht zu nehmen.

— Nun Herrchen, sagte er, seiner Stimme einen milden Ton gebend, ficht Sie das so sehr an? Es ist nichts Schlimmes dabei. Nicht Jeder hat den Kopf voll romantischer Ideen und wenn Sie an's Solide gedacht haben, so sind Sie eben nur wie die meisten Leute in unserer Zeit. Sie sehn, ich habe Ihnen mit meinem Gezänke keinen so schlechten Dienst geleistet, sondern Ihnen nur beigebracht, daß das Witthum in die Brüche gerathen ist. Ohne Zweifel rechneten Sie auf die Einkünfte der Vormundschaft des jungen Erben, denn das werden Sie wol gewußt haben, daß die vielbesprochenen dreimalhunderttausend Francs eine letzte reine Täuschung der Wittwe waren? . . .

— Was sagen Sie? rief Lemor, plötzlich still stehend, diese letzte Zuflucht ist ihr auch verloren gegangen?

— Als ob Sie es nicht wüßten! Sie haben sich zu genau nach Allem erkundigt, als daß es Ihnen unbekannt sein sollte, daß die Schuld an den Pächter Bricolin viermal so groß ist, als man glaubte und daß die Frau v. Blanchemont um eine Poststelle oder einen Tabacksladen wird einkommen müssen, wenn sie für ihren Sohn das Schulgeld bezahlen will.

— Ist's möglich? rief Lemor, ganz verdutzt und wie betäubt von dieser Nachricht. Eine so schnelle Revolution in ihrem Schicksal! Ein Schlag des Himmels!

— Ja, ein Donnerschlag! sagte der Müller mit bitterm Lächeln.

— Ach, sagen Sie, ist es ihr gar nicht nahe gegangen?

— O ganz und gar nicht. Im Gegentheil, sie bildet sich sogar ein, Sie würden sie nur desto mehr lieben. Aber Sie sind kein solcher Narr, nicht wahr?

— Mein theurer Freund, antwortete Lemor, ohne auf die Worte Ludwigs zu hören, was haben Sie mir da gesagt! Und ich wollte mich mit Ihnen schlagen! Sie leisten mir einen großen, großen Dienst, während ich eben im Begriff bin . . . Sie sind mir ein Abgesandter der Vorsehung!

Ludwig schrieb diese Herzensergießung der Zufriedenheit Lemors damit zu, daß er zur rechten Zeit die Vereitlung seiner habsüchtigen Hoffnungen erfahren. Voll Widerwillen wandte er das Gesicht ab und war einige Augenblicke in tiefe Traurigkeit versunken.

„Eine so vertrauensvolle, uneigennützige Frau betrogen zu sehn von einem solchen Laffen! dachte er. Sie muß eben so unüberlegt sein, als er herzlos ist. Hätte mir's denken können, daß sie wirklich sehr unvorsichtig ist. Hat sie mich doch an einem Tage, als ich sie zum ersten Mal in meinem Leben gesehen, alle ihre Geheimnisse entdecken lassen. Sie ist im Stande, ihr gutes Herz dem Ersten Besten an den Hals zu werfen. O, ich muß sie ausschelten, muß ihr die Augen öffnen, daß sie in allen Dingen gegen sich selbst auf ihrer Hut ist! Und den Anfang wollen wir damit machen, daß wir ihr diesen Kerl vom Halse schaffen. Will dem Schuft etwas die Ohren zerzausen und ihm in sein niedliches Frätzchen eine Schmarre hineinzeichnen, daß er sich sobald vor keiner Schönen sehn lassen darf! . . . Holla,

Herr Pariser, rief er, ohne sich umzudrehn, und bemüht, seine Stimme ruhig und deutlich bleiben zu lassen, Sie haben mich verstanden und jetzt wissen Sie, was ich von Ihnen halte. Ich weiß, was ich wissen wollte, Sie sind ein niederträchtiger Schurke. Das ist meine Meinung und ich will sie Ihnen sogleich beweisen, wenns Ihnen so genehm ist.“

Dabei hatte der Müller ziemlich phlegmatisch seine Aermel in die Höhe gestreift, denn er wollte sich nur seiner Fäuste bedienen. Er erhob sich und kehrte sich um, erstaunt, daß sein Gegner ihm noch nicht antworten wollte. Allein zu seinem großen Erstaunen sah er sich allein im Hofe. Er durchsuchte schnell jeden Winkel im Kaffee Robichon und lief durch alle benachbarten Straßen, aber Lemor war verschwunden. Niemand hatte ihn fortgehn sehn. Entrüstet und fast wüthend suchte Ludwig ihn in der ganzen Stadt.

Nachdem er sich eine Stunde lang athemlos gesucht, fing er an, Lust und Muth zu verlieren.

„Nun, gleichviel, dachte er, und setzte sich auf einen Eckstein, heut soll kein Eilwagen, kein Taradey aus der Stadt fahren, ohne daß ich mir alle Passagiere dicht bei ansehe. Der Bursche soll mir nicht so davon kommen, ohne daß ich . . . Aber bin ich nicht ein rechter Narr? Reist er nicht zu Fuß und wird sich nicht ein Mensch, der nicht einmal darauf hält, eine Ehrenschuld auszumachen, davon schleichen wie eine Katze vom Taubenschlage? . . . Und dann, dachte er weiter, sich etwas beruhigend, meine liebe Frau Marcella würde mir wol wenig Dank dafür wissen, wenn ich ihren Anbeter zerbläute

Ein solches Band reißt sich nicht so schnell entzwei und die arme Frau wird mir's vielleicht gar nicht glauben wollen, wenn ich ihr sage, daß ihr Pariser ein wahrer Märker ist. (Die Bewohner der Mark (la Marche) sind bei ihren Nachbarn in der Provinz Berry so schlecht angeschrieben, daß „Märker" und „Spitzbube" gleichbedeutende Benennungen sind.) Wie werd' ich's anfangen, sie zu enttäuschen? Es ist meine Pflicht, und doch, wenn ich an den Schmerz denke, den ich ihr dadurch bereite . . . Ist es nur möglich, daß man sich so sehr täuschen kann?

Während der Müller so mit sich selbst redete, fiel ihm ein, daß er ja noch eine Kutsche zu verkaufen habe. Er ging zu einem reich gewordenen ehemaligen Pächter, der, nachdem er lange gemustert und gefeilscht, sich endlich zum Kauf entschloß, bewogen von der Furcht, Herr Bricolin möchte ihm diesen guten Handel und dies Prachtstück vor der Nase wegfischen. „Kaufen Sie, kaufen Sie, Herr Ravalard, sagte Ludwig mit der bewundernswürdigen Geduld, die den Bewohnern der Provinz Berry eigen ist, wenn sie merken, daß man sich entschlossen hat, ihre Waare zu nehmen, und sich dann aus Höflichkeit stellen, als ließen sie sich wirklich täuschen von der erheuchelten Unschlüssigkeit des Kunden. Hab's Ihnen schon zweihundert Mal gesagt und will's Ihnen noch wiederholen, so oft Sie wollen: Das Stück ist schön, gut, fein und gediegen, stammt aus den ersten Fabriken in Paris und ist kostenfrei an Ort und Stelle geliefert. Sie kennen mich zu gut, um zu glauben, daß ich mich damit abgeben würde, wenn das Ding irgend einen Haken hätte. Ueberdies verlange ich

nichts für meine Mühe, die Sie einem Andern doch bezahlen müßten. Sie sehn, lauter Vortheile für Sie.“

Die Unschlüssigkeit des Käufers dauerte bis zum Abend, denn der Gedanke, sich von seinen harten Thalern zu trennen, schnitt ihm tief in die Seele. Als Ludwig die Sonne dem Untergange nahe sah, sagte er:

— Nun, die Nacht hier bleiben mag ich nicht; ich will jetzt gehn. Ich sehe wol, Sie wollen den allerliebsten funkelnagelneuen und so billigen Wagen nicht. Werde Sophie anspannen und ganz stolz wie ein vornehmer Herr nach Blanchemont zurückfahren. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich in einer Kutsche fahre; das wird mir Spaß machen und noch mehr soll's mich amusiren, wenn ich darin Herrn und Madame Bricolin Sonntags nach La Chatre fahren und sich breit machen sehe. Aber ich meine, Sie und Ihre Frau Gemahlin hätten sich doch besser darin ausgenommen. —

Endlich, als die Nacht anbrach, zählte Herr Ravalard das Geld auf und ließ den schönen Wagen unter seinen Schuppen schieben. Ludwig lud die Sachen der Frau v. Blanchemont auf sein Wägelchen, steckte die 2000 Frcs. in eine lederne Katze und fuhr in scharfem Trabe davon, auf einem Felleisen sitzend und aus vollem Halse singend, trotz der Stöße und des Geratters seiner großen über das Steinpflaster hinrollenden Räder.

Er fuhr schnell, da er nicht zu fürchten brauchte, sich zu verirren, wie der Taradeyer, und hatte schon den hübschen Weiler de Mars hinter sich, bevor noch der Mond aufgegangen war. Der

kühle Nebel, welcher im Schwarzthale selbst in warmen Sommernächten über den vielen eingedämmten Wasseradern schwebt, bildete auf der sich weit hin ausdehnenden dunkeln Fläche weiße Decken, die man für Seeen hätte halten können. Der Ruf der Schnitter und die Lieder der Hirtenmädchen waren verstummt. Johanniswürmchen, die hier und da im Gesträuch am Wege leuchteten, waren bald die einzigen lebenden Wesen, denen der Müller begegnete.

Als er jedoch über einen der Haidestriche kam, welche die Flußkrümmen in dieser sonst so fruchtbaren und bis auf's kleinste Fleckchen angebauten Gegend bilden, glaubte er eine undeutliche Gestalt zu sehn, die in den Binsen vor ihm herumirrte und bei der Furth über die Vauvre am Ufer stillstand, als wolle sie auf ihn warten.

Für Furcht war Ludwig wenig zugänglich. Da er jedoch heute ein kleines Vermögen zu vertheidigen hatte, das er eifersüchtiger bewachte, als wenn's ihm selbst gehört hätte, ging er schnell zu seinem Karren zurück, von dem er sich etwas entfernt hatte, um eine Strecke zu Fuß zu machen, sowol um sich die Glieder gelenkig zu erhalten, als um seiner treuen Sophie die Last zu erleichtern. Die Geldkatze, die ihn im Gehn behinderte, hatte er in einen Getraidesack gesteckt. Als er wieder auf seinem Fuhrwerk war, ergriff er den schweren Stock seiner Peitsche und fuhr stehend, wie ein Soldat auf seinem Posten, geradezu auf den nächtlichen Wanderer los, lustig ein Verschen aus einer alten komischen Oper trällernd, das Rosa in ihrer Kinderzeit ihn gelehrt hatte:

Der Müller trabte über Feld
Nach Hause mit dem Sack voll Geld;
Da steht er plötzlich still und lauscht
Weil's neben ihm im Strauche rauscht.
Es fehlt dem Müller nicht an Muth
Doch fuhr ihm große Angst in's Blut.
Mein lieber Müller glaube mir,
Du hast gewiß ein Abenteuer:
Es ist bei Nacht in dem Revier
Des finstern Schwarzthals nicht geheuer.

Das Liedchen lautete eigentlich „des finstern Schwarzwalds" allein Ludwig hatte es sich so zurecht gemacht und das Opernlied, das man vor Zeiten auf den Brettern oft gehört, das aber jetzt nur noch in der Mühle von Angibault gesungen wurde, war oft sein Zeitvertreib auf einsamen Wanderungen.

Als er dem Manne nahe war, der ihn festen Fußes erwartete, erkannte er, daß derselbe den Punkt zu einem Angriff ziemlich gut gewählt habe. Die Furth war zwar nicht tief, lag aber voll großer Steine, welche das Pferd nöthigten, vorsichtig zu gehn. Ueberdies mußte man beim Hineinfahren ins Wasser die Leine stramm halten, weil das Ufer so abschüssig war, daß das Thier sonst leicht stürzen konnte.

„Wir wollen doch sehn, was daraus wird!" sagte sich Ludwig mit vieler Vorsicht und Ruhe.

18.

Heinrich.

Der Wanderer trat wirklich von vorne an das Pferd heran und schon hob Ludwig, der während seines Liedes geschickt eine durchbohrte Bleikugel an seine Peitschenschnur geknüpft hatte, den Arm empor, um ihn zurückzuschlagen, als eine bekannte Stimme ihm freundlich zurief:

— Meister Ludwig, nehmen Sie mich auf Ihrem Wagen mit über das Wasser.

— Ei sieh da, mein lieber Herr Pariser! antwortete der Müller; sehr erfreut, Sie wieder zu treffen. Habe Sie heute Morgen genug gesucht! Steigen Sie nur auf, ich hab' ein Wörtchen mit Ihnen zu reden.

— Und ich, ich habe Sie mehr als ein Wörtchen zu fragen, erwiderte Heinrich Lemor, der mit einem Satz auf den Wagen sprang und sich zu ihm auf das Felleisen setzte, mit dem Vertrauen eines Mannes, der nichts Schlimmes erwartet.

„Ist mir das ein frecher Bursche! dachte der Müller, der beim ersten Aufflackern seines früheren Ingrimms Mühe hatte, bis zum jenseitigen Ufer noch an sich zu halten. Wissen Sie, Kamerad, sagte er, und legte ihm seine gewichtige Hand auf die Schulter, daß ich nicht weiß, was mich abhält, eine Wendung rechts zu machen und Sie oberhalb der Schleuse ein kleines Tauchbad nehmen zu lassen?

— Eine spaßige Idee, antwortete Lemor ruhig, und bis zu einem gewissen Grade ausführbar. Aber ich glaube denn doch, mein lieber Freund, daß ich mich gehörig wehren würde, denn zum ersten Male seit langer Zeit hab ich heute mein Leben herzlich lieb.

— Da wären wir, sagte der Müller, und hielt auf dem Sande an, nachdem er durch das Wasser gefahren. Hier können wir bequemer mit einander reden. Zunächst und vor allen Dingen, mein lieber Herr, erweisen Sie mir die Freundschaft, mir zu sagen, wo Sie hin wollen.

— Ja, das weiß ich selbst nicht recht, sagte Lemor lachend. Ich glaube, ich gehe nur so auf gut Glück meiner Nase nach. Ist das Wetter nicht schön zum Spazierengehn?

— Nicht so schön, als Sie glauben, mein Herrchen, und Sie könnten bei verdammt schlechtem Wetter umkehren müssen, wenns mir so beliebte. Sie sind auf meinen Karren gestiegen, der ist meine Festung und man kommt nicht immer so herunter wie man heraufgekommen ist.

— Genug gespaßt, Ludwig, antwortete Lemor, geben Sie nur ihrem Pferde die Peitsche. Ich kann nicht lachen, ich bin zu bewegt. . . .

— Sie haben also Furcht, gestehen Sie's nur?

— Ja, ich habe große Angst wie der Müller in Ihrem Liede, und Sie werden es begreifen, wenn ich Ihnen erzähle . . . wenn ich überhaupt reden kann . . . der Kopf ist mir ganz benommen.

— Na, aber wo soll's denn hin? sagte der Müller, der zu

fürchten begann, daß er Lemor falsch beurtheilt. Jetzt, da die ruhige Ueberlegung bei ihm zurückkehrte, die sein Zorn etwas erschüttert, fragte er sich, ob ein Schuldiger sich so freiwillig ihm in die Hände geben würde.

— Wohin wollen Sie denn? sagte Lemor. Nach Angibault, ganz in die Nähe von Blanchemont! . . . und ich, ich will auch so nach der Gegend, ohne daß ich recht weiß, ob ich die Courage haben werde, bis hin zu gehen. Aber Sie haben wol vom Magnet gehört, der das Eisen anzieht.

— Ob Sie von Eisen sind, weiß ich nicht, erwiderte der Müller, so viel aber weiß ich, daß nach da zu auch auf mich ein mächtiger Magnet wirkt. Also, Kamerad, Sie wollten wirklich . . .?

— Ich will nichts, ich wage nichts zu wollen! Und doch ist sie ruinirt, ganz ruinirt! Warum sollt' ich von dannen gehn?

— Warum zum Teufel wollten Sie denn so weit fort bis nach Afrika?

— Ich glaubte sie noch reich; dreimalhunderttausend Francs gegen meine Lage war immer noch großer Reichthum.

— Aber wenn sie Sie trotzdem liebte!

— Und ich, meinen Sie, hätte das Geld mit der Liebe annehmen sollen? Ich kann mich nicht länger gegen Sie verstellen, Freund. Ich sehe, man hat Ihnen Dinge anvertraut, die ich nicht eingestanden hätte und wenn's bis zum Prügeln gekommen wäre. Aber ich habe mir's überlegt, nachdem ich Sie etwas plötzlich verlassen, ohne recht zu wissen, was ich that, denn mir war das Herz so übervoll von

Freude, daß ich nicht hätte schweigen können . . . Ja, ich habe mir Alles überlegt, was Sie mir gesagt haben, und habe gesehen, daß Sie Alles wissen, und daß es unvernünftig von mir war, zu fürchten daß ein Freund von solcher Ergebenheit für . . .

— Marcella!" sagte der Müller, ein wenig stolz, diesen „guten Christennamen" vertraulich gebrauchen zu dürfen, wie er ihn in seinem Sinne nannte im Gegensatz zum adligen Familiennamen der Frau von Blanchemont.

Lemor bebte freudig auf bei diesem Namen. Es war das erste Mal, daß sein Ohr ihn hörte. Da er nie mit der Umgebung der Frau von Blanchemont zu thun gehabt, auch das Geheimniß seiner Liebe noch Niemand anvertraut, war ihm dieser theure Name noch nie aus fremdem Munde erklungen, den er mit so hoher Verehrung unter so manchem Billet gelesen und den er allein in Augenblicken der Verzweiflung oder des Entzückens auszusprechen gewagt. Er ergriff den Müller beim Arm, getheilt zwischen dem Wunsche, ihn denselben noch einmal aussprechen zu lassen, und der Furcht, ihn dadurch zu entweihen, daß er ihn dem Echo der Einsamkeit preisgäbe.

— Nun sehen Sie, sagte Ludwig, gerührt von seiner Bewegung, endlich merken Sie doch, daß Sie mir nicht mißtrauen können und dürfen, nicht wahr? Aber soll ich Ihnen die Wahrheit sagen? Ich mißtraue Ihnen noch ein klein wenig. Ich kann nicht dafür, es verfolgt, es verläßt mich und überkommt mich dann wieder. Wo sind Sie denn den Tag über gewesen? Ich glaubte, Sie wären in irgend einem Keller versteckt!

— Es ist leicht möglich, daß ich's gethan, wenn ich einen bei der Hand gefunden hätte, sagte Lemor lächelnd, so sehr fühlte ich das Bedürfniß, meine Verwirrung und Berauschung zu verbergen. Wissen Sie, Freund, daß ich nach Afrika wollte, mit der Absicht, sie niemals wieder zu sehen, sie, die Sie eben nannten? Ja, trotz des Briefs, den Sie mir gaben und der mir gebot, in einem Jahre zurückzukehren, fühlte ich, daß mein Gewissen mir ein furchtbares Opfer auferlegte. Und selbst jetzt bin ich noch immer sehr in Angst und Ungewißheit. Denn wenn ich auch nicht mehr mit der Schaam davor zu kämpfen habe, daß ich, ein Proletarier, eine reiche Frau heirathen soll, so bleibt doch immer noch die Kastenfeindschaft, der Kampf des Plebejers gegen die Patricier, welche diese edle Frau verfolgen würden wegen ihrer für unwürdig geltenden Wahl. Aber es wäre vielleicht Feigheit, diese Krisis zu vermeiden. Es ist nicht ihre Schuld, daß sie abstammt vom Geschlecht der Unterdrücker, und überdies ist auch die Macht der Adligen in andere Hände übergegangen. Ihre Ideen sind ohnmächtig geworden und vielleicht . . . vielleicht wird sie, die mich ihrer Liebe würdigt, deshalb nicht allgemein verurtheilt. Und doch, ist es nicht schrecklich, das Weib, das man liebt, zu verleiten zu einem Kampf gegen ihre Familie und ihr den Tadel aller derjenigen zuzuziehen, unter denen sie stets gelebt hat? Durch welche andern Bande der Liebe soll ich jene allerdings nur untergeordneten, aber zahlreichen und wohlthuenden Verbindungen ersetzen, die ein edles Herz nie ohne schmerzliches Bedauern brechen kann? Ich stehe einsam da in der weiten Welt. Der Arme

ist stets einsam und das Volk begreift es noch nicht, wie es diejenigen aufnehmen sollte, die von so weit her und über so viele Hindernisse hinweg zu ihm kommen. Ach, ich habe einen guten Theil des Tages unter einem Strauch gesessen, ich weiß nicht wo, an einer entlegenen Stelle, zu der der Zufall mich hingeführt, und erst nachdem ich mehrere Stunden herzensbeklommen und angestrengt nachgedacht, habe ich mich entschlossen, Sie aufzusuchen und zu bitten, daß Sie mir Gelegenheit schaffen, mich eine Stunde mit ihr zu besprechen . . . Ich habe Sie vergeblich gesucht, und Sie mich vielleicht auch, denn Sie haben mir ja diesen mich entflammenden Gedanken in den Kopf gesetzt, nach Blanchemont zu kommen. Aber ich glaube, Sie sind unvorsichtig und ich unsinnig, denn *sie* hat mir selbst verboten auszuforschen, wo sie ist, und mir ihrer Trauer und des Anstands wegen ein Jahr als Frist gesetzt.

— Weiter nichts? sagte Ludwig, innerlich doch ein wenig erschrocken über seinen Einfall, den er am Morgen für so schlau gehalten, den Geliebten Marcellas zu einem Besuch bei ihr zu verleiten. „Sitzen Ihnen diese Anstandsgeschichten, von denen Sie sprechen, so ernstlich fest im Kopf und muß durchaus ein rundes Jahr, nicht mehr und nicht weniger vorübergehen nach dem Tode eines nichtsnutzigen Ehemannes, während dessen eine rechtschaffene Frau einem Manne der's ehrlich meint und sie heirathen will, nicht einmal ins Gesicht sehen darf? Das ist wol in Paris so Mode?

— Nicht blos in Paris. Das religiöse Gefühl, welches das Mysterium des Todes in uns erregt, ist gewiß überall das innerlich

Maßgebende für die mehr oder minder lange Zeit, die man dem Andenken der Todtenfeier widmet.

— Ich weiß es recht gut, daß es ein lobenswerthes Gefühl ist, was die Gewohnheit erzeugt hat, in Kleid und Wort wie im ganzen Benehmen die Trauer an den Tag zu legen, aber ich frage, artet es nicht aus in Heuchelei, wenn an den Verstorbenen in Wahrheit wenig zu bedauern ist und wenn die Liebe in allen Ehren zu Gunsten eines Andern spricht? Verlangt es die Züchtigkeit, in der eine Wittwe leben soll, daß ihr Zukünftiger freiwillig in die Verbannung ziehe oder nie vor ihrer Thür vorübergehe und auch nicht einen Blick nach ihr wagt, wenn sie nicht darauf zu achten scheint?

— Sie kennen die Böswilligkeit derer nicht, mein wackerer Freund, die sich Leute von Welt nennen. Eine sonderbare Benennung, nicht wahr? Und doch ist sie ihrer Meinung nach ganz richtig, denn das Volk wird gar nicht in Anschlag gebracht, sie maßen sich die Herrschaft über die Welt an, haben sie wirklich stets gehabt und werden sie auch jetzt noch eine Zeit lang behalten!

— Das will ich gern glauben, rief der Müller, daß sie schlechter sind, als wir! . . . Und doch, setzte er traurig hinzu, sind auch wir nicht so gut, wie wir sein sollten: Auch wir sind oft Schwätzer und Klätscher, die den Schwachen gern verdammen. Ja, Sie haben recht, wir müssen uns hüten, zu übler Nachrede von dieser einzig guten Frau Anlaß zu geben. Sie wird einige Zeit brauchen, bis sie von den Leuten erkannt, geliebt und geachtet wird, wie sie es verdient, und ein Tag würde ausreichen, Anlaß zu der Beschuldigung zu geben,

sie führe einen thörichten Wandel. Meine Meinung ist daher, Sie zeigen sich in Blanchemont vorläufig noch nicht.

— Sie sind ein guter Rathgeber, Ludwig, und ich war überzeugt, daß Sie mich keinen falschen Schritt würden thun lassen. Ich will den Muth haben, zu thun, was Ihr verständiger Sinn mir räth, wie ich die Thorheit gehabt, gleich bei der ersten Regung Ihres Wohlwollens in Flammen zu gerathen. Ich will mit Ihnen plaudern bis an Ihre Mühle und dann kehr' ich um nach *** und setze morgen meine Reise fort.

— Sachte, sachte! Das heißt von einem Extrem zum andern umklappen! sagte der Müller, der bei seinem Gespräch mit Lemor auf der geduldigen Sophie im Schritt langsam weiter ritt. Angibault ist eine Stunde von Blanchemont und Sie können da schon eine Nacht bleiben, ohne irgend Jemand zu kompromittiren. Heute Abend ist kein anderes Frauenzimmer da, als meine alte Mutter, und darüber wird Niemand was zu reden haben. Sie haben von *** bis hier einen hübschen Weg gemacht, und ich müßte kein Herz im Leibe haben, wenn ich Sie nicht nöthigte, ein Nachtlager und ein frugales Abendbrod, wie der Herr Pastor sagt, der es in dieser Weise nicht sehr mag, bei mir anzunehmen. Uebrigens müssen Sie ja schreiben. Sie finden dazu bei mir alles Nöthige . . . wenn auch just kein feines Briefpapier. Ich bin Schöffe in meiner Gemeinde und stelle meine Scheine natürlich nicht auf Velinpapier aus; aber wenn Sie auch Ihr verliebtes Gerede auf Papier schrieben, das schon mit dem Schulzensiegel gestempelt ist, es würde darum doch gelesen,

und lieber zwei als ein Mal. Kommen Sie, kommen Sie, sag' ich Ihnen, dort hinter den Bäumen seh' ich schon den Rauch von meinem Abendbrod aufsteigen. Wir wollen ein Bischen traben, denn ich wette, meine alte Mama hat schon Hunger und will ohne mich nicht essen. Hab' ihr versprochen, zeitig nach Hause zu kommen.

Heinrich brannte vor Lust, die Einladung des Müllers anzunehmen. Der Form wegen ließ er sich noch etwas bitten, denn Liebende verstellen sich wie Kinder. Die thörichte Idee, nach Blanchemont zu gehen, hatte er aufgegeben, aber es zog ihn wie mit Zaubergewalt in dieser Richtung fort, und jeder Schritt Sophieens, der ihn dem Brennpunkt der Anziehung näher brachte, durchzitterte sein Herz, das eben erst dem über seine Kräfte gehenden Kampfe unterlegen war.

Lemor gab aber doch nach und segnete in seinem Herzen die gastfreundliche Zudringlichkeit des Müllers.

„Na, Mutter, sagte dieser zu Großmama, von seinem Wagen herabspringend, hab' ich nicht Wort gehalten? Wenn die Uhr unsers lieben Herrgotts nicht falsch geht, so zeigen die Sterne im Kreuz zehn Uhr an der Straße des heiligen Jakob *).

— Viel mehr ist's auch nicht, sagte die gute Frau; Du kommst nur eine Stunde später, als Du versprachst. Aber ich bin Dir darum nicht böse; ich sehe ja, Du hast die Aufträge unserer lieben guten Dame ausgerichtet. Willst Du das Alles noch heute Abend nach Blanchemont bringen?

*) Das Kreuz ist das Sternbild des Schwans, die Straße des heiligen Jakob die Milchstraße.

— Meiner Treu, nein, dazu ist's zu spät. Madame Marcella hat mir gesagt, auf einen Tag früher oder später käme es ihr nicht an. Ueberdies, kann man denn nach zehn Uhr ins neue Schloß hinein? Haben sie nicht die Hofmauer repariren und Eisenstangen quer vor's große Thor legen lassen? Sie sind im Stande, eine Zugbrücke über ihren ausgetrockneten Graben zu bauen. Hol' mich der Teufel, der Bricolin thut schon, als wäre er der gnädige Herr von Blanchemont, und es wird nicht lange dauern, so hat er auch ein Wappen über'm Kamin. Er läßt sich dann „von" Bricolin nennen . . . Aber sieh, Mama, ich bringe Gesellschaft mit. Erkennst Du den Herrn?

— Ach Herr Je, das ist ja der Herr von dazumal! sagte Großmarie; derselbe, den wir für einen Kommissionair der Frau von Blanchemont hielten. Aber sie scheint ihn nicht zu kennen.

— Nein, nein, sie kennt ihn ganz und gar nicht, sagte Ludwig, und er ist auch kein Kommissionair; er ist ein Katasterbeamter, der bei der neuen Auflagenausschreibung angestellt ist. Nun, setzen Sie sich, Herr Vermesser, und langen Sie zu, ehe das Essen kalt wird.

— Sagen Sie doch, lieber Herr, fragte die Müllerin, als das erste Gericht, eine Rübensuppe, abgegessen war, haben Sie vielleicht in einen unserer Bäume am Wasser Ihren Namen eingeschnitten?

— Ja, das habe ich gethan, antwortete Heinrich. Ich bitte

um Verzeihung. Mein schülerhafter Einfall kostet am Ende wol der jungen Weide das Leben?

— Ihr Wort in Ehren, aber es ist eine Weißpappel, sagte der Müller. Sie sind fürwahr ein ächter Pariser und können gewiß nicht einmal Hanf und Kartoffelkraut unterscheiden. Schadet aber nichts. Unsere Bäume machen sich wenig aus den Ritzchen, die Sie ihnen mit dem Federmesser beibringen, und meine Mutter fragt Sie das nur so, um zu plaudern.

— Ach ich würde Ihnen ja um eines Bäumchens willen keinen Vorwurf machen, sagte die Müllerin, wir haben hier noch genug, aber unsere junge Dame hat sich so große Mühe gegeben, herauszubringen, wer wol den Namen eingeschnitten haben könnte! Und ihr Kleiner hat ihn ganz allein gelesen! Ja, Herr, ein Kind von vier Jahren, und sieht es den Buchstaben an, was ich mein Lebtage nicht herausgelesen hätte!

— Sie ist also hierher gekommen? fragte Lemor übereilt; denn er hatte in diesem Augenblick seine Gedanken nicht recht beisammen.

— Was kann Sie das kümmern, da Sie sie nicht kennen? antwortete Ludwig und gab ihm einen gehörigen Stoß mit dem Knie, damit er sich besonders in Gegenwart des Müllerburschen zusammennähme.

Lemor warf ihm einen dankenden Blick zu, obwol die Erinnerung etwas hart ausgefallen, und öffnete, aus Furcht sich zu verreden, den Mund fortan nur noch zum Essen.

Als man sich für die nachtschlafende Zeit, wie die Müllerin

sagte, getrennt, bat Lemor, der das kleine Zimmer des Müllers im Erdgeschosse der Thür der Mühle gegenüber theilen sollte, Ludwig, sich noch nicht mit ihm einzuschließen, sondern ihn noch eine Viertelstunde am Ufer der Vauvre spazieren gehen zu lassen.

— Meiner Treu, ich will Sie begleiten, sagte Ludwig, den der Roman seines neuen Freundes sehr interessirte wegen der Aehnlichkeit, die er mit seinem eignen hatte. Ich weiß recht gut, wie Sie träumeln wollen und ich bin nicht so auf den Schlaf, daß ich nicht mit Ihnen einen Gang beim Mondschein machen sollte. Sehn Sie, dort geht er auf und bald wird er sich in dem Wasser spiegeln. Sie sollen sehen, liebster Pariser, wie blank und prächtig er sich in der Fluth der Vauvre ausnimmt, und mir dann sagen, ob Sie in Paris einen so schönen Mond und einen so schönen Fluß haben. Da, das ist die Stelle, sagte er, als sie bei dem Baume vorbeikamen, wo sie sich anlehnte und Ihren Namen las; so, gerade so lehnte sie sich an den Wolm und sah hin mit Augen, ja, Augen, wie ich sie nimmermehr zu Stande bringe und wenn ich meine zwei Stunden lang aufreißen wollte. Sie wußten es also, daß sie herkommen würde, da Sie da Ihren Namenszug gelassen haben?

— Nein, und das ist gerade das Merkwürdigste dabei, daß ich es nicht wußte und daß nur der Zufall . . . eine kindische Laune mir's eingegeben hat, so mein Hiersein an diesem Ort zu bezeichnen, den ich nie wiederzusehen glaubte. Ich hatte in Paris verlauten hören, sie sei ruinirt. Ich hoffte es! Ich kam her, um zu sehn, wie es für

mich stände und als ich erfuhr, daß sie noch zu reich für mich sei, hatte ich weiter keinen Gedanken, als den, ihr Lebewohl zu sagen.

— Sehen Sie, es giebt einen Gott für die Liebenden, denn sonst wären Sie gewiß nicht wieder hergekommen. Hieran, an der Miene Marcella's, als sie mich über den jungen Reisenden ausfragte, der diesen Namen eingeschnitten, errieth ich's auf einen Hieb, daß sie liebe und daß ihr Geliebter Heinrich heißen müsse. Das hat mir den Kopf aufgeklärt, das Uebrige zu errathen, denn man hat mir nichts gesagt, ich habe Alles errathen, ich muß mich dessen schon anklagen und zugleich rühmen.

— Wie, man hat Ihnen nichts anvertraut und ich habe Alles gestanden? Gottes Wille geschehe! Ich erkenne seine Hand in Allem wieder und erwehre mich nicht länger des unbedingten Vertrauens, das Sie mir einflößen.

— Ich wollte, ich könnte Ihnen dasselbe sagen, antwortete Ludwig, seine Hand ergreifend, denn der Teufel soll mich reiten, wenn ich Sie nicht lieb habe! Und doch hab' ich etwas, das mich noch immer nicht recht in Ruhe läßt.

— Wie, Sie können noch immer Argwohn gegen mich hegen, während ich in Ihr Schwarzthal zurückkam, blos um mit ihr eine und dieselbe Luft zu athmen, nun ich weiß, daß sie arm ist?

— Aber können Sie nicht, während ich Sie heute Morgen in der ganzen Stadt suchte, herumgelaufen sein bei den Advokaten und Notaren? Und wenn Sie erfahren hätten, daß sie noch ziemlich reich ist?

— Was sagen Sie? Sollte es wahr sein? rief Lemor schmerzlich aus. O spielen Sie nicht so mit mir, mein Freund! Sie beschuldigen mich so lächerlicher Dinge, daß es mir nicht einmal einfällt, mich zu rechtfertigen. Eins aber muß ich Ihnen mit zwei Worten sagen. Ist Frau von Blanchemont noch reich, so muß ich sie für immer verlassen, sollte sie auch die Liebe eines Proletariers wie ich annehmen. O, wenn das ist, wenn ich erfahren muß . . . o, noch nicht, jetzt noch nicht, um des Himmels willen! Lassen Sie mich von Glück träumen nur bis morgen, bis ich dies Land für ein Jahr oder für immer verlasse!

— Nun, dann, Freund, sind Sie ein Bischen verrückt! rief der Müller. Und Sie kommen mir sogar in diesem Augenblick so übertrieben vor, daß ich fürchte, es ist nur Verstellung, um mich zu täuschen.

— Sie sind also nicht wie ich und hassen also den Reichthum nicht?

— Nein, meiner Treu! Weder hassen noch lieben kann ich ihn um seiner selbst willen, wol aber um des Bösen oder des Guten willen, das er mir anthun kann. So hasse ich z. B. die Thaler des Papa Bricolin, weil sie mich hindern, seine Tochter zu heirathen . . . Donnerwetter, da platze ich mit den Namen heraus, die ich Ihnen auch eben so gut hätte verschweigen können! Aber am Ende kenne ich ja Ihre Angelegenheiten und Sie können auch die meinigen wissen. Ich sage also, diese Thaler haß' ich; aber so ein dreißig oder vier-

zigtausend Francs, die mir vom Himmel herunterfielen und es mir möglich machten, um Rösel zu werben, die würde ich herzlich gern haben.

— Ich denke nicht wie Sie. Und wenn ich eine Million hätte, ich möchte sie nicht behalten wollen.

— Sie würden sie lieber ins Wasser werfen, als damit ein Recht der Gleichstellung mit ihr zu erwerben? Was Sie doch für ein närrischer Kauz sind!

— Ich glaube, ich würde das Geld an die Armen vertheilen wie die christlichen Kommunisten in der ersten Zeit, um es nur loszuwerden, obgleich ich recht gut weiß, daß ich damit kein wahrhaft gutes Werk thun würde; denn indem jene ersten Jünger der Gleichheit ihre Habe fortgaben, bildeten sie zugleich eine Gesellschaft. Sie brachten den Unglücklichen eine Gesetzgebung, die zugleich eine Religion war. Jenes Geld war gleichzeitig Brod für die Seele und Brod für den Leib. Diese Theilung war eine Lehre und gewann Anhänger. Gegenwärtig giebt es nichts, was dem ähnlich wäre. Man hat zwar die Idee einer heiligen und der Vorsehung entsprechenden Gemeinschaft, aber man kennt noch nicht ihre Gesetze. Die kleine Welt der ersten Christen läßt sich nicht noch einmal anfangen, man sieht ein, daß dazu auch ihre Lehre nothwendig wäre; man hat sie nicht und überdies sind auch die Menschen nicht geneigt, sie anzunehmen. Das Geld, das man an einen Haufen von Elenden vertheilen wollte, würde bei ihnen nur Eigennutz und Trägheit erzeugen, wenn man sich nicht bemühte, sie die Pflichten der Association begreifen zu lehren. Und ei-

nerseits, das wiederhole ich Ihnen, Freund, herrscht noch nicht genug Aufklärung in der Einweihung, andrerseits fehlt es noch an Vertrauen, Sympathie und thatkräftiger Begeisterung bei den Eingeweihten. Das ist der Grund, der mich, als Marcella — auch ich wage es jetzt, sie zu nennen, da Sie Rosa genannt haben — mir den Vorschlag machte, das Beispiel der Apostel zu befolgen und die Reichthümer, die mein Schrecken waren, den Armen zu geben, der mich damals bewogen hat, abzustehen von einem Opfer, daß ich, wie ich fühle, nicht im Stande wäre, in ihren Händen wahrhaft fruchtbringend zu machen für den Fortschritt der Menschheit. Um Reichthum zu besitzen und ihn nützlich zu machen, wie ich es meine, muß man mehr als ein Mann von Herz, muß man auch ein Genie sein. Das bin ich nicht und wenn ich an die tief eingewurzelten Laster, wenn ich an den furchtbaren Egoismus denke, mit dem der Reichthum seine Besitzer ansteckt, so fühle ich mich von Entsetzen ergriffen. Ich danke Gott, daß er auch mich arm gemacht, mich, der ich bald viel Geld geerbt hätte, und ich schwöre, niemals mehr besitzen zu wollen als meinen wöchentlichen Arbeitslohn.

— So danken Sie also Gott, daß er Sie lediglich durch eine That seiner Güte weise gemacht und ziehen Vortheil aus dem Zufall, der Sie vor dem Schlechten bewahrt hat? Eine leichte Tugend, die mich nicht so sehr Wunder nimmt, wie Sie glauben. Jetzt begreife ich, warum Marcella gestern so zufrieden damit war, daß sie ruinirt ist. Sie haben ihr alle diese schönen Dinge in den Kopf gesetzt. Es ist ganz schön, aber es hat nichts zu bedeuten. Was sind es denn für

Leute, die da sagen: „Wenn ich reich wäre, wäre ich schlecht, darum bin ich hocherfreut, daß ich nicht reich bin.“ Es ist ganz dieselbe Geschichte, wie mit meiner Großmutter. Die sagte nämlich: „Aal mag ich nicht und es ist mir recht lieb, denn wenn ich ihn gern hätte, würde ich auch Aal essen.“ Warum sollten Sie nicht reich und doch edel sein können? Und wenn Sie weiter kein Gutes thun könnten, als daß Sie Ihren Nächsten, die keines haben, Brod gäben, es wäre doch schon etwas und der Reichthum wäre in Ihren Händen besser aufgehoben, als bei den Geizigen . . . O, jetzt weiß ich recht gut, wie es mit Ihnen steht! Ich hab's begriffen; ich bin nicht so einfältig, wie Sie glauben, und ich habe von Zeit zu Zeit Journale und Schriftchen gelesen, aus denen ich Einiges von dem erfahren habe, was fern von unserer ländlichen Heimath vor sich geht, in welcher allerdings, das ist ganz richtig, nichts Neues geschieht. Ich sehe, Sie sind ein Systemausgrübler, ein Oekonomist, ein Gelehrter.

— Nein, es ist vielleicht nicht gut, aber ich verstehe von der Zahlenwirthschaft weniger als irgend Jemand und von der Oekonomie und Politik, was man so heutzutage darunter versteht, weiß ich gar nichts. Sie sind nichts als ein fehlerhafter Kreis und ich begreife nicht, wie man Gefallen daran finden kann, sich in demselben immer herum und wieder herumzudrehen.

— Sie haben eine Wissenschaft nicht studirt, ohne die Sie gar nichts Neues versuchen können? Nun, dann sind Sie ein Faullenzer.

— Das nicht, aber ein Träumer.

— Ich verstehe, Sie sind, was man so sagt ein Poet.

— Ich habe niemals Verse gemacht und jetzt bin ich ein Handwerker. Nehmen Sie's mit mir nicht so ernst. Ich bin ein Kind und noch dazu ein verliebtes. Mein ganzes Verdienst ist, daß ich es verstanden habe, ein Handwerk zu lernen, und jetzt will ich's wirklich treiben.

— Das ist vernünftig! Verdienen Sie Ihren Lebensbedarf wie ich und quälen Sie sich weiter nicht um den Gang der Welt, gegen den Sie doch nichts ausrichten können.

— Welche Ansichten, Freund! Wenn hier auf dem Fluß ein Kahn umschlüge, in dem eine Familie säße, und Sie wären hier an diesen Baum gebunden, so daß Sie ihr nicht zur Hilfe springen könnten, würden Sie dieselbe gleichgültig umkommen sehn?

— Nein, Herr, ich würde den Baum umbrechen und wenn er auch noch zehnmal so dick wäre. Ich würde einen so guten Willen haben, daß Gott ein Wunder für mich thäte.

— Und doch geht die Familie der Menschheit zu Grunde, rief Lemor schmerzvoll, und Gott thut keine Wunder mehr!

— Ich glaub's wol! Niemand glaubt mehr an ihn. Aber ich, ich glaube an ihn und ich will's Ihnen sagen, da wir doch einmal so weit gekommen sind, daß wir einander nichts verbergen können, in innerster Seele hab' ich noch niemals die Hoffnung aufgegeben, Rosa Bricolin zu heirathen. Und doch, ihren Vater zu bewegen, daß er einen armen Schwiegersohn annimmt, wäre ein noch größeres Wunder, als hier mit meinen Armen ohne Axt den dicken Baum umzubrechen. Aber das Wunder wird geschehen, wenn ich auch nicht weiß,

wie. Ich werde funfzigtausend Francs bekommen. Ich werde sie in der Erde finden, wenn ich meinen Kohl pflanze, oder im Fluß, wenn ich mein Netz auswerfe, oder mir wird irgend eine Idee beifallen . . . gleichviel welche, ich werde etwas entdecken, denn man sagt ja, eine Idee soll genügen, um die Welt aus den Angeln zu heben.

— Sie werden das Mittel entdecken, die Gleichheit auf eine Gesellschaft anzuwenden, deren ganzes Dasein auf der Ungleichheit beruht, nicht wahr? sagte Heinrich mit traurigem Lächeln.

— Warum nicht? antwortete der Müller mit heiterer Lebendigkeit. Wenn ich werde Vermögen erworben haben, da ich nicht geizig und schlecht sein will und auch gewiß bin, es eben so wenig jemals zu werden, als meine Großmutter es dahin gebracht hat, Aal gern zu essen, ein Gericht, das sie nicht leiden konnte, dann muß ich mit einem Schlage gelehrter werden als Sie und in meinem Hirn finden, was Sie in Ihren Büchern nicht gefunden haben, das Geheimniß, mit meiner Macht Gerechtigkeit zu üben und mit meinem Reichthum Glückliche zu machen. Das nimmt Sie Wunder? Mein Herzenspariser, ich erkläre Ihnen, daß ich weit, weit weniger weiß von der politischen Oekonomie als Sie und daß ich nicht einmal das A B C davon verstehe; aber was thut das, wenn ich den Willen und den Glauben habe? Lesen Sie nur das Evangelium, Herr. Mir scheint, so schön Sie darüber sprechen, haben Sie doch etwas vergessen: daß die ersten Apostel Leute waren, die Nichts hatten und auch Nichts wußten, wie ich. Der liebe Herrgott wehte sie an mit seinem Hauch und da wußten sie mehr als alle Schulmeister und Pfarrer ihrer Zeit.

— O Volk, Du redest mit Prophetenzungen! rief Lemor aus und drückte den Müller an sein Herz. Ja, für Dich wird Gott Wunder thun, Dich wird er anwehen mit seinem heiligen Geiste! Du, Du kennst nicht die Entmuthigung, Du, Du zweifelst an Nichts! Du fühlst es, daß das Herz mächtiger ist denn die Wissenschaft, Du fühlst Deine Kraft, Deine Liebe und Du rechnest auf Eingebung von oben! Darum hab' ich auch meine Bücher in's Feuer geworfen, darum bin ich zurückgekehrt zum Volke, aus dem meine Aeltern mich herausgezogen! Darum such' ich unter denen, die arm und einfältigen Herzens sind, den Glauben und den Eifer, die ich verloren, indem ich groß ward unter den Reichen.

— Ich verstehe sagte der Müller; Sie sind ein Kranker der die Gesundheit sucht.

— O, ich würde sie finden wenn ich hier bei Euch lebte.

— Ich will sie Dir — denn wir müssen uns jetzt du nennen — ich will sie dir von Herzen gern geben, wenn Du mir versprichst, mich nicht mit deiner Krankheit anzustecken. Und, um den Anfang damit zu machen, sprich eimal vernünftig und sage mir, daß du Marcella, in welcher Lage sie sich auch befindet, heirathen willst, wenn sie einwilligt.

— Du erweckst wieder meine Angst. Du sagtest mir, sie habe nichts; dann schienst du dich anders zu besinnen und mir zu verstehen zu geben, daß sie noch reich sei.

Nun, du sollst die Wahrheit wissen, es war nur eine Probe, auf die ich dich stellte. Die dreimalhunderttausend Francs sind noch da und der Vater Bricolin mag thun was er will, ich werde ihr mit

so gutem Rath an die Hand gehn, daß sie das Geld behalten soll. Mit dreimalhunderttausend Francs, Kamerad, wirst du hoffentlich manches Gute thun können, denn ich mache mich anheischig, mit fünfzigtausend, die ich nicht habe, die Welt zu retten.

— Ich bewundere und beneide deine Lustigkeit, sagte Lemor niedergedrückt, aber du hast mir wieder den Tod in die Seele geworfen. Ich bete sie an, diese Frau, diesen Engel und doch kann ich nicht der Mann einer reichen Frau werden. Die Welt hat über die Ehre Vorurtheile, die auch mich wider Wissen und Wollen beherrschen und die ich nicht abzuschütteln vermag. Ich könnte dies Vermögen nicht für das meinige halten, das sie ihrem Sohne aufbewahren muß und gewiß auch will; ich dürfte also nicht daran denken, mich durch meinen Reichthum nützlich zu machen ohne gegen dasjenige zu verstoßen, was man für Rechtschaffenheit hält. Ferner würde ich Bedenken tragen, eine Frau, die ich auf das Zärtlichste liebe und ein Kind, dessen künftige Unabhängigkeit ich achte, zur Dürftigkeit zu verurtheilen. Schon Entbehrungen würden mich schmerzen und ich würde jede Stunde zittern, sie einer zu harten Lebensart unterliegen zu sehn. Ach Ludwig, diese Frau, dieses Kind gehören nicht derselben Menschheit an wie wir. Sie gehören zu dem Geschlechte der entthronten Gebieter der Erde, welche von ihren vormaligen Sklaven die Pflege und Sorgfalt verlangen würden, die sie gewohnt sind. Unter dem Dach unserer Hütten würden wir sie verschmachten und elend verkommen sehn. Ihre allzuweichlichen Hände würde die Arbeit zerreißen und unsere Liebe vermöchte sie vielleicht nicht aufrecht zu erhalten bis

zum Ende dieses Kampfes, unter dem wir selber schon zusammenbrechen . .

— Siehst du, unterbrach ihn Ludwig, da faßt dich schon wieder deine Krankheit und der Glaube verläßt dich. Du glaubst nicht einmal mehr an die Liebe, du siehst es nicht ein, daß sie für dich Alles ertragen und sich dabei glücklich fühlen würde. Wahrhaftig, du bist es nicht werth, so innig geliebt zu werden!

— Ach Freund, laß sie arm werden, ganz arm, ohne daß ich mir vorwerfen darf, dazu beigetragen zu haben, und du sollst sehn, ob es mir an Muth gebricht, sie aufrecht zu erhalten!

— Nun ja, du würdest arbeiten um etwas Geld zu verdienen, wie wir Alle thun. Warum denn das Geld so sehr verachten, das sie hat und das schon verdient ist?

— Es ist nicht verdient durch die Arbeit des Armen, es ist gestohlnes Geld.

— Wie das?

— Es ist das Erbe der lehnsherrlichen Räubereien ihrer Väter; mit dem Blut und Schweiße des Volkes wurden ihre Schlösser gebaut, ihre Felder gedüngt!

— Das ist wahr, aber diese Art von Rost bleibt am Gelde nicht kleben. Es besitzt die Eigenschaft, rein oder befleckt zu werden, je nach der Hand die es berührt.

— Nein nein, sagte Lemor feurig, es giebt beflecktes Geld das auch die Hand mit befleckt, die es nimmt!

— Das ist nur eine Redeblume! sagte der Müller ruhig. Es

ist freilich das Geld des Armen, denn dem Armen wurde es abgepreßt durch Plünderung, Gewalt und Tyrannei. Aber soll der Arme es deshalb nicht wiedernehmen, weil es lange in Räuberhänden gewesen? Komm, wir wollen schlafen gehn, Freundchen, du sprichst närrisches Zeug; du sollst mir nicht nach Blanchemont, wenigstens nicht, so lange ich nicht dafür bin, denn du hast meiner lieben guten Dame nur — Albernheiten zu sagen. Aber, bei meiner armen Seele, du sollst mich nicht verlassen ohne deinen . . . wie nenn' ich's doch gleich? . . . deinen Utopien entsagt zu haben! Ist das nicht das richtige Wort?

— Vielleicht! sagte Lemor, ganz in Gedanken versunken und von seiner Liebe hingerissen, sich dem Einfluß seines neuen Freundes zu unterziehn.

19.

Portrait.

Wir wissen nicht recht, ob es den Regeln der Kunst entspricht, die Züge und die Tracht der Leute bis auf's Kleinste zu schildern, die man in einem Roman auftreten läßt. Es kann wol sein, daß die Erzähler in unserer Zeit, und wir vor Allen, die Mode, in ihren Erzählungen Portraits zu geben etwas gemißbraucht haben. Allein es ist einmal ein alter Brauch und ohne daß wir die Hoffnung aufgeben, daß künftige Meister, unsere Kleinlichkeiten verwerfend, ihre Gestalten mit kräftigeren und bestimmteren Zügen hinzeichnen werden,

fühlen wir doch unsre Hand nicht sicher genug, um nicht lieber der geschlagenen Straße zu folgen und wollen daher unsre bisherige Vergeßsamkeit gut machen indem wir das Portrait einer unserer Heldinnen hier nachliefern.

Ist es nicht in der That, als ob einer Liebesgeschichte, wie wahrheitsgetreu sie auch sei, eine Hauptsache fehlt, so lange man nicht weiß, ob die Heldin eine mehr oder minder auffallende Schönheit ist? Es genügt uns nicht, wenn man uns sagt: sie ist schön; wenn ihre Abenteuer oder die Seltsamkeit ihrer Lage uns auch nur im Geringsten spannen, so wollen wir wissen, ob sie blond oder braun, groß oder klein, träumerisch oder lebhaft, elegant oder einfach in ihrem Anzuge ist; sagt man uns, sie gehe eben vorüber, so laufen wir an's Fenster um sie zu sehn und je nach dem Eindruck, den ihr Aussehn auf uns macht sind wir gewiß, sie zu lieben, oder es ihr zu verzeihn, daß sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Aehnliches mochte Rosa Bricolin denken als sie am Morgen nach der ersten Nacht, in der sie ihr Zimmer mit Frau v. Blanchemont getheilt, noch in ihrem Bett ruhend, während die junge Wittwe eben schon mit ihrer Toilette fertig wurde, sie aufmerksam ansah und sich fragte, ob wol auf dem ländlichen Ball, der am folgenden Tage stattfinden sollte, diese Pariser Schönheit die ihrige verdunkeln würde.

Marcella von Blanchemont war kleiner, als sie, Dank der Zierlichkeit ihrer Körperverhältnisse und ihrer stets ausgezeichneten Haltung, zu sein schien. Eine Hauptschönheit waren ihre goldigbraunen Haare. In ihrer Kindheit war sie auffallend schön gewesen und im Kloster

hatte man sie „den Cherub" genannt; im achtzehnten Jahre war sie nur noch eine sehr angenehme Person, im zweiundzwanzigsten aber sah sie wieder so aus, daß sie manche Leidenschaft eingeflößt hatte, ohne es zu bemerken. Doch waren ihre Züge eben nicht sehr vollendet zu nennen und ihre Frische wurde oft matt durch eine etwas fieberhafte Lebhaftigkeit. Unter ihren glänzend blauen Augen zogen sich zwei dunkle Ränder hin, die das stete Arbeiten einer glühenden Seele verriethen und die ein flacher Beobachter den Aufregungen einer wollüstigen Natur hätte zuschreiben können; allein es war unmöglich, selbst züchtig zu sein und zu verkennen, daß diese Frau mehr dem Herzen, als dem Geiste und mehr dem Geiste als den Sinnen lebte. Ihre veränderliche Gesichtsfarbe, ihr offner und freier Blick, ein zarter blonder Flaum über den Mundwinkeln waren bei ihr die sichern Anzeichen eines energischen Willens, eines der Hingebung fähigen uneigennützigen und muthigen Charakters. Sie gefiel beim ersten Blick ohne zu blenden, blendete aber dann immer mehr und mehr ohne daß sie aufhörte zu gefallen, und derselbe, der sie beim ersten Zusammentreffen nicht einmal für hübsch gehalten, konnte bald weder Auge noch Gedanken von ihr abwenden.

Die zweite Umwandlung, die an ihr vorgegangen, war das Werk der Liebe. Im Kloster war sie arbeitsam und fleißig, nie aber träumerisch und schwermüthig gewesen bevor sie mit Lemor zusammengetroffen, und selbst seitdem sie ihn liebte war sie thätig geblieben und entschieden bis auf die geringsten Kleinigkeiten. Aber die tiefe Zuneigung, die sich ihrer bemächtigt und alle Kraft ihres Willens auf

einen Zweck hingewandt, hatte ihren Zügen gleichsam einen bestimmten Accent und ihrem ganzen Wesen einen eignen geheimnißvollen Reiz gegeben. Niemand wußte, daß sie liebte; jeder fühlte, daß sie fähig sei, leidenschaftlich zu lieben und alle Männer, die ihr genaht, hatten gewünscht, ihr Liebe einzuflößen. Dieser mächtige Reiz hatte es bewirkt, daß die Frauen, eifersüchtig auf sie, aber nicht im Stande, ihre Sitten anzugreifen, sie einen Augenblick der Koketterie beschuldigten. Nie war ein Vorwurf weniger verdient gewesen. Marcella hatte keine Zeit zu vergeuden mit dem kindischen und unzüchtigen Spiel, verlangende Wünsche einzuflößen. Es fiel ihr nicht einmal ein, daß sie es könne, unt als sie sich plötzlich aus der großen Welt entfernte, durfte sie sich nicht den Vorwurf machen, daß sie ihr kurzes Verweilen in derselben mit absichtlichen Spuren bezeichnet.

Rosa Bricolin, die unstreitig schöner war, aber minder geheimnißvoll zu verfolgen und errathen in ihren noch kindlichen Regungen, hatte von der jungen Baronin von Blanchemont als von einer Schönheit der Pariser Salons sprechen hören und begriff nicht recht, wie diese etwas matte Blondine mit ihrer so einfachen Haltung und ihren so natürlichen Manieren sich einen solchen Ruf habe erwerben können. Rosa wußte nicht, daß in der sehr civilisirten und eben deshalb sehr blasirten Gesellschaft die von Innen ausgehende Belebung einen Zauber über das Aeußere des Weibes verbreitet, der die klassische Majestät der kalten Schönheit stets in Schatten stellt. Rosa fühlte jedoch, daß sie Marcella bereits bis zum Närrischwerden liebe; noch aber konnte sie sich keine Rechenschaft geben von der Anziehungskraft, welche ihr

fester und lebhafter Blick, der liebevolle Ton ihrer Stimme, ihr feines, wohlwollendes Lächeln und die bestimmte edelherzige Weise ihres ganzen Seins auf sie ausübte. „Sie ist doch gar nicht so schön, als ich glaubte! dachte sie, wie kommt es nur, daß ich ihr gern ähneln möchte?“ Und in der That, Rosa ertappte sich selbst bei dem Bemühn, ihr Haar zu befestigen wie sie, unwillkührlich ihren Gang, ihre plötzliche und anmuthige Art, den Kopf umzudrehn, und selbst den Tonfall ihrer Stimme nachzuahmen. Es gelang ihr in so weit, daß sie in wenigen Tagen einen Rest ländlicher Unbeholfenheit ablegte, die aber doch auch einer gewissen Anmuth nicht entbehrte. Eigentlich aber war diese in ihr erwachende Lebendigkeit mehr die Folge einer geistigen Einwirkung als etwas ihrem Gast äußerlich Abgeborgtes, und dies innere Wesen wußte sie sich bald so anzueignen, daß es ihre Naturgaben bedeutend hob. Es fehlte auch Rosa durchaus nicht an Muth und Offenheit und Marcella sollte mehr ihre durch die äußern Verhältnisse niedergehaltene Natur entwickeln als ihr ein gemachtes und rein nachgeahmtes Wesen gleichsam einimpfen.

20.

Liebe und Geld.

Aus dem Nebenzimmer ertönte eine seltsame Stimme, stark wie das Brüllen eines Stiers aber zugleich rauh und heiser, wie die Stimme eines alten Weibes. Es war, als ringe sie sich nur mit An=

strengung aus der Brust hervor, als könne sie sich weder ganz ausklingen nach mäßigend zurückhalten. Marcella hörte zu wiederholten Malen die Worte:

„Alles haben sie mir genommen, Alles, selbst meine Kleider!“

Eine festere Stimme, in der man die der Großmutter Bricolin erkannte, antwortete:

„Sei doch still, lieber Mann, ich rede ja nicht davon.“

Als Rosa die Verwunderung Marcellas sah, erklärte sie ihr dies Zwiegespräch. „Es hat immer Unglück gegeben in unserm Hause, sagte sie, und selbst vor meiner und meiner Schwester Geburt verfolgte das Mißgeschick unsre Familie. Sie haben doch meinen Großvater bemerkt, der so alt, so alt aussieht? Es war seine Stimme. Er spricht nicht oft; da er aber taub ist, schreit er so laut, daß das ganze Haus schallt. Es ist fast immer ein und dasselbe was er vorbringt: „Alles haben sie mir genommen, Alles geplündert, Alles geraubt!“ Weiter weiß er nichts zu sprechen und hätte ihn nicht meine Großmutter, die viel über ihn vermag, zum Schweigen bewogen, so würde er Ihnen gestern ganz dasselbe statt „guten Tag“ gesagt haben.

— Und was hat es zu bedeuten? fragte Marcella.

— Haben Sie von dieser Geschichte noch nicht gehört? Sie hat doch genug Aufsehn gemacht! Aber freilich, Sie sind nie in unsre Gegend gekommen und haben sich nie um hiesige Vorfälle gekümmert. Ich will wetten, Sie wissen nicht einmal, daß die Brico-

lins schon seit länger als funfzig Jahren Pächter von Blanchemont sind?

O ja, das weiß ich und ich weiß sogar, daß Ihr Großvater, bevor er sich hier niederließ, ein bedeutendes Gut im Blanc'schen in Pacht hatte, das meinem Großvater gehörte.

— Nun, dann haben Sie wol auch die Geschichte von den Feuerpeinigern gehört?

— Ja, aber das ist weit länger her als meine Erinnerung reicht, denn es war bereits eine alte Geschichte, als ich noch Kind war.

— Es ist geschehn vor mehr als vierzig Jahren, so viel ich selbst davon weiß, denn bei uns spricht man nicht gern darüber; es erweckt zu viel Schmerz und Angst. Ihr Herr Großvater hatte in der Assignatenzeit meinem Großvater Bricolin eine Summe von funfzigtausend Francs in Gold anvertraut und ihn gebeten, das Geld in irgend einer alten Mauer des Schlosses zu verstecken, während er sich selbst in Paris verborgen hielte, wo es ihm gelang, nicht angezeigt zu werden. Sie werden das besser kennen als ich. Mein Großvater hatte also dies Geld nebst seinem eignen in dem alten Schloß Beaufort versteckt, das er in Pacht hatte und das über zwanzig Stunden von hier entfernt ist. Ich bin nie da gewesen. Ihr Großvater beeilte sich nicht, das anvertraute Gut zurückzufordern. Der meinige wollte ihm deswegen einen Brief schreiben und war so unglücklich, sich in dieser Sache einem schurkischen Advokaten anzuvertrauen. In der nächsten Nacht kamen die Feuerpeiniger und folterten meinen armen Großvater auf tausenderlei Art so lange, bis er

ihnen gesagt hatte, wo das Geld lag. Sie schleppten Alles fort, sein Geld und das Ihrige, selbst die Wäsche des Hauses und den Hochzeitsstaat meiner Großmutter. Meinen Vater, der noch ein Kind war, hatten sie geknebelt und auf ein Bett geworfen. Er sah Alles mit an und wäre vor Angst bald gestorben. Meine Großmutter war im Keller eingesperrt. Die Knechte wurden zerprügelt und ebenfalls gebunden. Man setzte ihnen Pistolen auf die Brust, damit sie nicht schrieen. Endlich, als die Räuber Alles eingesackt, was sich mitnehmen ließ, zogen sie ab ohne ein großes Geheimniß zu machen und blieben ungestraft, man hat nie erfahren, warum. Davon ist mein armer Großpapa, der noch jung war, mit einem Male alt geworden. Er hat nie wieder zu sich kommen können, seine Gedanken sind schwach geworden; das Gedächtniß hat er fast ganz verloren, ausgenommen die Erinnerung an dies gräßliche Abenteuer, und er kann nicht den Mund aufthun, ohne davon zu sprechen, das Zittern, das Sie bei ihm werden bemerkt haben, hat er seit jener Nacht fortwährend gehabt, und seine Beine, die das Feuer zusammendörrte, sind so dünn und schwach geblieben, daß er seitdem nie mehr arbeiten konnte. Ihr Großvater, der, wie man sagt, ein guter würdiger Herr war, hat sein Geld nie zurückgefordert, sondern sogar noch meiner Großmutter, die durch ihren guten Kopf und ihren Muth mit einem Male das Oberhaupt der Familie wurde, die seit fünf Jahren fällige Pacht, die er noch nicht erhoben hatte, ganz erlassen. Das hat uns wieder in die Höhe gebracht, und als mein Vater alt genug war, Blanchemont in Pacht zu übernehmen, hatte er schon einigen

Kredit. Das ist unsre Geschichte. Wenn Sie dieselbe mit der meiner armen Schwester verbinden, so müssen Sie gestehn, daß sie eben keine erfreuliche ist.''

Diese Erzählung machte einen tiefen Eindruck auf Marcella, und das Innere der Familie Bricolin kam ihr jetzt noch unheimlicher vor als gestern. Mitten in ihrem Wohlstande schienen diese Leute ihr irgend einem düstern, tragischen Geschick anheim gefallen. Der Gedanke an die Wahnsinnige und den geistesschwachen Greis erfüllte Frau v. Blanchemont mit instinktartigem Schrecken und tiefer Traurigkeit. Sie wunderte sich, daß die sorglose und üppige Schönheit Rosas sich zu entwickeln vermocht in dieser Atmosphäre von Katastrophen und gewaltsamen Kämpfen, in denen das Geld eine so verderbliche Rolle gespielt.

Die alte Kukuksuhr, welche die Mutter Bricolin mit sorgsamer Liebe in ihrem, an das Schlafgemach Rosas und Marcellas stoßenden Zimmer aufbewahrte, schlug eben sieben, als die kleine Fanchon mit freudigem Gesicht melden kam, daß ihr Herr so eben angelangt sei.

,,Sie meint Ludwig, sagte Rosa. Was hat sie uns denn das wie eine große merkwürdige Neuigkeit anzukündigen?

Aber trotz des etwas verächtlichen Tons, mit dem Rosa dies sagte, wurde sie roth wie die schönste ihrer blühenden Namensschwestern.

,,Er hat aber doch alle Hände voll, sagte Fanchon, ein wenig außer Fassung gebracht, ,,und wünscht Sie zu sprechen.''

— Mich? sagte Rosa, immer röther werdend, obschon sie mit den Achseln zuckte.

— Nein, Madame Marcella, sagte die Kleine.

Marcella ging nach der Thür, welche die kleine Fanchon weit aufgesperrt hielt, mußte aber zurücktreten, um erst einen Hofknecht herein zu lassen, der einen Koffer trug, und dann den Müller, der selbst einen noch schwereren auf den Schultern hatte, den er aber mit Leichtigkeit auf den Boden setzte.

— Alle Ihre Aufträge sind ausgerichtet! sagte er, und legte einen Beutel mit Thalern auf die Kommode.

Ohne den Dank Marcellas abzuwarten, sah er sich um und erblickte das Bett, das sie eben verlassen, und in dem der kleine Eduard schlief, schön wie ein Engel. Hingerissen von seiner Liebe zu Kindern und besonders zu diesem, das unwiderstehlich reizend war, trat Ludwig ans Bett heran, um ihn näher zu sehn. Eduard schlug die Augen auf, streckte ihm die Aermchen entgegen und nannte ihn wieder „Radschaufel," denn so hatte er ihn einmal unwiderruflich getauft.

— Sehn Sie, wie wohl er schon aussieht, seitdem er in unsrer Gegend ist! sagte der Müller und nahm des Kindes Händchen um es zu küssen . . . Da aber hörte er hinter sich ein plötzliches Rauschen der Vorhänge und sah, als er sich umkehrte, den hübschen Arm Rosas, die ganz verschämt und aufgebracht über diesen Einbruch in ihr Zimmer ihre gestickten Bettgardinen mit großem Geräusch zuzog. Ludwig, der nicht wußte, daß Rosa mit Marcella in einem Zimmer

geschlafen, und es sich nicht einfallen ließ, sie hier zu finden, blieb wie erstarrt stehn, voll Schaam und Reue, aber doch nicht im Stande, seine Augen von der weißen Hand abzuwenden, welche die Franzen der Vorhänge ziemlich ungeschickt festhielt.

Jetzt erst bemerkte Marcella, daß sie etwas Unschickliches zugelassen und machte sich Vorwürfe über die aristokratische Gewohnheit, die sie in diesem Augenblick ohne ihr Wissen beherrscht hatte. Sie war gewohnt, einen Packträger nicht eben in jeder Beziehung wie einen Mann zu behandeln, und so hatte sie nicht daran gedacht das Zimmer Rosa's dem Knecht und dem Müller zu verbieten, die ihre Sachen brachten. Jetzt schämte und ärgerte sie sich und wollte eben Ludwig, der wie versteinert dastand, sagen, er solle so schnell als möglich machen daß er fortkomme, als plötzlich Madame Bricolin wuthstarrend auf der Schwelle erschien und vor Entsetzen nicht zu Worten kommen konnte, als sie den Müller, ihren Todfeind, verwirrt zwischen den beiden Betten der jungen Damen stehen sah.

Sie sagte kein Wort, sondern lief schnurstracks fort, wie Jemand der einen Dieb im Hause ertappt und nach der Wache eilt. Sie lief in der That Herrn Bricolin zu holen, der zum dritten Male seinen Morgenschluck nahm, d. h. seinen dritten Krug weißen Wein in der Küche trank.

— Bricolin! ächzte sie mit halberstickter Stimme, komm geschwind, aber ganz geschwind, sag' ich Dir, hörst Du?

— Was giebt's denn schon wieder? fragte der Pächter, der es

nicht gern sah, wenn man ihn in seiner Erfrischung störte, wie er es nannte. Brennt's denn im Hause?

— Komm, sag' ich Dir, komm und sieh, wie es bei Dir zugeht! antwortete die Pächterin, der in ihrer Wuth fast die Stimme versagte.

— Nun, meiner Treu, sagte Bricolin, der das Gelärm seiner Ehehälfte schon gewohnt war, wenn's etwas sich zu ärgern giebt, so kannst Du es auch ohne mich übernehmen. Ich bin darüber ruhig.

Als sie sah, daß er sich nicht rührte, trat sie näher, machte mit Kopf und Hals eine Bewegung mühsamen Schluckens, denn die Wuth schnürte ihr förmlich die Kehle zu, und rief endlich, aber doch gemäßigt genug, um die ab- und zugehenden Knechte nichts hören zu lassen:

„Wirst Du Dich rühren? Ich sage Dir, Dein Taugenichts von Müller ist in Rosas Stube und sie liegt noch im Bett.

— Potz Wetter! ja, das ist unschicklich, sehr unschicklich, sagte Herr Bricolin, indem er sich erhob, und ich will zwei Worte mit ihm reden, gehe . . . Aber keinen Lärm, Frau, hörst Du, keinen Lärm, von wegen der Kleinen!

— So geh nur und mache selbst keinen Lärm! Jetzt hoff' ich wirst Du mir glauben und ihn behandeln, wie er es verdient, dieser Mensch ohne alle Lebensart, dieser schaamlose Kerl!

Als Herr Bricolin eben aus der Küche heraustreten wollte, stand Ludwig ihm gegenüber.

„Meiner Treu, Herr Bricolin, sagte er mit unwiderstehlicher

Treuherzigkeit, Sie sehn hier Einen vor sich, der sehr verdutzt ist über den dummen Streich, den er eben gemacht.

Er erzählte ihm darauf unbefangen wie es gekommen.

„Na da siehst Du, daß er's nicht mit Fleiß gethan hat!“ sagte Bricolin zu seiner Frau.

„So leicht also willst Du das Ding nehmen? schrie die Pächterin und ließ ihrer Wuth freien Lauf. Dann schlug sie beide Thüren zu, stellte sich zwischen den Müller und Bricolin, der dem Schuldigen bereits anbot, mit ihm eine „Erfrischung“ einzunehmen, und rief:

Nein, Bricolin, ich kann Deine Einfältigkeit nicht begreifen! Merk'st Du's denn nicht, daß dieser Taugenichts mit unserer Tochter ein Wesen hat, das sich nur für Leute von seinem Schlage schickt und das wir nicht länger dulden dürfen? Ich also muß es ihm sagen, ich ihm erklären . . . .

— Erkläre mir vorläufig nichts, gar nichts, Frau, sagte der Pächter, jetzt ebenfalls seine Stimme erhebend, sondern überlaß es mir was ich als Familienvater zu thun habe. O wenns nach Deinem Sinn ginge, das weiß ich wol, da müßte man sich die Hosen mit Stecknadeln anstecken und Du würdest Dir Tragbänder an Deinen Unterrock knöpfen! Schrei mir den Kopf nicht schon am frühen Morgen entzwei! Ich weiß was ich diesem Burschen zu sagen habe und will nicht, daß ein Anderer es sich herausnimmt. Geh, Frau, und sag der Chounette, daß sie uns ein Krügel frischen Wein bringt und Du geh nach deinen Hühnern sehn.

Mad. Bricolin wollte etwas entgegnen; aber ihr Ehegemahl nahm einen dicken Stock, der stets an seinem Stuhl stand, während er trank, und schlug damit in so schnellem Takt, als sein Arm vermochte auf den Tisch. Dieser dröhnende Lärm übertönte ihre Stimme so ganz und gar, daß sie herauslief und die Thür krachend hinter sich zuwarf.

„Was steht Ihnen zu Diensten, geehrter Herr? sagte Chounette, die bei diesem Lärm herbeieilte.

Herr Bricolin ergriff majestätisch den leeren Krug und reichte ihn ihr hin mit schrecklich herumrollenden Augen. Die dicke Chounette eilte leicht wie ein Vogel davon, um die Befehle des Potentaten von Blanchemont zu vollziehen.

— Mein armer Großlude, sagte der wohlbeleibte Mann, als sie allein bei ihrem Krug Wein saßen, Du mußt wissen, daß meine Frau wüthend auf Dich ist; sie kann Dich vor Augen nicht leiden; wenn ich nicht wäre hätte sie Dich aus dem Hause geworfen. Aber wir sind alte Freunde, wir brauchen einander und werden uns um solche Läppereien nicht veruneinigen. Du wirst mir die Wahrheit sagen; ich bin überzeugt, daß meine Frau sich irrt. Alle Weiber sind einfältig oder verrückt, hab' ich nicht Recht? Laß sehn, kannst Du mir, die Hand aufs Herz gelegt, antworten?

— Redet, redet! sagte Ludwig in einem Ton der es ohne Weiteres zu versprechen schien. Er gab sich Mühe recht unbefangen und ruhig auszusehn, obgleich ihm in diesem Augenblick ganz entgegengesetzt zu Muthe war.

— Na, meine Manier ist's nicht, mit Kreuz- und Querfragen auf das loszusteuern, was ich wissen will. Sage mir's also rund heraus, bist Du verliebt in meine Tochter oder nicht?

— Eine drollige Frage das! antwortete der Müller, der sich durch Keckheit aus der Schlinge zu ziehn suchte. Was soll ich darauf antworten? Sagt man ja, so sieht's aus, als wollte man Euch trotzen; sagt man nein, so ist's eine Beleidigung für Fräulein Rosa; denn am Ende verdient sie es doch eben so sehr, daß man sich in sie verliebt, wie Ihr es verdient, daß man Euch achtet.

— Du treibst Spaß damit! das ist ein gutes Zeichen; ich sehe wol, daß Du nicht verliebt bist.

— Halt, halt, entgegnete Ludwig, das hab' ich nicht gesagt. Ich sage vielmehr, daß Jeder sich in sie verlieben muß, weil sie schön ist, wie der Tag, weil sie Euch wie aus den Augen gerissen ist, weil am Ende Jeder, der sie ansieht, alt oder jung, reich oder arm, etwas für sie fühlt, ohne recht zu wissen, ist es die Lust, sie zu lieben, oder das Leid, es sich nicht herausnehmen zu dürfen.

— Hat der Junge Witz am Leibe wie dreißigtausend Mann! sagte der Pachter, sich in seinem Stuhl zurückwerfend, und lachte, daß ihm der Bauch wackelte. Das Donnerwetter soll mir auf den Kopf fahren, wenn ich nicht wollte, Du hättest so ein hunderttausend Thälerchen! Ich wollte Dir mein Kind lieber geben als jedem Andern.

— Ich glaub's wol! da ich sie aber einmal nicht habe, so gebt Ihr sie mir schwerlich, nicht wahr?

— Nein, Gotts Donner soll mich platt schlagen! aber es thut mir doch leid und Du kannst draus abnehmen, daß ich Dein Freund bin.

— Schönen Dank, Ihr seid gar zu gütig!

— Na, siehst Du, mein Luder von Weib hat sich's in den Kopf gesetzt, Du schwatztest der Rose was vor!

— Ich? sagte der Müller, diesmal mit dem Ton der Wahrheit; nie habe ich ihr auch nur ein Wort gesagt, das Ihr nicht hättet hören können.

— Na das wußt' ich ja. Du bist viel zu vernünftig um nicht einzusehn, daß Du an meine Tochter nicht denken darfst und daß ich sie einem Mann wie Du nicht geben kann. Nicht daß ich Dich verachte; fällt mir nicht ein; bin nicht stolz und weiß, daß alle Menschen gleich sind vor dem Gesetz. Hab's nicht vergessen, daß ich aus einer Bauernfamilie bin, und daß mein Vater, als er den Grund zu seinem Vermögen legte, das er, wie Du weißt, auf so unglückliche Art verloren, kein größerer Herr war als Du, weil er auch das Müllergewerbe trieb. Aber heut alleweile, mein Alterchen, heut macht das Geld Alles und da ich welches habe und Du keins, so können wir so'n Geschäft mit einander nicht machen.

— Klar und bündig bewiesen, sagte der Müller mit bitterer Lustigkeit. So ist's recht, vernünftig, wahrhaft, billig und heilsam, wie die Vorrede unseres Herrn Pastors immer lautet.

— Sieh, Ludwig, es machts Jeder so. Für einen Bauersmann

bist Du reich; Du würdest doch die kleine Fanchon, Deine Magd, nicht heirathen, wenn sie sich in Dich verliebte?

— Das nicht; aber wenn ich mich in sie verliebte, so wäre das was Anderes.

— Willst Du damit sagen, Du Erzschelm, daß meine Tochter Dir vielleicht gut sein mag?

— Ich, ich soll das gesagt haben? Wann denn?

— Ich beschuldige Dich nicht, es gesagt zu haben, obschon meine Frau behauptet, Du wärst im Stande leichtfertig zu reden, wenn wir Dich mit uns so familiär werden ließen.

— Herr Bricolin! sagte Ludwig, der die Geduld zu verlieren anfing und das ihm gesprochne Urtheil auch ohne hinzugefügte Beleidigung roh genug fand, habt Ihr nur Euern Witz und Spaß bei Alle dem, was Ihr mir da seit fünf Minuten sagt, oder meint Ihr es ernst? Ich hab Euch gebeten um Eure Tochter und sehe also nicht ein, warum Ihr Euch die Mühe gebt, sie mir abzuschlagen. Ich bin der Mann nicht, der ohne Respekt von ihr spricht, ich sehe also eben so wenig ein, warum Ihr mir so das schlechte Gerede der Madame Bricolin über mich wiedererzählt. Wollt Ihr mir damit sagen, ich solle mich scheeren, nun ich bin bereit. Wollt Ihr mir Eure Kundschaft nehmen? Ich habe nichts dagegen, ich habe Kunden genug. Aber sprecht offen und laßt uns wie ehrliche Leute von einander gehn, denn ich muß gestehn, dies Alles kommt mir vor, wie ein schlechter Streit, den man mit mir sucht, als wollte hier irgend Jemand mich ins Unrecht bringen, um sein eigen Unrecht zu verbergen.“

Dabei war er aufgestanden und machte Miene, fortzugehn. Allein sich mit ihm zu entzweien lag weder im Sinne noch im Interesse des Herrn Bricolin.

— Was plapperst Du denn da, Hansnarr! antwortete er ihm in freundschaftlichem Ton und nöthigte ihn, sich wieder zu setzen. Bist Du närrisch? Welche Fliege sticht Dich? Hab' ich's denn im Ernst gesagt? Meinst Du ich höre auf die Dummheiten meiner Frau? Es ist 'ne allgemeine Regel, eine Wespe, die Dir um's Ohr summt, ein Weib, das mit Dir zankt und Dir widerspricht, das ist so ziemlich das nämliche Lied. Glaube mirs, Ludwig; trinken wir unser Krügel aus und bleiben wir Freunde. Meine Kundschaft ist nicht zu verachten und ich hab Ursach zufrieden damit zu sein, daß ich sie Dir zugewendet. Wir können einander so manchen kleinen Dienst leisten und es wäre daher sehr albern, wollten wir uns so um nichts und wieder nichts zanken. Ich weiß, daß Du ein gescheuter, richtiger Junge bist und daß Du meiner Tochter nichts vorschwatzen kannst. Ueberdies hab' ich eine zu gute Meinung von ihr, um nicht überzeugt zu sein, daß sie Dich gehörig abblitzen würde, wenn Du den Respekt aus den Augen setzen wolltest . . . Also . . .

— Also, also! . . sagte Ludwig und stieß mit unverhohlenem Zorn sein Glas auf den Tisch; alle diese Gründe sind überflüssig und ich habe sie endlich satt, Herr Bricolin! Hole der Teufel Ihre Kundschaft, Ihre kleinen Dienste, meinen Vortheil, wenn ich auch nur die Annahme hören soll, daß ich im Stande wäre, den Respekt gegen Eure Tochter aus den Augen zu setzen und daß sie mich

eines Tages auf meinen Platz zurückzuweisen hätte. Ich bin nur ein Bauersmann, aber ich bin eben so stolz als Ihr, Herr Bricolin, mit Eurer Vergunst, und wenn Ihr Euch nicht rücksichtsvoller mir gegenüber auszudrücken wißt, so laßt mich Euch einen guten Morgen wünschen und meinen Geschäften nachgehn.“

Herr Bricolin hatte große Mühe Ludwig zu besänftigen, der sich sehr aufgebracht fühlte, nicht durch den Verdacht der Pächterin, von dem er wußte, daß er in gewisser Hinsicht ganz gegründet war, auch nicht durch die grobe Ausdrucksweise Bricolins, die er sehr gewohnt war, sondern durch die Grausamkeit, mit welcher dieser ohne es zu wissen, die frische Wunde seines Herzens bluten machte. Endlich beruhigte er sich, nachdem der Pächter Abbitte gethan. Dieser hatte nämlich seine guten Gründe, sich sehr friedfertig zu zeigen und auf die Befürchtungen seiner Frau nicht zu hören, wenigstens für den Augenblick.

— Höre, sagte er, nachdem er ihn eingeladen, nach dem Käse ein neues Krügel vorzunehmen, Du bist also dick Freund mit unsrer jungen Dame?

— Dick Freund? antwortete der Müller, noch etwas verstimmt und trotzdem, daß sein Wirth ihn dringend nöthigte, durchaus nicht trinkend; das ist ein just eben so vernünftiges Wort, wie die Liebe, von der Ihr mir Eurer Tochter vorzureden verbietet!

— Meiner Treu, wenn das Wort unschicklich ist, ich hab's nicht erfunden; sie selbst hat es uns gestern mehrmals gesagt, und meine Frau hat sich nicht schlecht darüber geärgert, sie hege große Freund-

schaft für Dich. Na, Du bist ein schmucker Kerl, Lude, das ist bekannt, und man sagt ja, die vornehmen Damen . . . Nun nun, Du wirst doch nicht schon wieder ärgerlich werden?

— Mir scheint, Ihr habt heute Morgen ein Krügel zu viel im Kopf, Herr Bricolin! sagte der Müller, ganz blaß vor Unwillen.

Noch nie war ihm die Gemeinheit Bricolins, auf die er sonst in seiner Weise eingegangen, so ekelhaft gewesen als heute.

„Und Du, antwortete der Pächter, Du hast Dir, glaub' ich, heute Morgen Dein Mühlenfließ in den Magen laufen lassen, denn Du bist verstimmt und rappelköpfisch wie ein Wassertrinker. Also jetzt kann man mit Dir nicht mehr lustig sein? Das ist mir neu! Na, wir können auch ernst reden, wenn Du willst. Es steht fest, daß Du auf diese oder jene Weise die Achtung und das Vertrauen der jungen Dame erworben hast und daß sie Dir ihre Aufträge giebt, ohne Jemand etwas davon zu sagen.

— Ich weiß nicht, was Ihr meint.

— Bist Du nicht für sie nach *** gegangen? hast Du ihr nicht ihre Sachen, ihr Geld gebracht? . . . Die Chounette hat es ja gesehn, wie Du ihr einen großen Beutel voll Thaler gegeben hast. Kurz, Du besorgst ihre Geschäfte.

— Wie Ihr wollt; ich weiß, daß ich meine eignen besorgt und ihr bei dieser Gelegenheit ihr Geld und Gepäck aus dem Gasthause mitgebracht habe, wo sie es gelassen hatte; wenn Ihr das Geschäfte besorgen nennt, habe ich nichts dagegen.

— Was war denn im Beutel, Gold oder Silber?

— Wie soll ich das wissen; ich habe nicht hineingesehn.

— Es hätte Dir doch nichts gekostet und ihr wäre dadurch auch kein Unrecht geschehn.

— Da hättet Ihr mir's sagen müssen, daß Euch daran liegt, es zu wissen, errathen konnt' ich's nicht.

— Höre, Ludwig, mein Junge, und sei aufrichtig, die Dame hat mit Dir über ihre Angelegenheiten gesprochen.

— Wo habt Ihr das her?

— Von hier! sagte der Pächter und legte den Finger an seine schmale, von der Sonne verbrannte Stirn. Ich wittre so was wie Vertraulichkeiten und Geheimnißkrämerei. Mir scheint, die Dame traut mir nicht und zieht Dich zu Rathe.

— Nun, und wenn's so wäre? antwortete Ludwig und sah Bricolin fest an, nicht ohne die Absicht, ihm etwas zu trotzen.

— Wenn's der Fall wäre, so denk ich, Ludwig, würdest Du mir doch nicht in die Quere kommen wollen?

— Wie versteht Ihr das?

— Wie Du selbst es wol verstehn wirst. Ich habe immer Vertrauen zu Dir gehabt und Du wirst es nicht täuschen wollen. Du weißt recht gut, daß ich Lust habe, das Gut zu kaufen, es aber nicht zu theuer bezahlen möchte.

— Ja, das weiß ich wol, daß Ihr nicht gern bezahlen möchtet, was es werth ist.

— Werth, werth! Das hängt ganz von der Lage der Leute ab. Was für eine Andre schlecht verkauft wäre, wäre für sie, die ihre

Noth hat, aus der Klemme herauszukommen, in die ihr Mann sie hineingebracht, immer noch sehr gut verkauft.

— Ich weiß das, Herr Bricolin, ich kenne Eure Ideen darüber und kann die Rechnung, die Ihr Euch macht, an den Fingern herzählen. Ihr wollt der Verkäuferin fünfzigtausend Francs abschleichen.

— Abschleichen! Ganz und gar nicht! Ich habe sie offen in meine Karte sehn lassen! Ich hab' ihr gesagt, was ihr Gut werth ist, nur hab' ich zugleich erklärt, daß ich den ganzen Werth nicht bezahlen werde, und wahrhaftig, da sollen zehntausend Schock Donnerwetter dreinschlagen, wenn ich einen Heller mehr geben will und kann.

— Es ist aber noch gar nicht so lange her, da spracht Ihr ganz anders. Ihr sagtet mir, Ihr könntet den vollen Werth bezahlen und wenn es durchaus sein müßte . . .

— Du faselst! Das hab ich nie gesagt.

— Verzeiht, aber Ihr müßt Euch noch drauf besinnen, es war auf dem Markt in Cluis und Herr Grouard, der Bürgermeister, war noch dabei.

— Er könnte es nicht mehr bezeugen, denn er ist todt.

— Aber ich, ich könnte es noch eidlich erhärten.

— Du wirst es nicht thun!

— Das kommt darauf an.

— Worauf denn?

— Es kommt auf Euch an.

— Wie das?

— Je nachdem man mit mir in Euerm Hause umgeht, Herr

Bricolin, je nachdem werde ich mein Benehmen einrichten. Die Unart Eurer Frau und die Kränkungen, die sie mir anthut, hab' ich satt. Ich weiß, daß man noch andre für mich in Petto hat, daß es Eurer Tochter verboten ist mit mir zu reden, mit mir zu tanzen, und ihre Amme in meiner Mühle zu besuchen, und noch allerlei andre Häkeleien, über die ich mich nicht beklagen würde, wenn ich sie verdiente, die ich aber beleidigend finde, da ich sie nicht verdiene.

— Wie, das ist Alles, Ludwig? Und ein hübsches Geschenk, so ein Billetchen von fünfhundert Francs würde Dir nicht mehr Vergnügen machen.

— Nein, Herr! sagte der Müller trocken.

— Du bist ein Einfaltspinsel, mein Junge. Fünfhundert Francs in der Tasche eines ehrlichen Mannes sind doch wahrhaftig mehr werth, als so ein Walzer im Staube. Du hältst also große Stücke darauf, mit meiner Tochter zu tanzen?

— Ja, meiner Ehre wegen, Herr Bricolin. Ich habe immer vor aller Welt den Walzer mit ihr getanzt. Niemand hat daran was auszusetzen gehabt und wenn mir jetzt die Beleidigung widerführe, daß ich einen Korb von ihr bekäme, könnte man leicht glauben, was Eure Frau herumposaunt, daß ich ein unanständiger ungebildeter Mensch sei. So will ich nicht behandelt sein. Ihr müßt es wissen, ob Ihr mich kränken wollt, ja oder nein.

— Tanze mit Rösel, mein Junge, tanze! rief der Pächter erfreut und schadenfroh, tanze so viel Du willst! Wenn weiter nichts dazu gehört, Dich zufrieden zu stellen, als das! . . .

— Nun, wir wollen sehn! dachte der Müller, zufrieden mit seiner Rache. Da kommt die Frau v. Blanchemont, sagte er. Eure Frau mit ihrem Lärmschlagen hat mir keine Zeit gelassen, ihr Rechenschaft abzulegen von der Besorgung ihrer Aufträge. Wenn sie von ihren Angelegenheiten mit mir spricht, will ich Euch ihre Absichten sagen.

— Ich lasse Dich mit ihr allein, sagte Vater Bricolin und stand auf. Vergiß nicht, daß Du auf ihre Absichten einwirken kannst. Solche Geschäfte sind ihr zuwider und sie möchte gern schnell damit zu Ende kommen. Mach' es ihr recht klar, daß ich unerschütterlich bleiben werde . . . Ich gehe zu meiner Frau, um ihr Deinetwegen die nöthige Lection zu geben.

— Du doppelter Schuft! dachte Ludwig, als er den Pächter schwerfällig forteilen sah; rechne nur auf mich und meine Gevatterdienste! Warte, dafür allein schon, daß Du mich dessen fähig gehalten, soll's Dir fünfzigtausend Fres. kosten und noch zwanzigtausend dazu.

21.

Der Müllerbursche.

„Meine liebe Dame, sagte der Müller in aller Eile, da er Rosa hinter Marcella kommen hörte, ich hab' Ihnen hunderterlei zu sagen,

aber in zwei Minuten läßt sich das nicht Alles abmachen! Ueberdies haben hier — ich meine damit nicht etwa Fräulein Rosa — die Mauern lange, lange Ohren und wenn ich mit Ihnen allein spazieren ginge, so würde das über gewisse Dinge Argwohn erregen . . . Aber ich muß mit Ihnen reden, wie fangen wir es denn an?

— Dazu kann bald Rath werden, antwortete Frau v. Blanchemont. Ich werde heut spazieren gehen und denke den Weg nach Angibault schon zu finden.

— Vielleicht hat auch Fräulein Rosa die Gefälligkeit, ihn Ihnen zu zeigen . . . sagte Ludwig, als Rosa eben eintrat und die letzten Worte Marcella's hörte . . . Sofern sie nämlich, setzte er hinzu, nicht gar zu sehr gegen mich aufgebracht ist.

— Ah, Freund Unbedacht, Sie werden mir ein schön Gericht Schelte bei meiner Mutter eingebrockt haben! antwortete Rosa. Noch hat sie mir nichts gesagt, aber bei ihr ist aufgeschoben nicht aufgehoben.

— Nein, Fräulein Rosa, fürchten Sie nichts. Diesmal wird Ihre Mama kein Wort sagen, Gott sei Dank! Ich habe mich gerechtfertigt, Ihr Papa hat mir verziehen und es auf sich genommen, Madame Bricolin zu besänftigen, und wenn Sie mir weiter nicht grollen wegen des dummen Streichs, den ich . . .

— Reden wir davon nicht mehr, sagte Rosa erröthend. Ich bin darüber nicht böse. Nur hätten Sie mir beim Herausgehen Ihre Rechtfertigung etwas weniger laut zuschreien können; Sie haben mich recht aufgeschreckt aus dem Schlafe.

— Sie schliefen also? Das glaubte ich nicht.

— Ei, ei, kleiner Schalk; Sie schliefen ja nicht, sagte Marcella, denn Sie zogen ja ganz wüthend die Vorhänge zu.

— Ich schlief noch halb, sagte Rosa, und versuchte ihre Verlegenheit unter einem Schein von Aerger zu verbergen.

— Es ist klar, sagte der Müller mit unverhohlener Betrübniß, daß sie böse auf mich ist.

— Nein, Ludwig, ich verzeihe Dir, weil Du nicht wußtest, daß ich da war,'' sagte Rosa, welche Ludwig, ihren Jugendgespielen, so lange geduzt hatte, daß sie leicht aus Zerstreuung oder absichtlich in die alte Gewohnheit zurückfallen konnte. Sie wußte recht gut, daß ein Wort aus ihrem Munde, verbunden mit diesem seligen ,,Du'', jede Betrübniß ihres Liebhabers in die innigste Freude verwandelte.

,,Und doch, sagte der Müller, aus dessen Augen das Entzücken leuchtete, wollen Sie heute nicht mit spazieren mit Frau v. Blanchemont nach unserer Mühle?

— Wie soll ich's machen, Ludwig, da Mama es mir, ich weiß nicht warum, verboten hat?

— Der Papa wird's erlauben; ich habe mich bei ihm über die Härte der Madame Bricolin beklagt; er mißbilligt sie und hat mir versprochen, seiner Dame die Vorurtheile zu benehmen, die sie gegen mich hat . . . warum? weiß ich eben so wenig.

— Desto besser, wenn es so ist, rief Rosa, ohne ihre Freude zu verheimlichen. Wir wollen hinreiten, nicht wahr, Frau v. Blanche-

mont? Sie nehmen mein kleines Pferdchen und ich Papas Klepper, der sehr ruhig ist und auch recht schnell trabt.

— Und ich, sagte Eduard, will auch reiten.

— Das wird schwieriger sein, meinte Marcella. Ich würde es nicht wagen, Dich hinter mich zu nehmen, mein Herzchen.

— Ich auch nicht, sagte Rosa, unsere Pferde sind etwas zu muthig.

— Aber ich will auch mit nach Angibault! rief der Kleine. Mama, Du mußt mich mitnehmen nach der Mühle.

— Für Deine kleinen Beinchen ist's zu weit, sagte der Müller; aber ich will's übernehmen, Dich hinzubringen, wenn Mama erlaubt. Wir fahren voran in meinem Wägelchen und dann wollen wir die Kühe melken gehen, damit die Damen Rahm finden, wenn sie ankommen.

— Sie können ihm den Kleinen immer anvertrauen, sagte Rosa zu Marcella. Er ist so gut gegen Kinder! Ich weiß etwas davon zu erzählen!

— Ach Sie, Sie waren so allerliebst! sagte der Müller ganz gerührt; wenn Sie doch immer so geblieben wären!

— Schönen Dank für das Kompliment, Ludwig!

— Ich will damit nicht sagen, daß Sie jetzt nicht mehr allerliebst sind, sondern nur, daß Sie hätten klein bleiben sollen. Damals hatten Sie mich so lieb, konnten gar nicht von mir lassen und hingen immer an meinem Halse!

— Es würde sich freilich hübsch ausnehmen, meinte Rosa, halb verlegen, halb spöttisch, wenn ich diese Gewohnheit beibehalten hätte!

— Nun, wir wollen machen, daß wir fortkommen, sagte der Müller zu Marcella; es ist abgemacht, nicht wahr, ich nehme den Kleinen mit?

— Ihnen will ich mein Kind ohne Furcht anvertrauen, sagte Frau v. Blanchemont und legte ihm ihren Sohn in die Arme.

— Ach, das ist ja wunderschön! rief das Kind. Radschaufel, Du mußt mich mit Deinen Armen in die Höhe heben, daß ich die schwarzen Zwetschen auf den Bäumen an der Straße reichen kann.

— Ja, mein Herrchen, aber unter der Bedingung, daß Du mir keine auf die Nase fallen läßt.

Ludwig machte sich auf. Unterwegs spielte er auf dem Wagen mit dem hübschen Kinde und dabei schlug ihm das Herz, denn er mußte denken an die Anmuth, die Liebkosungen und kleinen Neckereien Rosa's, als sie noch Kind gewesen. Schon nahte er seiner Mühle, als er Heinrich Lemor auf der Wiese erblickte. Er kam ihm entgegen, kehrte aber sogleich um und lief schnell ins Haus hinein, um sich zu verbergen, als er an der Seite des Müllers Eduard gewahrte.

Ludwig hielt eine Strecke vor der Thür an. „Führe Sophie auf die Weide, rief er seinem Müllerburschen zu. Und Du, Mutter, spiele hübsch mit dem Kinde, aber nimm es mir in Acht wie ein Aug' im Kopf; ich habe etwas in der Mühle zu bestellen.

Er eilte darauf zu Lemor, der sich in seinem Zimmer eingeschlossen hatte. Vorsichtig die Thür öffnend sagte dieser:

„Der Kleine kennt mich, ich durfte mich nicht vor ihm sehen lassen.“

— Ja wer zum Teufel konnte sich denken, daß Du noch da wärest? sagte der Müller, der sich kaum von seinem Erstaunen erholen konnte. Hab' ich Dir doch heute Morgen Lebewohl gesagt und glaubte Dich bereits mit gutem Winde nach Afrika abgesegelt? Was für ein irrender Ritter oder welche unruhige Seele bist Du denn?

Ja Du hast Recht, Freund, ich bin eine unruhige Seele. Habe Mitleid mit mir. Bin eine Stunde weit gegangen, hatte mich dann an eine Quelle gesetzt, geträumt, geweint, bin wieder umgekehrt! ich kann nicht fort!

— Na siehst Du, so hab' ich Dich gern! rief der Müller aus und drückte ihm herzhaft die Hand. Gerade so ist mir wol hundert Mal gewesen! Ja, mehr denn hundert Mal habe ich Blanchemont verlassen und geschworen, nie wieder einen Fuß hineinzusetzen, aber immer war unterwegs irgend eine Quelle, an die ich mich setzte, um zu weinen, und die die Kraft hatte, mich dahin umkehren zu lassen, von wo ich kam. Aber höre, mein Junge, Du mußt auf Deiner Hut sein; es ist mir schon recht, daß Du bei uns bleibst, so lange Du Dich nicht entschließen kannst, fortzugehen, und das wird lange währen, das sehe ich vorher, freue mich aber desto mehr darüber, denn ich habe Dich lieb; schon heute Morgen wollt ich Dich zurückhalten, Du kehrtest wieder, ich bin glücklich darüber und danke Dir; aber

auf einige Stunden mußt Du Dich jetzt entfernen. Sie werden herkommen.

— Alle Beide? rief Lemor, der Ludwig verstand, ehe er's noch halb gesagt hatte.

— Ja, alle Beide. Ich habe Frau v. Blanchemont kein Wort von Dir sagen können. Sie kommt her, um mit mir von Geldangelegenheiten zu sprechen, ohne zu wissen, daß ich über Herzensangelegenheiten mit ihr zu reden habe. Ich will nicht, daß sie etwas von Deinem Hiersein erfährt, bevor ich mich überzeugt habe, daß sie mir nicht böse darüber ist, daß ich Dich mitgebracht . . . Ueberdies will ich sie nicht überraschen, besonders nicht in Rosa's Gegenwart, die gewiß von alledem kein Wort weiß. Verbirg Dich also. Sie bestellten eben ihre Pferde als ich abfuhr. Gefrühstückt werden sie haben, wie schöne Damen zu frühstücken pflegen, das heißt wie Grasmücken, und ihre Pferde sind auch eben nicht faul. Sie können jeden Augenblick hier sein.

— Ich reise ab . . . ich entfliehe! sagte Lemor, ganz blaß und zitternd; ach, mein Freund, sie kommt hieher!

— Kann mir's wol denken, das schneidet Dir in's Herz, sie nicht zu sehen! ja, es ist hart, ich geb' es zu . . . Wenn ich mich auf Dich verlassen könnte . . . wenn Du mir schwören wolltest, Dich nicht zu zeigen und weder Fuß noch Hand zu rühren, so lange sie hier sind . . . so wollt' ich Dich schon in einem Winkelchen verstecken, von dem aus Du sie sehen könntest, ohne selbst gesehen zu werden.

— Mein theurer einziger Ludwig, mein Herzensfreund, ich ver-

spreche, ich schwöre! Verstecke mich, meinetwegen selbst unter dem Steine Deiner Mühle.

— Den Teufel auch, das würde Dir schlecht bekommen. Der große Hans — sa nennen wir nämlich den Mühlstein — hat härtere Knochen als Du. Nein, ich will Dich weicher betten. Du sollst auf meinen Heuboden steigen; aus der Dachluke kannst Du die Damen gehn und kommen sehn. Es ist mir ganz lieb, daß Du Rosa Bricolin zu sehn bekommst; sollst mir nachher sagen, ob ihr in Paris viel Herzoginnen habt, die hübscher sind als sie. Aber wart', ich muß sehn, ob sie schon kommen.

Ludwig ging auf eine Anhöhe, von der man die Thürme von Blanchemont sah und fast den ganzen Weg von dort bis Angibault überblickte. Als er sich vergewissert, daß die beiden Amazonen noch nicht zu sehn seien, kehrte er zu seinem Gefangenen zurück.

— Da, Kamerad, sagte er, nimm diesen Spiegel für zwei Sous und dies ächte Müllerrasirmesser; Du mußt Dir Deinen Ziegenbart abschneiden. Er paßt nicht in eine Mühle; solch' ein Bart ist ein wahres Nest für's Mehl. Und dann, wenn man unglücklicherweise Dein Kinn zu sehn bekäme, würde Dich diese Veränderung wenigstens minder leicht kenntlich machen.

— Du hast Recht, sagte Lemor, und ich will Dir gleich gehorchen.

— Weißt Du auch, fuhr der Müller fort, daß ich meine Idee dabei habe?

— Welche denn?

— Ich habe eben erst daran gedacht und meinen Entschluß gefaßt. Du wirst bei mir bleiben, bis Du Dich entschlossen hast, meiner theuern Dame keinen Kummer mehr zu machen und Deine närrischen Ideen über den Reichthum zu ändern. Und wenn Du auch nur wenige Tage bleibst, soll man doch nicht wissen, wer Du bist; Dein Bart aber giebt Dir ein städtisches Aussehen, was die Augen auf sich zieht. Gestern Abend habe ich meiner guten Mutter gesagt, Du seist ein Feldmesser. Das ist die erste Lüge, die mir in den Sinn gekommen und sie ist sehr dumm. Ich hätte klüger gethan, geradezu Dein eigentliches Gewerbe zu nennen. Uebrigens aber wird es meine Mutter, die sich über nichts wundert, ganz einfach finden, daß Du vom Kataster zur Mechanik übergegangen bist. Du sollst also fortan Müller sein, mein Lieber, das steht Dir besser an. Du wirst Dich in der Mühle beschäftigen, oder doch so thun, als arbeitetest Du drin; gewiß verstehst Du etwas davon und Du sollst also für meinen Rathgeber bei der Einrichtung eines neuen Mahlganges gelten. Ich sage, Du bist mir recht erwünscht in der Stadt begegnet. So wird sich Niemand über Dein Hiersein wundern. Ich bin Schöffe und bürge für Dich; Niemand wird nach Deinem Paß fragen. Der Feldwächter ist zwar etwas neugierig und schwatzhaft, aber mit einem oder zwei Pinten Wein läßt sich seine Zunge schon einschläfern. Das ist mein Plan Du mußt auf denselben eingehn, oder ich lasse Dich im Stiche.

— Ich füge mich und will Dein Müllerbursche sein; ich werde mich verbergen, wofern ich nur nicht abreisen darf, ohne sie ge-

sehn zu haben, wenn auch nur von hier aus und nur einen Augenblick.

— Still, ich höre Hufschlag auf dem Pflaster . . . tip tip . . . das ist Rösels kleine Rappstute . . tap tap . . . das ist Herrn Bricolins Klepper. Da wärst Du ja hinlänglich rasirt und gewaschen und ich kann Dir versichern, daß Du so hundert Mal besser aussiehst. Nun schnell ins Heu und die Luke zugemacht, Du kannst durch die Ritze genug sehn. Sollte mein Bursche heraufkommen, so thu, als ob Du schliefest. Ein Schläfchen auf dem Heuboden ist eine Güte, die sich die Landleute oft anthun und eine Beschäftigung, die ihnen christlicher scheint, als allein mit untergeschlagenen Armen und offenen Augen nachzudenken . . . Nun fort, da ist schon Rosa; sieh nur, die Erste! Wie sie leicht und entschlossen einhertrabt!

— Schön wie ein Engel! sagte Lemor, der nur Marcella angesehen hatte.

22.

Am Wasser.

Ludwig hatte den ganzen Zartsinn eines von reiner Liebe glühenden Herzens. Er hatte angeordnet, daß die Milch und die Früchte zum Imbiß unter einer Laube vor seiner Thür aufgetragen würden, gerade gegenüber und ganz nahe der Mühle, von der aus Lemor,

auf dem Heuboden kauernd, Marcella sehen und selbst sprechen hören konnte.

Die schelmische Vertraulichkeit Eduards mit dem Müller und die reizenden kleinen Neckereien Rosas machten das ländliche Mahl zu einem sehr heitern. „Nehmen Sie sich in Acht, sagte Frau von Blanchemont Rosa ins Ohr. Sie machen sich heute liebenswürdig, und Sie sehen doch, daß Sie ihm den Kopf verdrehen. Es scheint mir, Sie setzen sich schnell hinweg über meine Predigten oder Sie lassen sich zu tief ein."

Rosa wurde verlegen, blieb einen Augenblick nachdenklich, begann aber ihre lustigen Neckereien bald wieder, als hätte sie bei sich beschlossen, die Liebe anzunehmen, die sie hervorrief. Sie war Ludwig im Grunde immer herzlich gut gewesen, und es schien daher nicht wahrscheinlich, daß sie spöttelnd ihr Spiel mit ihm treiben würde, hätte sie nicht die Möglichkeit gefühlt, jene geschwisterliche Freundschaft in ihrem Herzen einen bedeutenden Fortschritt machen zu lassen. Ohne sich schon mit Hoffnungen zu schmeicheln, hegte der Müller doch ein instinktartiges Vertrauen, und seine biedere Seele sagte ihm, daß Rosa zu gut und zu lauter sei, um ihn mit kaltem Blute zu quälen.

Es machte ihn also glücklich, sie so heiter und belebt neben sich zu sehen, und es wurde ihm recht schwer, sie mit seiner Mutter allein zu lassen. Allein Marcella war etwas auf die Seite gegangen und hatte ihm unbemerkt ein Zeichen gegeben, daß er ihr auf das andere Ufer des Flüßchens folgen möge.

— Nun, mein guter Ludwig, sagte Frau von Blanchemont, mir scheint, heute sind Sie nicht mehr so traurig wie jenen Tag, und ich denke, ich habe die Ursache errathen.

— Ach ja, Madame Marcella, ich seh' es wohl, Sie wissen Alles, und ich brauche Ihnen nichts mehr zu sagen. Sie können mir jetzt mehr sagen, als ich selbst weiß, denn es scheint mir, man muß zu Ihnen großes Vertrauen haben und hat es auch wirklich.

— Ich will Rosa nicht kompromittiren, sagte Marcella lächelnd, denn Frauen dürfen einander nicht verrathen, aber ich glaube doch mit Ihnen hoffen zu können, daß es Ihnen nicht unmöglich sein wird, Gegenliebe zu finden.

— Ach, wenn ich wieder geliebt würde! . . . ich wäre zufrieden und glaube, ich würde weiter nichts begehren; denn an dem Tage, wo sie es mir sagte, wäre ich im Stande, vor Freude zu sterben.

— Mein Freund, Ihre Liebe ist eine aufrichtige und edle, und eben darum dürfen Sie nicht allzusehr wünschen, Gegenliebe zu erlangen, bevor Sie daran gedacht haben, die Hindernisse von Seiten der Familie zu überwinden. Ich setze voraus, daß es dies ist, worüber Sie mit mir sprechen wollen, und das ist der Grund, warum ich Ihrer Einladung so bereitwillig gefolgt bin. Nun, die Zeit ist kostbar, denn gewiß wird man uns bald nachkommen. In welcher Weise könnte ich auf die Ideen des Vaters einwirken, wie Rosa mir zu verstehen gab?

— Rosa hat Ihnen das zu verstehen gegeben? rief der Müller entzückt aus. Sie denkt also daran? Sie liebt mich also? Ach,

und Sie sagen mir das nicht gleich! . . . Was ist mir an allem Uebrigen gelegen, wenn sie mich liebt, wenn sie mich zu heirathen wünscht? . . .

— Sachte, mein Freund, sachte! So weit hat Rosa sich nicht eingelassen. Sie liebt Sie wie eine Schwester und wünscht das Verbot aufgehoben zu sehen, mit Ihnen zu sprechen, hieher zu kommen, kurz, mit Ihnen als mit ihrem Freunde umzugehen, wie sie es bisher gethan. Das ist's, warum sie mich gebeten, Sie bei ihren Aeltern in Schutz und Ihre Partei zu nehmen, aber doch zugleich in meinen Angelegenheiten mit denselben einige Festigkeit zu beweisen. Außerdem habe ich Folgendes gemerkt: Herr Bricolin will mein Gut gern billig kaufen, und wenn Rosa Sie liebte, könnte ich vielleicht ihr Glück und das Ihrige sichern, wenn ich Ihre Heirath als eine Bedingung meiner Einwilligung aufstellte. Wenn Sie es glauben, so zweifeln Sie nicht, daß es mich glücklich machen wird, dies kleine Opfer zu bringen.

— Dies kleine Opfer! Nein, daran werden Sie nicht denken, Mad. Marcella? Sie glauben sich noch reich, Sie sprechen von fünfzigtausend Fres., als wäre eine solche Summe gar nichts. Sie vergessen, daß sie gegenwärtig einen guten Theil Ihrer Existenz ausmacht. Und glauben Sie, daß ich dies Opfer annehmen würde? O, lieber Rosa gleich jetzt entsagen.

— Sie sprechen so, Freund, weil Sie nicht den wahren Werth des Geldes begreifen; es ist nur ein Mittel zum Glück, und das

Glück, das man Andern verschaffen kann, ist das gewisseste und reinste, das man sich selbst zu bereiten im Stande ist.

— Sie sind gut wie Gott, meine arme Dame! Aber es giebt ein Glück, das noch gewisser und reiner für Sie ist, das Glück, welches Sie Ihrem Sohne bereiten müssen. Und was, großer Gott, was würden Sie eines Tages sagen, wenn wegen der fehlenden fünfzigtausend Frcs., die Sie für Ihre Freunde geopfert, Ihr geliebter Eduard gezwungen wäre, einem geliebten Mädchen zu entsagen, das Sie ihm dann nicht mehr verschaffen könnten.

— Mein Herz fühlt die Richtigkeit Ihres Einwandes; allein in Bezug auf die materiellen Interessen giebt es keine sicher richtige Rechnung für die Zukunft. Meine Lage ist nicht so unabweislich nothwendig bestimmt, wie Sie sie darstellen; wenn ich darauf bestehe, theuer zu verkaufen, verliere ich Zeit, und Sie wissen, jeder Tag, den ich länger zögere, bringt mich dem Ruin näher. Bringe ich dagegen die Sache schnell zu Ende, so werde ich die Schulden los, die mein Vermögen auffressen, und gewiß, es kann eines Tages baarer Vortheil für mich sein, daß ich es verstanden, mich ohne kindisches Bedauern und übel angebrachte Sparsamkeit zu entschließen. Sie sehen also, daß ich nicht so uneigennützig großmüthig bin und daß ich zugleich in meinem Interesse handle, indem ich Ihrer Liebe förderlich bin.

— Armes, schwaches Köpfchen in Geldsachen! rief der Müller mit trübem und gerührtem Lächeln. Eine Heilige aus dem Paradiese könnt' es nicht besser machen. Aber gewöhnlicher gesunder Menschen-

verstand ist nicht darin, erlauben Sie mir's zu sagen, meine gute Dame. Sie finden von heut' ab in vierzehn Tagen Käufer für Ihr Gut, die sehr zufrieden sein werden, nur den wirklichen Werth dafür zu bezahlen.

— Die aber nicht zahlungsfähig sind wie Herr Bricolin?

— Ach ja, das ist sein Stolz, zahlungsfähig zu sein. Zahlungsfähig! Ueber das große Wort! Er glaubt, er sei der Einzige in der Welt, der von sich sagen könne: „Ich, ich bin zahlungsfähig.“ Das heißt, er weiß recht gut, daß es auch noch Andere giebt, die zahlungsfähig sind, aber er blendet sie damit. Hören Sie nicht auf ihn. Er ist ein schlauer Fuchs. Machen Sie nur Miene, als wollten Sie mit einem Andern abschließen, und müßten Sie selbst Scheinschritte thun und Scheinkontrakte schließen. Ich an Ihrer Stelle würde mir kein Gewissen daraus machen. Im Kriege nach Kriegsgebrauch, mit Juden nach Judenmanier! Wollen Sie mich die Sache betreiben lassen? In vierzehn Tagen, ich schwör' es Ihnen, denn es ist klar wie dies Wasser, giebt Ihnen Herr Bricolin Ihre dreimalhunderttausend Frcs. richtig gezählt und noch eine gute Zugift mit in den Kauf.

— Ich würde nie die Gewandtheit besitzen, um Ihrem Rath folgen zu können, und finde es viel schneller abgemacht, uns alle, jeden auf seine Weise glücklich zu machen, Sie, Rosa, mich, Herrn Bricolin und meinen Sohn, der mir eines Tages sagen wird, daß ich wohlgethan habe.

— Romantische Ideen, lauter romantische Ideen! sagte der

Müller. Sie können nicht wissen, wie nach fünfzehn Jahren Ihr Sohn über Geld und Liebe denken wird. Begehen Sie nicht diese Thorheit, ich würde mich nicht dazu hergeben, nein, nein, machen Sie sich keine Rechnung darauf, ich bin eben so stolz als irgend Einer und eigensinnig wie ein Hammel, noch dazu wie ein Hammel aus dem Berryschen, was noch mehr sagen will. Ueberdies, hören Sie mich ja an, wäre es rein weggeworfen. Herr Bricolin würde Alles versprechen und nichts halten. Bei Ihrer Lage muß Ihr Kaufkontrakt im Lauf eines Monats abgeschlossen sein, und in so kurzer Zeit darf ich gewiß nicht daran denken, Rosa zu heirathen. Dazu müßte sie in mich förmlich vernarrt sein, und das ist sie nicht. Man müßte sie großem Gerede und ärgerlichen Auftritten aussetzen, und dazu könnte ich mich nimmermehr entschließen. In welche Wuth würde ihre Mutter gerathen! Welches Staunen, welche Verläumdungen von Seiten ihrer Nachbarn und Bekannten! Und was würde man nicht Alles sagen! Wer wäre wol im Stande, das zu begreifen, daß Sie aus reiner Seelengröße und heiliger Freundschaft für uns Herrn Bricolin diese Bedingung gestellt haben? Sie kennen nicht die Bosheit der Menschen; wenn Sie nur wüßten, wie schlecht die Weiber sein können! Ihre Güte gegen mich . . . nein, Sie können sich das nicht vorstellen, und ich würde es Ihnen nie auszusprechen wagen, wie Herr Bricolin zu allererst im Stande wäre, sie auszulegen . . . Oder man würde auch sagen, Rosa, das arme, goldreine Mädel, habe einen Fehltritt gethan, sich Ihnen anvertraut, und Sie hätten, um ihre Ehre zu retten, sich dazu verstanden, den Schuldigen

auszustatten . . . Kurz, es geht nicht, und ich hoffe, das sind schon mehr Gründe, als nöthig, um Sie zu überzeugen. Nein, auf diese Weise möcht' ich Rosa nicht haben wollen! Es muß sich ganz natürlich machen und so, daß Niemand ihr etwas anhaben kann. Ich weiß wol, daß nur ein Wunder mich reich machen kann oder daß ein Unglück geschehen muß, durch welches sie arm wird. Aber Gott wird mir zu Hülfe kommen, wenn sie mich liebt . . . und sie wird mich vielleicht lieben, nicht wahr?

— Aber lieber Freund, ich kann doch nicht dahin wirken, daß ihr Herz für Sie entbrennt, wenn Sie mir die Mittel nehmen, die Habgier ihres Vaters zu beherrschen. Ich hätte es nicht unternommen ohne diesen Gedanken, denn dies junge und reizende Mädchen in eine unglückliche Leidenschaft zu stürzen, das wäre ja verbrecherisch von mir gehandelt.

— Ach es ist leider nur zu wahr! sagte Ludwig, plötzlich ganz niedergeschlagen, und ich sehe wol, daß ich ein Narr bin . . . Auch wollte ich weder von mir noch von Rosa mit Ihnen sprechen, als ich Sie bat, herzukommen; darin haben Sie sich in Ihrer einzigen Güte geirrt. Ich wollte nur über Sie mit Ihnen reden, als sie mir zuvorkamen und von mir anfingen. Ich ließ mich gehn wie ein großes Kind, hörte Ihnen zu und mußte Ihnen dann natürlich auch antworten. Aber ich komme zurück auf meinen eigentlichen Zweck; ich möchte Sie nöthigen, sich um Ihre Angelegenheiten zu bekümmern. Ich weiß wie es mit Bricolin steht; ich kenne seine Absicht und sein eifriges Trachten, Ihr Gut zu kaufen. Er hat angebissen und läßt

nicht wieder los, nur, um dreimalhunderttausend Francs zu bekommen muß man dreihundertundfünfzigtausend von ihm verlangen. Sie würden sie bekommen, wenn Sie nicht davon abgingen, jedenfalls aber darf er das Gut nicht unter seinem Werth bezahlen. Er ist zu erpicht darauf, fürchten Sie nichts.

— Ich wiederhole Ihnen, Freund, daß ich nicht im Stande wäre, diesen Kampf durchzuführen, da er schon in den zwei Tagen, die er jetzt dauert, über meine Kräfte geht.

— Nun, so müssen Sie sich nicht darein mischen, sondern Ihre Sache einem ehrlichen und geschickten Advokaten anvertrauen. Ich kenne einen solchen. Noch heute Abend will ich mit ihm sprechen und Sie sollen ihn morgen sehn, ohne daß es Ihnen Umstände macht. Morgen ist in Blanchemont das Fest des Ortsheiligen und auf dem Kirchenplatze giebts dann große Gesellschaft. Der Advokat kommt wie gewöhnlich auch hin um mit seinen Klienten auf dem Lande spazieren zu gehen und sich zu besprechen. Sie treten wie zufällig in ein Haus, wo er auf Sie warten soll, stellen ihm eine Vollmacht aus, reden zwei Worte mit ihm, ich vier, und dann brauchen Sie Herrn Bricolin nur an ihn zu weisen; mit dem mag er sich dann herumzanken. Will er sich nicht drein ergeben, so findet Ihr Advokat unterdeß schon einen andern Käufer. Es ist dabei blos einige Vorsicht nothwendig, damit der Bricolin nicht merkt, daß ich Ihnen diesen Advokaten anstatt des seinigen genannt habe. Er hat Ihnen denselben gewiß schon vorgeschlagen und Sie waren wol gar so thöricht ihn anzunehmen?

— Nein! Ich hatte Ihnen ja versprochen, nichts ohne Ihren Rath zu thun.

— Ach ja, es ist ein rechtes Glück! Also Morgen Schlag zwei Uhr gehn Sie an der Vauvre spazieren als wollten Sie sich das hübsche Fest ansehn. Ich werde kommen und Sie zu einer sichern und verschwiegenen Person führen.

— Aber, lieber Freund, wenn nun Herr Bricolin es entdeckt, daß Sie mich in dieser Angelegenheit gegen sein Interesse leiten, so wird er Sie aus seinem Hause jagen und Sie können Rosa niemals wiedersehen.

— Er muß eine sehr feine Nase haben, wenn er das auswittern will! Aber wenn dies Unglück wirklich geschieht, . . . ich hab's Ihnen ja schon gesagt, Gott wird mit einem Wunder zu Hülfe kommen, um so mehr, da ich dann meine Pflicht gethan habe.

— Mein wackrer, muthiger Freund, ich kann mich nicht dazu entschließen, Sie dem auszusetzen.

— Und ich sollte Ihnen das nicht schuldig sein, wo Sie sich für mich um Ihr Vermögen bringen wollen? Nur kein Kindergerede, meine theure Dame, wir sind quitt.

— Da kommt Rosa auf uns zu, sagte Marcella; ich habe kaum noch Zeit, Ihnen zu danken . . .

— Nein, Fräulein Rosa geht seitwärts in die Allee mit meiner Mutter, der ich gesagt habe, daß sie sie etwas zurückhalten soll; denn ich bin noch nicht zu Ende, Mad. Marcella, sondern habe Ihnen noch ganz andre Dinge zu sagen! Aber Sie werden müde sein vom

langen Gehn. Der Hof ist frei und die Mühle still; wir wollen uns auf die Bank vor der Thür setzen. Fräulein Rosa glaubt uns auf der andern Seite und wird nicht eher hieher zurückkommen, als bis sie rund um die Wiese gegangen ist. Was ich Ihnen noch zu sagen habe, ist etwas interessanter für Sie als Ihre Geschäftsangelegenheiten und erheischt noch mehr Geheimniß.

Erstaunt über diese Vorrede folgte Mad. Marcella dem Müller und setzte sich mit ihm auf die Bank, gerade unter der Lücke des Heubodens, von der aus Lemor sie sehen und hören konnte.

— Sagen Sie mal Mad. Marcella, stammelte der Müller, etwas verlegen über die Art, wie er das Ding anfangen sollte, Sie wissen doch . . . . den Brief . . . den Sie mir übergeben?

— Nun, mein lieber Ludwig? antwortete Frau von Blanchemont, deren ruhiges und gleichsam etwas aufgelöstes Antlitz sich plötzlich entflammte, sagten Sie mir nicht heute Morgen, Sie hätten ihn abgeschickt?

— Verzeihn Sie . . . auf die Post hab' ich ihn nicht gegeben.

— Sie haben ihn vergessen?

— O nein, das ganz und gar nicht!

— Vielleicht verloren?

— Das noch viel weniger. Ich habe etwas gethan, was besser war, als ihn in den Briefkasten zu werfen: ich habe ihn unmittelbar an seine Adresse befördert.

— Was wollen Sie damit sagen? Er war ja nach Paris adressirt!

— Ja, aber da ich die Person, für die er bestimmt war, unterweges fand, hielt ich's für zweckmäßiger, ihr ihn selbst zu geben.

— Mein Gott, Sie machen mir Angst, Ludwig! sagte Marcella, die minder bleich geworden war. Sie haben sich gewiß geirrt.

— Bin nicht so einfältig! Ich kann ihn ja vielleicht recht gut kennen den Herrn Heinrich Lemor! . . .

— Sie kennen ihn! und er ist in dieser Gegend? sagte Marcella in einer Aufregung, die sie nicht zu verheimlichen suchte.

In wenigen Worten erklärte ihr Ludwig, wie er in Lemor den Reisenden erkannt, der früher in seiner Mühle gewesen, und zugleich den Adressaten des ihm übergebenen Briefes.

— Und wohin wollte er? Und was thut er in ***? fragte Marcella beklommen.

— Er wollte nach Afrika und reiste nur durch! antwortete der Müller, der etwas an sich kommen lassen wollte. Es ist der richtige Weg über Toulouse. Er benützte die Frühstücksrast des Eilwagens, um auf die Post zu gehn.

— Und wo ist er jetzt?

— Ich kann's Ihnen nicht genau sagen, wo er sein mag, aber in *** ist er nicht mehr.

— Er geht nach Afrika, sagen Sie? Und warum so weit weg?

— Gerade um recht weit wegzukommen. Das war's, was er mir auf meine Frage zur Antwort gab.

— Die Antwort ist klarer als Sie denken! sagte Marcella, deren Aufregung zunahm und die nicht einmal daran dachte, sie min-

der merklich zu machen. Mein Freund, Sie sind nicht so unglücklich als sie denken! Es giebt Herzen, die mehr gebrochen sind, als das Ihrige.

— Zum Beispiel Ihr's, meine arme liebe Dame?

— Ja, Freund, meins.

— Aber ist das nicht ein wenig Ihr eigner Fehler? Warum geboten Sie dem armen jungen Menschen, ein ganzes Jahr zuzubringen ohne etwas von Ihnen zu hören?

— Wie, er hat Ihnen also meinen Brief zu lesen gegeben.

— O nein, das nicht! Er ist mißtrauisch und geheimnißvoll genug. Aber ich habe ihn so ins Gebet genommen, bin so in ihn gedrungen und habe ihn so sehr errathen, daß er mir's eingestehn mußte, ich täuschte mich nicht. Ja, sehn Sie, Mad. Marcella, ich bin sehr neugierig auf die Geheimnisse derer, die ich lieb habe, weil man, so lange man nicht weiß, was sie denken, auch nicht wissen kann, wie man ihnen dienen mag. Hab' ich Unrecht?

— Nein, Freund, es ist mir sehr angenehm, daß Sie meine Geheimnisse wissen wie ich die Ihrigen. Aber ach, wie gut hier auch Ihr Wille, Ihr Herz sein mögen, für mich können Sie doch nichts thun. Aber antworten Sie mir dennoch. Hat Ihnen der junge Mann keine schriftliche oder mündliche Antwort gegeben?

— Heute Morgen hat er ein ganzes Pack närrisches Zeug für Sie aufgeschrieben, das ich Ihnen aber nicht überbringen mochte.

— Da haben Sie mir einen schlechten Dienst geleistet! Also kann ich nicht erfahren, was er beabsichtigt?

— Er wußte mir weiter nichts zu sagen als: „Ich liebe sie, aber ich habe Muth!"

— „Aber" hat er gesagt?

— Vielleicht sagte er auch: „Und"

— Das wäre ja himmelweit verschieden! Besinnen Sie sich doch, Ludwig!

— Er hat bald das Eine, bald das Andere gesagt, denn er hat es oft wiederholt.

— Diesen Morgen, sagen Sie? Sie haben die Stadt also erst heute Morgen verlassen?

— Ich wollte sagen gestern Abend. Es war schon spät und bei uns rechnen wir den Morgen von Mitternacht an.

— Was soll mir aber das sagen? Warum keinen Brief? Sie haben also den, den er mir schrieb, gesehn?

— Freilich! Er hat vier zerrissen.

— Aber was sagten denn diese Briefe? Er war also sehr unentschlossen?

— Bald sagte er Ihnen, er könne Sie niemals wieder sehn, bald wieder, er werde sogleich zu Ihnen kommen.

— Und er hat der letzteren Versuchung widerstanden? Wahrlich, er hat Muth!

— So hören Sie doch! er war in größeren Versuchungen als der heilige Antonius; aber einerseits brachte ich ihn davon ab, andrerseits scheute er sich auch, Ihnen ungehorsam zu sein.

— Und was denken Sie von einem Liebhaber, der nicht einmal versteht ungehorsam zu sein?

— Ich denke, er liebt zu sehr und man wird ihm dafür wenig Dank wissen.

— Ich bin ungerecht, nicht wahr, mein guter Ludwig? Ich bin zu bewegt, ich weiß nicht was ich rede. Aber Freund, warum haben Sie ihm abgerathen, mitzukommen? Denn es war doch seine Absicht, nicht wahr?

— O, ich will's gern glauben! Er ist sogar eine Strecke weit mit mir gefahren. Aber ich, entschuldigen Sie es, ich fürchtete mich zu sehr, Ihr Mißfallen zu erregen.

— Sie lieben und können Andre für so streng halten?

— Was würden Sie wol gesagt haben, wenn ich ihn hieher ins Schwarzthal mitgebracht hätte? Wenn ich Ihnen zum Beispiel in diesem Augenblick sagte, daß ich ihn aufgefordert habe, sich in meiner Mühle zu verstecken? O gewiß, Sie würden mit mir verfahren, wie ich's verdiente!

— Ludwig! rief Marcella, indem sie mit dem Ausdruck exaltirter Entschlossenheit aufstand, er ist hier; Sie geben es zu!

— Nein Madame, Sie lassen es mich sagen.

— Mein Freund, fuhr sie fort, und ergriff mit herzlicher Hingebung seine Hand, sagen Sie mir, wo er ist, und ich vergebe Ihnen.

— Und wenn es wäre, sagte der Müller, etwas erschrocken über die Selbständigkeit Marcellas, aber entzückt über ihre Offenheit, Sie würden sich also nicht scheuen, ins Gerede zu kommen?

— Als er mich aus eignem Antriebe verließ und mein Gemüth niedergeschlagen war, da konnte ich wol an die Welt denken, Gefahren vorbeugen, mir strenge, vielleicht übertriebene Pflichten auferlegen; aber jetzt, da er zu mir zurückkehrt, da er mir so nahe ist, an was, meinen Sie, sollte ich wol jetzt noch denken, was jetzt noch fürchten?

— Es wäre doch wol noch zu befürchten, daß irgend eine Unvorsichtigkeit Ihre Pläne schwerer ausführbar machte, sagte Ludwig, zeigte aber dabei durch einen Wink Marcella das Fenster über ihrem Haupte.

Marcella sah empor und ihr Blick begegnete den Augen Lemors, der sich, am ganzen Leibe zitternd, verneigte und bereit schien, vom Dache herunter zu springen, um die Entfernung zu verkürzen.

Aber der Müller hustete aus Leibeskräften und machte mit einem zweiten Wink die beiden Liebenden auf Rosa aufmerksam, die mit der Müllerin und dem kleinen Eduard herankam.

— Ja, Madame, sagte er laut, eine solche Mühle bringt nicht viel ein; aber wenn ich nur den großen Mahlgang einrichten könnte, den ich im Kopfe habe, so würde sie mir wol meine .... achthundert Frcs. jährlich abwerfen.

23.

Cadoche.

Es war ein schneller kurzer Flammenblick, den die beiden Liebenden sich zugeworfen. Eine vollkommne Ruhe folgte dieser seeligen Erschütterung. Sie liebten sich und jeder war des Andern sicher. Sie hatten sich Alles gesagt, Alles erklärt, einander ganz überzeugt in dem electrischen Zusammenzucken dieses Blicks. Lemor warf sich schnell in den Hintergrund des Heubodens zurück und Marcella, die ihrer selbst vollkommen mächtig war, weil sie sich glücklich fühlte, empfing Rosa ohne Verwirrung und ohne Aerger über die Störung. Sie ging mit ihr in ein allerliebstes Wäldchen in der Nähe und stieg dann, nachdem sie eine Stunde spazieren gegangen, mit ihrer Gefährtin wieder zu Pferde und kehrte nach Blanchemont zurück. Doch sagte sie dem Müller beim Abschied leise ins Ohr:

— Verbergen Sie ihn gut, ich komme wieder.

— Nein nein, nur nicht zu bald, antwortete Ludwig. Ich werde eine Zusammenkunft ohne Gefahr veranstalten; aber lassen Sie mich erst meine Maßregeln treffen. Heute Abend bringe ich Ihnen Eduard zurück und werde dann, wenn's geht, noch mit Ihnen reden.

Als Marcella fort war, kam Lemor aus seinem Versteck hervor, in welchem ihn Freude und Aufregung mehr noch als der betäubende Duft des Heu's schwindlich zu machen anfingen.

— Freund, sagte er lustig zum Müller, ich bin Dein Müllerbursche und will Dir nicht zur Last sein, ohne für Dich zu arbeiten. Gieb mir Arbeit, und Du sollst sehn, daß der Pariser tüchtige Arme hat, obgleich er nicht besonders stark aussieht.

— Ja, antwortete Ludwig, wenn's Herz zufrieden ist, sind die Arme rüstig. Deine Sachen stehn besser, mein Junge, als die meinigen und wenn wir heut Abend plaudern, wird die Reihe an Dir sein, mir Muth zuzureden. Jetzt aber müssen wir, wie Du gesagt hast, Arbeit vornehmen. Ich kann meine Zeit nicht mit Geplauder über Liebesangelegenheiten verbringen und Du könntest mir leicht närrisch werden vor Zufriedenheit, wenn Du müßig bliebest. Arbeit ist Allen heilsam; sie unterhält die Freude und zerstreut den Schmerz, was vielleicht die Bedeutung hat, daß sie nach dem Sinn des guten Herrgotts für Alle bestimmt ist. Komm, Du sollst mir helfen die Schleuse aufziehn und den großen Hans tanzen lassen. Sein eintönig Lied, wenn er sich so sausend dreht, hat die Kraft, mir den Kopf zurechtzusetzen und die toll gewordenen Gedanken zu beschwichtigen.

— Herr Gott, der Kleine wird mich erkennen! sagte Lemor, als er Eduard bemerkte, welcher der Müllerin fortgelaufen war und auf allen Vieren die steile Treppe der Mühle emporkletterte.

— Er hat Dich schon gesehn, antwortete der Müller, verstecke Dich nicht und laß Dir gar nichts anmerken. Ich glaube nicht, daß er Dich in dieser Vermummung erkennt.

Eduard blieb wirklich ungewiß und sich selbst nicht recht trauend

stehn. Es war ein Monat vergangen seit Marcella Montmorency so plötzlich verlassen um zu ihrem sterbenden Gatten zu eilen; seitdem hatte ihr Sohn Lemor nicht gesehn, und für das Gedächtniß eines so jungen Kindes ist ein Monat ein Jahrhundert. Zwar zeichnete sich Eduard vor vielen aus durch die frühzeitige Entwicklung seiner Fähigkeiten; allein ohne Bart, das Gesicht mit Mehl bestäubt und in einer Bauerbluse vermummt war Lemor in der That schwer wieder zu erkennen. Eine Minute lang blieb Eduard wie versteinert vor ihm stehn; als er aber dem strengen, gleichgültigen Blick des Freundes begegnete, der ihm sonst mit offnen Armen entgegen eilte, schlug er die Augen nieder mit einer Art von Verlegenheit und selbst Furcht, die bei Kindern fast immer mit dem Erstaunen verbunden ist. Dann ging er zum Müller und fragte ihn mit der ernsten und nachdenklichen Miene, die er oft hatte:

— Was ist denn das für Einer?

— Der? Das ist mein Müllergesell Anton.

— Du hast also zwei?

— O, ich habe sie Dutzendweise, die Müllergesellen. Der da, der ist Radschaufel Nro. 2.

— Und Jeannie ist Radschaufel der Dritte?

— Wie Ihr sagt, mein General!

— Ist er ein schlimmer Mensch, Dein Anton?

— Nein, das nicht, aber etwas dumm und etwas taub und spielt nicht mit Kindern.

— Dann will ich mit Jeannie spielen gehn, sagte Eduard und entfernte sich ohne Argwohn.

Wenn man vier Jahre alt ist weiß man noch nicht was es heißt, betrogen zu werden und das Wort derer, die man liebt, hat größere Macht über die Seele, als das Zeugniß der Sinne.

Man brachte das Getraide, das der Müller Abends als Mehl abliefern sollte. Es gehörte Herrn Bricolin und befand sich in Säcken, die mit zwei großen Buchstaben und einem kleinen dazwischen bezeichnet waren.

— Sieh, sagte Ludwig, diesmal etwas bitter lächelnd, Bricolin von Blanchemont, was jetzt nur noch so viel heißen soll als Bricolin in oder aus Blanchemont. Wenn er aber das Gut gekauft hat, wird er noch ein drittes B müssen dazwischen setzen, was dann bedeutet: Bricolin, Baron von Blanchemont.

— Wie, sagte Lemor, der einem andern Gedanken nachhing, das ist Blanchemontsches Getraide?

— Ja, antwortete der Müller, der seinen Gedanken errieth bevor er ihn noch ausgesprochen, das ist das Getraide, woraus das Mehl gemahlen wird, woraus das Brod gebacken wird, welches Marcella und Rosa essen werden. Man sagt, Rosa ist zu reich um einen Mann wie mich zu heirathen! und doch bin ich's der ihr das Brod liefert, das sie ißt!

— Also arbeiten wir für sie! erwiderte Lemor.

— Ja, ja, mein Junge. Jetzt aufgepaßt auf's Kommando! Es gilt die Sache recht zu machen. Bei meiner Seele, und wenn

ich für den König arbeitete, ich würde mich nicht so zusammennehmen.

Dieser in der Mühle ganz gewöhnliche Fall bekam für den jungen Pariser etwas Romantisch-poetisches und er half dem Müller mit so viel Eifer und Aufmerksamkeit, daß er nach zwei Stunden das Handwerk vollkommen verstand.

Es wurde ihm nicht schwer sich an den sehr einfachen und beinahe rohen Mechanismus des Mühlenwerks zu gewöhnen. Er erkannte bald die Verbesserungen, die man mit etwas baarem Gelde (dieser verbotenen Frucht für den Landmann) an der einfach ländlichen Maschine anbringen könnte. Bald hatte er auch die technischen Benennungen jedes einzelnen Stückes und jeder Verrichtung im platten Dialekt gelernt. Als Jeannie sah, wie thätig er war und wie gut er von seinem Herrn behandelt ward, wurde er etwas unruhig und eifersüchtig. Als ihm aber Ludwig erklärt, daß der Pariser nur so einstweilen hier sei, und daß seine, Jeannie's, Stelle ihm sicher sei, wurde er ruhig und entschloß sich sogar dem fleißigen Gesellen auf etliche Tage einen Theil seiner Arbeit zu überlassen, und benutzte dies sogleich, Eduard nach Blanchemont zurückzubringen, der sich zu langweilen und auch nach seiner Mutter zu bangen anfing. Der Müllerin gelang es nicht mehr, ihn zu amusiren und da überdies die kleine Fanchon gekommen, ihn zu holen, war es Jeannie gar nicht unlieb, seine junge Kameradin nach dem Schlosse zu begleiten.

Das Getraide war gemahlen. Lemor stand der Schweiß auf

der Stirn und sein Gesicht glühte. Er fühlte sich körperlich geschmeidiger und geistig kräftiger als seit langer Zeit. Die langen Träumereien, in denen seine Jugend sich verzehrte, wichen jenem leiblichen und geistigen Wohlsein, welches die Natur dem Menschen als Folge der gethanen Arbeit schenkt, wenn er sich ihres Zwecks bewußt und sie seinen Kräften angemessen ist. „Freund, rief er, die Arbeit ist schön und heilig an sich selbst; Du hattest Recht, als Du es beim Anfangen sagtest. Es war mir so schön für den Unterhalt meiner Geliebten zu arbeiten. O, um wie viel schöner müßte es noch sein, zugleich für die Ernährung einer Familie von Gleichen und Brüdern zu arbeiten! Wenn einst Jeder für Alle und Alle für Jeden arbeiten, wie leicht wird dann die Anstrengung, wie schön das Leben sein!

— Ja, sagte der Müller mit einem Lächeln, aus dem sein klares Verständniß hervorleuchtete, dann wäre meine Profession eine der ehrenwerthesten. Das Getraide ist das edelste Gewächs, das Brod das lauterste Nahrungsmittel. Mein Handwerk würde wol einige Achtung verdienen und an Festtagen könnte man meinen armen großen Hans, auf den jetzt keine Seele achtet, mit einem Kranze von Aehren und Kornblumen schmücken. Aber was willst Du, heut' alleweile, wie Herr Bricolin sagt, bin ich nichts als ein Lohnarbeiter, dem er zu thun giebt, und er sagt, wenn er an mich denkt: „Ein Kerl wie der, und an meine Tochter zu denken! Ein armseliger Mensch, der das Korn nur mahlt, während ich es säe und den Grund und Boden besitze!" Und was ist der ganze Unterschied? Meine Hände sind reiner als die seinigen, die im Mist herumarbeiten, das

ist Alles. — Na, mein Junge, wir sind fertig. Jetzt zum Abendbrod. Ich wette, es schmeckt Dir besser, als heute Morgen und wenn's Essen auch zehnmal mehr versalzen wäre. Nachher bring' ich noch diese beiden Säcke nach Blanchemont.

— Ohne mich?

— Versteht sich. Du hast also Lust, Dich auf dem Hofe sehn zu lassen?

— Mich kennt ja Niemand.

— Das ist wahr, Aber was willst Du dort?

— Nichts, ich helfe Dir die Säcke abladen.

— Und was hilft Dir das?

— Vielleicht seh' ich Jemand über den Hof gehn.

— Und wenn nun Jemand nicht über den Hof geht?

— So seh ich wenigstens das Haus, worin sie wohnt. Ich höre vielleicht ihren Namen rufen.

— Ich sollte meinen, um uns das Vergnügen zu machen brauchten wir nicht erst so weit zu gehn.

— Es sind ja nur zwei Schritte!

— Du hast auf Alles eine Antwort. Wirst Du auch keine Dummheit begehn?

— Du glaubst also, ich liebe nicht? Was würdest Du an meiner Stelle thun.

— Nun, vielleicht ging ich! wenn man mich liebte! Na, Du wirst sie aber nicht so ansehn wie aus der Dachluke? Weißt Du, ich

hatte schon Angst, daß Du mir mit Deinen feurigen Augen das Heu in Brand stecken würdest.

— Ich werde sie gar nicht ansehn.

— Und wirst auch nicht ein Wort zu ihr sagen?

— Welchen Vorwand hätt' ich wol, mit ihr zu sprechen?

— Du willst keinen suchen?

— Nicht einmal mit in den Hof gehn will ich, wenn Du es mir verbietest, nur die Mauern von Weitem ansehn.

— Das wäre das Verständigste. Ich erlaube Dir vom Thore aus den Wind zu wittern, der über das Schloß streift, aber das ist auch Alles. —

Die beiden Freunde machten sich auf als der Abend hereindämmerte. Sophie schritt, mit zwei Säcken beladen, gravitätisch vor ihnen her. Ludwig, dessen Herz bekümmert war, sprach wenig und gab seine düstern Gedanken nur durch lang ausgeholte Peitschenhiebe zu erkennen, die er rechts und links auf das mit wilden Maulbeeren und bleichen Geisblattblüthen geschmückte Gesträuch führte.

Sie waren eben einer Gruppe von Hütten vorbeigekommen, als Lemor, der hart an dem Graben des Weges ging, still stand, erstaunt, einen Mann unter der Hecke lang ausgestreckt, den Kopf auf einem vielfach geflickten Ranzen ruhend, liegen zu sehn.

— Ei ei, sagte der Müller, ohne zu erstaunen, Du wärst bald über meinen Onkel weggegangen!

Die kräftige Stimme Ludwigs weckte den Schläfer sogleich auf.

Er sprang auf, packte mit beiden Händen seinen großen, ihm zur Seite liegenden Knittel und stieß einen kräftigen Fluch aus.

— Nur nicht böse, Herr Ohm! sagte der Müller lachend. Es sind gute Freunde die hier vorüberkommen, mit Eurer Erlaubniß; denn obschon die Wege Euch gehören, wie Ihr sagt, so verwehrt Ihr es doch Niemand, sie zu benutzen, nicht wahr?

— Ja doch, ja doch! antwortete der riesige, abstoßend aussehende Mensch; ich bin der beste Eigenthümer, den es giebt, das weißt Du, mein Kleiner! Aber mir aufs Gesicht treten, das heißt denn doch meine Güte mißbrauchen. Wer ist er denn, dieser schlechte Christ, der einen ehrlichen Mann nicht sieht, welcher auf seinem Bett ausgestreckt liegt? Ich kenne ihn nicht, ich, der ich doch jedes Kind hier und anderwärts kenne?“

Dabei maß der Bettler Lemor mit geringschätziger Miene vom Scheitel bis zur Sohle. Lemor sah ihn mit Widerwillen an. Es war ein knochiger Greis, eingehüllt in schmutzige Lumpen; sein starrer schwarz und grau gemischter Bart sah aus, wie das Stachelfell eines Igels. An seinem hohen mehrfach zerfetzten Hute sah man eine wie zum Spott aufgesteckte Trophäe, eine Schleife von weißem Bande und ein Sträußchen von künstlichen Blumen, die aber häßlich vergilbt waren.

— Seid ruhig, Herr Ohm, sagte der Müller, der ist ein ganz guter Christ.

— Und woran erkennt man ihn? fragte Onkel Cadoche weiter, indem er Heinrich seinen Hut hinhielt.

— Verstehst Du's denn nicht, sagte der Müller zu Lemor, mein Onkel bittet Dich um einen Sou.

Lemor warf dem Onkel sein Schärflein in den Hut. Er nahm es sogleich und drehte es mit einer Art von Wollust zwischen seinen langen Fingern hin und her.

„Ein dicker Sou! sagte er mit gemeinem Lachen. Vielleicht zehn revolutionäre Decimen! Nein, Gott sei gelobt, es ist ein Louis XV. Das ist mein König, ein König, dessen Regierung ich noch gesehn! Das wird mir Glück bringen; und Dir auch, mein Neffe, setzte er hinzu, indem er Lemor seine große, gekrümmte Hand auf die Schulter legte. Du kannst jetzt sagen, daß Du zu meiner Familie gehörst und überzeugt sein, daß ich Dich wieder erkenne, und wenn Du auch von Kopf zu Fuß verkleidet wärest.

— Wir müssen weiter! Guten Abend, Herr Ohm, sagte Ludwig, indem er ihm ebenfalls ein Almosen reichte. Sind wir gut Freund?

— Für immer! antwortete der Bettler mit feierlicher Stimme. Du, Du bist immer ein guter Verwandter gewesen, der Beste aus meiner Familie. Dafür will ich auch Niemand anders als Dich, Großlude, zu meinem Erben einsetzen. Es ist schon lange her, daß ichs Dir versprochen und Du wirst sehn, ob ich Wort halte.

— Na das versteht sich, ich rechne auch fest darauf! erwiderte der Müller lustig. Ich bekomme doch auch das Sträußchen?

— Den Hut, ja, aber das Sträußchen und die Schleife sind für meine letzte Geliebte.

— Schändlich! und ich hielt doch so große Stücke auf das Sträußchen!

— Ja, das will ich glauben! sagte der Bettler, der hinter ihnen herging und ihnen trotz seines hohen Alters mit ziemlich rüstigem Schritt folgte. Das Sträußchen ist das größte Kleinod von der ganzen Erbschaft, denn siehst Du, das ist geweiht und stammt aus der Kapelle Sainte Solange.

— Wie, ein Mann der so fromm ist, wie Ihr Euch die Miene gebt, kann von seinen Geliebten sprechen? sagte Heinrich, dem diese lächerliche Figur nur tiefen Widerwillen einflößte.

— Schweig still, mein Neffe, antwortete Onkel Cadoche, ihn scheel ansehend; Du sprichst wie ein Hansnarr.

— Entschuldigt ihn, er ist ein Kind, sagte der Müller, der aus Gewohnheit seinen Spaß mit ihm hatte. Das hat noch nicht einmal einen Bart unter'm Kinn und will schon drein schwatzen, wo vernünftige Leute reden! Aber wohin denn so spät noch, Herr Ohm? Wollt Ihr diese Nacht noch zu Hause schlafen? Das ist eine tüchtige Strecke von hier!

— O nein, ich geh eben nach Blanchemont zum morgenden Jubel.

— Ach ja, das ist wahr. Das ist ein fetter Tag für Euch! Da ärndtet Ihr wenigstens Eure vierzig gute Sous.

— Wenn auch das nicht, so doch genug um dem guten Heiligen des Kirchspiels eine Messe lesen zu lassen.

— Die Messen also habt Ihr noch immer gern?

— Die Messe, Branntwein, mein Neffe, und etwas Taback dazu, das ist das wahre Heil für Leib und Seele.

— Ich will's nicht bestreiten, aber der Branntwein wärmt doch nicht genug um so in Euerm Alter, Herr Ohm, in den Gräben an der Landstraße zu schlafen.

— Man schläft wo man gerade ist, mein Neffe. Man ist müde und macht halt; dann wird ein Schläfchen gemacht auf einem Stein oder auf dem Ranzen, wenn er nicht allzusehr zusammengeschrumpft ist.

— Eurer scheint ja heut Abend hübsch rund zu sein."

— Ja; Du wirst mir schon erlauben müssen, mein Neffe, daß ich ihn auf Dein Pferd lege, er drückt mich etwas.

— Nein, Sophie ist genug beladen. Aber gieb ihn mir her, ich will ihn Dir bis Blanchemont tragen.

— Na, das ist recht, Du bist jung, Du mußt Deinem Onkel behülflich sein. Da nimm ihn. Aber ist Deine Bluse auch rein?

— Es ist nur Mehl drauf, sagte der Müller, indem er den Ranzen des Bettlers nahm; das verträgt sich schon mit dem Brode. Donnerwetter, sind aber da Brodkrusten drin!

— Krusten? die bekomm' ich nicht! Sollte sich's Einer unterstehn, mir welche zu geben, würde sie ihm schön an den Kopf schmeißen, wie einmal der Bricolinsche.

— Aha, seitdem hat sie auch solche Angst vor Euch?

— Ja, sie meint, ich könnte am Ende den rothen Hahn auf ihre Scheunen setzen, sagte der Bettler mit unheimlicher Miene.

„Armes Weibsbild setzte er dann in frömmelnd-süßlichem Ton hinzu, als wenn ich ein böser Mensch wäre! Wem hab' ich schon was zu Leide gethan?

— Niemand daß ich wüßte, antwortete der Müller. Hättet Ihr's, Ihr wärt nicht, wo Ihr seid.

— Nie, niemals hab ich Jemand unrecht gethan, fuhr Onkel Cadoche fort und erhob die Hand gen Himmel, denn nie hat mich die Justiz wegen irgend etwas festgenommen. Hab ich auch nur einen Tag Gefängniß erdulden müssen in meinem ganzen Leben? Hab' immer dem lieben Gott gedient und der gute Gott hat mich stets in seinen Schutz genommen die vierzig Jahre, daß ich mir mein armes Leben so zusammensuche.

— Wie alt seid Ihr denn eigentlich, Herr Ohm?

— Das weiß ich nicht, mein Kind, denn mein Taufschein ist bei den Zeitläuften verloren gegangen wie so manches andere, aber ich muß über achtzig Jahr alt sein. Ich bin ungefähr zehn Jahre älter als der Vater Bricolin, obgleich er älter aussieht als ich.

— Das muß wahr sein, Ihr habt Euch gut erhalten, aber er . . . nun freilich, ihm ist ein Unglück zugestoßen, wie es nicht Jeden trifft.

— Ja, sagte der Bettler mit einem tiefen Seufzer der Zerknirschung. Er hat Unglück gehabt! . . .

— Ist es nicht eine Geschichte aus Eurer Zeit? Seid Ihr nicht aus jener Gegend?

— Ja, ich bin gebürtig aus Ruffec bei Beaufort, wo sich das Unglück zugetragen hat.

— Und Ihr wart damals in der Gegend?

— Freilich war ich da, gute heilige Jungfrau! Kann nicht daran denken ohne zu zittern. Hatte man dazumal eine Furcht!

— Ihr könnt Euch auch vor etwas fürchten, und seid doch stets und zu jeder Stunde allein auf den Landstraßen?

— Ach jetzt, mein Sohn ist das was Andres. Wovor soll sich ein armer Mann wie ich fürchten, der weiter nichts besitzt als die paar Lumpen, die er auf dem Leibe hat? Damals aber hatt' ich etwas Vermögen und die Räuber haben mich drum gebracht.

— Wie, sind die Feuerpeiniger auch bei Euch gewesen?

— Bewahre! ich hatte nicht genug, um die in Versuchung zu führen; aber ich besaß ein kleines Haus, das ich an Tagelöhner vermiethete. Als die Furcht vor den Räubern sich im Lande verbreitete, wollte Niemand mehr darin wohnen. Verkaufen konnt' ichs nicht, es auszubessern fehlte mirs am Besten und es brach mir fast schon über dem Kopfe zusammen. Da mußt' ich denn Schulden machen, die ich nachher nicht bezahlen konnte. Da wurde mir denn mein Feld, mein Haus und ein hübscher Hanfgarten, den ich hatte, abgepfändet und verkauft. Ich mußte den Bettelsack umhängen. Ich verließ das Land und seitdem reise ich stets umher wie die Kinder des lieben Herrgotts.

— Aber das Departement verlaßt Ihr nicht?

— Wo werd' ich! Hier bin ich bekannt, hier hab' ich meine Gönner und meine ganze Familie.

— Ich glaubte, Ihr wäret ganz allein?

— Ei alle meine Neffen, rechnest Du die für nichts?

— Ja so, die vergaß ich; ich selbst zum Beispiel, mein Kamerad, und alle die sind ja Eure Neffen, die Euch niemals Euern Sou zu Taback abschlagen. Aber sagt mal, Herr Ohm, die Feuerpeiniger, von denen wir eben sprachen, was für Leute waren denn das?

— Da mußt Du den lieben Gott fragen, denn er allein kann es wissen.

— Man sagt, daß es unter ihnen reiche Leute gab und solche, die zu den allervornehmsten gehörten.

— Man sagt sogar, Einige sollen noch leben und zwar in Hülle und in Fülle, Leute, die schöne Landgüter, gute Häuser haben, eine Rolle spielen im Lande und doch einem Armen keinen Heller geben würden. Ja, wenn's Leute wären wie ich, sie baumelten längst alle am Galgen!

— Da habt Ihr Recht, Onkel Cadoche!

— Ich habe noch Glück gehabt, daß ich nicht angeklagt wurde, denn damals hatte man Jedermann in Verdacht und die Justiz verfolgte nur die Armen. Man hat Leute ins Gefängniß geworfen, die rein waren wie Schnee und als man Hand anlegen wollte an die wahren Schuldigen, da kamen Befehle von oben her, sie wieder loszulassen.

— Und warum das?

— Nun gewiß deshalb, weil sie reich waren. Wann hast Du denn gesehn, mein Neffe, daß man die Reichen nicht begnadigte?

— Da habt Ihr wieder Recht. Na, Herr Ohm, da wären wir ja in Blanchemont. Wo soll ich Euch Euern Brodsack hinbringen?

— Gieb ihn nun her, mein Neffe. Ich will in des Herrn Pastors Stall schlafen gehn; er ist ein frommer Mann, der mich niemals fortschickt. Er ist wie Du, Großlude, Du hast mir nie ein verdrießliches Gesicht gemacht. Dafür sollst Du auch belohnt werden und mein Erbe sein, ich hab' es Dir immer versprochen. Ausgenommen das Sträußchen, das ich der kleinen Borgnotte geben will, sollst Du Alles haben, mein Haus, meine Kleider, meinen Ranzen und mein Schwein.

— Das ist schön, das ist schön, sagte der Müller; ich sehe wol, daß ich am Ende noch zu reich sein und daß alle Mädchen mich heirathen wollen werden.

— Ich bewundere Dein Herz, Ludwig, sagte Lemor, als der Bettler hinter der Hecke verschwunden war, durch die er quer hindurchging, ohne sich um Verzäunungen zu kümmern oder Fußsteige aufzusuchen. Du behandelst diesen Bettler, als ob er wirklich Dein Onkel wäre.

— Warum auch nicht, wenn's einmal sein Vergnügen ist, den Allerweltsonkel zu machen und Jedermann seine Erbschaft zu versprechen? Eine schöne Erbschaft, meiner Treu! Seine Lehmhütte, in der er mit seinem Schwein zusammen liegt, ganz wie der heilige Antonius, und seine Hinterlassenschaft, bei der Einem übel werden kann!

Wenn ich weiter nichts habe, um die Zustimmung des Herrn Bricolin zu erlangen, so sind meine Angelegenheiten auf dem besten Wege!

— Ungeachtet des Widerwillens, den seine Person einflößt, hast Du doch seinen Ranzen auf Deine Schultern genommen, um es ihm leichter zu machen. Ludwig, Du hast eine wahrhaft evangelische Seele!

— Als ob das wunder was wäre! Soll man einem armen Teufel, der sich noch im achtzigsten Jahre sein Brod erbettelt, einen so kleinen Dienst abschlagen? Und am Ende ist er ein ganz braver Kerl. Jeder schenkt ihm seine Theilnahme, weil er ehrlich ist, obgleich etwas scheinheilig und lüderlich.

— Ja, so scheint mir's.

— Was für Tugenden sollen solche Leute aber auch haben? Es ist schon viel, wenn sie blos Fehler haben und keine Verbrechen begehn. Hat er nicht trotz Allem ein ganz vernünftiges Urtheil?

— Ja, zuletzt ist's mir selbst aufgefallen. Warum aber hält er sich für Jedermanns Onkel? Ist das ein Sparren bei ihm?

— O nein, es ist nur so ein Ansehn, was er sich giebt. Viele Leute von seinem Gewerbe thun als hätten sie eine fixe Idee, um sich einen spaßhaften Anstrich zu geben, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn und die Leute zu unterhalten, die weder aus Mildherzigkeit noch aus Ueberlegung ein Almosen geben. Das ist leider bei uns so der Brauch, daß die Armen vor den Thüren der Reichen die Possenreißer spielen . . . Da wären wir aber am Pachthof, Kamerad. Glaube mir, Du thust gut, nicht mit hineinzukommen. Du wirst Dich be-

herrschen können, ich bezweifle es nicht. Aber sie weiß von nichts und könnte aufschreien oder ein Wort sagen ... Laß mich wenigstens sie benachrichtigen.

— Im Dorf ist aber noch Alles auf den Beinen, wird man nicht die Anwesenheit eines Unbekannten bemerken, wenn ich hier bleibe, um auf Dich zu warten?

— Eben darum thu mir die Freundschaft und geh in den Park; um diese Zeit geht da Niemand spazieren. Wenn ich zurückkomme, werd' ich pfeifen, als wenn ich einen Hund riefe — nimm's nicht übel — und Du eilst dann zu mir.

Lemor beschied sich, in der Hoffnung, daß der sinnreiche Müller schon ein Mittel ausfindig machen würde, Marcella herzubringen. Er schlug also langsam den Laubweg ein, der quer durch den Park ging, bei jedem Schritt wieder stillstehend, den Athem anhaltend und umkehrend, um für den Fall einer glücklichen Begegnung schneller bei der Hand zu sein.

Es währte nicht lange, so hörte er leichte Schritte, die über den Rasen hinzuhuschen schienen und ein Rascheln im Laube überzeugte ihn, daß ihm Jemand nahe. Er trat ins Dickicht, um sich zu überzeugen, ob er sich nicht täusche und sah wirklich eine etwas unbestimmte Gestalt, wie es schien eine ziemlich kleine Frau auf sich zukommen. Man glaubt leicht, was man wünscht, und Heinrich, der nicht zweifelte, daß es Marcella sei, die der Müller geschickt habe, zeigte sich und ging der Gestalt entgegen. Doch er stand sogleich wie-

der still, denn er hörte eine unbekannte Stimme vorsichtig rufen: Paul, Paul! Bist Du da, Paul?

Heinrich sah, daß er sich geirrt. Er glaubte zu einem fremden Stelldichein hingerathen zu sein und wollte sich entfernen. Allein er ging über dürres Reisig und machte ein Geräusch. Die Wahnsinnige ward ihn gewahr mitten in ihrem Liebestraum und flog ihm nach mit der Schnelligkeit eines Pfeils, mit klagender Stimme rufend: „Paul, Paul! Hier bin ich! Paul ich bin's! . . . Entfliehe doch nicht! Paul, Paul! ach, Du entfliehst mir immer!“

24.

Die Wahnsinnige.

Anfangs ließ sich Lemor durch das Abenteuer nicht sehr beunruhigen. In der Dunkelheit der Nacht glaubte er dem Frauenzimmer leicht zu entkommen, das er nicht deutlich genug gesehn, um seinen Zustand zu argwohnen. Er hoffte natürlich weit besser zu laufen als sie. Bald aber sah er, daß er sich täuschte und daß die ganze Schnelligkeit, deren er fähig war, eben nur ausreichte, sie in einiger Entfernung hinter sich zu behalten. Da er durch den ganzen Park mußte, befand er sich bald in der Allee im Hintergrunde, welche die Bricoline Stunden lang auf und abzugehn pflegte und in der ihr Fuß an manchen Stellen das Gras abgetreten hatte. Der Flüchtling, durch

die blosliegenden Wurzeln und die Unebenheiten des Fußsteiges etwas gehindert, wandte jetzt in der Allee seine ganze Kraft an, um einen Vorsprung zu gewinnen. Die Wahnsinnige aber, wenn sie einmal der Gewalt eines glühenden Gedankens hingegeben war, wurde leicht, wie ein welkes Blatt, das der Sturm vor sich her treibt. Sie folgte daher Lemor so rasch, daß dieser, höchlichst überrascht und sehr bemüht, nicht so nahe gesehn zu werden, daß man ihn später wiedererkennen könnte, sich aufs Neue ins Dickicht stürzte und sich im Dunkeln ihr zu entziehn suchte. Allein die Wahnsinnige kannte alle Bäume und Sträucher, ja fast alle Zweige im Park. Zwölf Jahre schon brachte sie hier ihr Leben zu und es gab keinen Winkel, durch den ihr Körper sich nicht maschinenmäßig gewöhnt, hindurchzuschlüpfen, obgleich ihr Geisteszustand ihr jede vernünftige Beobachtung unmöglich machte. Ueberdies machte die Exaltation ihrer Raserei gegen jeden körperlichen Schmerz unempfindlich. Sie hätte an den Dornen des Dickichts Fetzen Fleisch hängen lassen, ohne es zu bemerken und dieser gleichsam starrsüchtige Zustand gab ihr einen unzweideutigen Vortheil vor dem, den sie einholen wollte. Sie war überdies schmächtig, ihr abgezehrter Körper nahm einen so geringen Raum ein, daß sie wie eine Eidechse zwischen den verschlungenen Zweigen durchschlüpfte, wo Lemor sich mit Gewalt Bahn brechen oder öfter noch ausweichen mußte.

Da er sich noch mehr behindert sah, als zuvor, eilte er wieder in die Allee, wobei sie ihm stets hart auf den Fersen blieb, und entschloß sich, über den Graben zu springen, ohne daß er bei dem dich-

ten Strauchwerk auf beiden Seiten die Breite desselben beurtheilen konnte. Er sprang und fiel mit den Knieen in die Dornen. Kaum aber hatte er Zeit gehabt wieder aufzustehn, als das Gespenst, durch dies Hinderniß ohne Sprung hindurcheilend und ohne sich weder um die Steine noch um die Nesseln zu kümmern, schon an seiner Seite war und sich an seinen Kleidern festkrallte. Als Lemor, dessen Phantasie lebhaft war wie die eines Künstlers und Dichters, sich so von diesem wahrhaft schrecklichen Wesen gepackt sah, glaubte er, ein Traum habe sich seiner bemächtigt. Er rang mit ihr wie mit dem Gespenst beim Alpdrücken und es gelang ihm, sich loszureißen. Die Wahnsinnige stieß ein unartikulirtes Geschrei aus und er lief wieder weiter querfeldein.

Aber sie flog ihm über die stachelstarrenden und verwundenden Rücke eines eben gemähten Stoppelfeldes eben so schnell nach als im Dickicht des Parks. Am Ende des Feldes sprang Lemor über ein zweites Gehege und befand sich gleich darauf auf einem stark abschüssigen bedeckten Wege. Noch hatte er keine zehn Schritte gemacht, als er schon wieder hinter sich das Gespenst mit erstickter Stimme rufen hörte: Paul, Paul, warum fliehst Du?

Dies Wettrennen hatte etwas Phantastisches, das sich immer mehr der Einbildungskraft Lemors bemächtigte. Während er sich aus der Umklammerung der Tollen losriß, hatte er bei der Sternenhelle der Nacht die seltsame Erscheinung, ihr leichenhaftes Gesicht, ihre spindeldürren, wundenbedeckten Beine, ihre langen auf blutige Lumpen herabflatternden schwarzen Haare einigermaßen zu unterschei-

den vermocht. Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, daß dies unglückselige Geschöpf eine Geistesabwesende sei. Er glaubte sich verfolgt von einer eifersüchtigen Geliebten, die für den Augenblick von Sinnen gekommen, da sie ihn hartnäckig für einen Andern hielte, und war unschlüssig, ob er nicht stehn bleiben und mit ihr sprechen solle, um sie zu enttäuschen; aber wie sollte er dann seine Gegenwart im Park erklären? Mußte er, ein Unbekannter, der wie ein Dieb im Schatten herumschlich, nicht gleich von vorn herein Argwohn auf dem Hofe erregen, und war es nicht nothwendig, daß er es vor allen Dingen vermied, sein erstes Erscheinen in dieser Gegend mit einem Aergerniß erregenden oder lächerlichen Abenteuer zu bezeichnen?

Er entschied sich also dafür, wieder zu laufen und diese seltsame Anstrengung dauerte ununterbrochen fast eine halbe Stunde. Lemors Hirn erhitzte sich wider Willen und zuweilen war es ihm, als fühle er sich selbst wahnsinnig werden, wenn er die unbegreifliche Hartnäckigkeit und übernatürliche Schnelligkeit des Phantoms sah, das ihn so erbittert verfolgte. Es kam ihm vor wie die Erzählungen von den Willie's und den bösen Feen der Nacht.

Endlich fand Lemor im Grunde des Thales die Vauvre und wollte sich, obgleich in Schweiß gebadet, hineinwerfen, um durchzuschwimmen, da er glaubte, wenn dies Hinderniß zwischen ihm und dem gespenstischen Wesen liege, werde er endlich frei sein, als er plötzlich hinter sich einen entsetzlichen herzzerreißenden Schrei hörte, bei dem ihn ein kalter Schauder überlief. Er wandte sich um, sah aber nichts mehr. Die Wahnsinnige war verschwunden.

Der erste Gedanke Heinrichs war, diesen Augenblick, der leicht nur ein einziger Moment der Rast sein konnte, zu benutzen, um sich der Verfolgung gänzlich zu entziehen. Aber der entsetzliche Schrei hatte einen zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht. War es die Frau, die ihn ausgestoßen? Der Ton hatte fast nichts Menschliches, und doch, welchen Schmerz, welche furchtbare Verzweiflung schien er auszudrücken! „Sollte sie gefallen sein und sich vielleicht schwer verletzt haben? Oder hat sie, als sie mich hinter diesen Weiden aus den Augen verlor, geglaubt, ich sei ins Wasser gefallen und ertrunken? War es ein Schrei des Todeskampfes oder des Schreckens? Oder war's die Wuth, mir nicht ins Wasser folgen zu können, in das ich mich, wie sie wol glaubte, geworfen? Aber wie, wenn sie selbst in irgend einen Graben, in einen Absturz gefallen wäre, den ich im Vorbeilaufen nicht gesehen? Wenn dies verwünschte Zusammentreffen einer Unglücklichen das Leben kostete? Nein, was auch daraus werden möge, ich kann sie unmöglich allein den Schrecknissen des Todeskampfes preisgeben."

Lemor kehrte um und suchte die Unglückliche, konnte sie aber nicht finden. Der Weg, den er gelaufen, führte am äußersten Rande des Parks hin; das Gehege bildete hier hohes Gesträuch, aber kein Graben; nirgend ein Sumpf oder Wasserbehälter, in dem sie hätte ertrinken können. Der sandige Weg zeigte, so viel Lemor sehn konnte, nirgend die Spur eines gefallenen Körpers. Er suchte noch immer und gab sich allen möglichen Vermuthungen hin, als er mehrmals pfeifen hörte, wie wenn man einen Hund zurückruft. Anfangs

achtete er wenig darauf, so erregt und beschäftigt war er noch mit seinem Abenteuer. Endlich aber fiel es ihm ein, daß dies das mit dem Müller verabredete Zeichen sei, und da er die Hoffnung aufgeben mußte, seine Verfolgerin zu finden, antwortete er dem Ruf Ludwigs ebenfalls durch einen Pfiff.

„Dich muß wol der Teufel reiten, sagte der Letztere leise, als sie zusammentrafen, daß Du so weit fortwanderst, obgleich ich Dir gerathen, Dich nicht von der Stelle zu rühren! Eine runde Viertelstunde such' ich Dich hier im Holz; ich wagte es nicht, Dich gar zu laut zu rufen, und schon verlor ich die Geduld . . . Aber wie siehst Du aus, was ist Dir? Du bist ja ganz außer Athem und ganz zerfetzt! Hol' mich der Teufel, meine Blouse hat, wie ich sehe, auf Deinem Leibe eine schlechte Viertelstunde mitgemacht! Aber so rede doch! Du siehst aus, wie ein Kaninchen, das mit genauer Noth den Krallen des Habichts entkommen, oder vielmehr wie ein Mensch, den der Kobold vor sich her gejagt hatte.

— Das ist's, Freund. Entweder liegt den Mährchen, die Jeannie von den nächtlichen Spukgeistern im Schwarzthale erzählt, eine unerklärliche Wirklichkeit zu Grunde, oder ich bin besessen gewesen. Wenigstens eine Stunde, wie ich glaube, es kann aber auch ein Jahrhundert sein, denn ich weiß es wahrhaftig nicht zu sagen, jage und schlage ich mich hier herum mit dem Teufel.

— Wenn Du nicht zu jeder Mahlzeit eigensinnig reines Wasser tränkest, antwortete der Müller, würd' ich glauben, Du hättest Dich just in die Stimmung versetzt, in der man durchaus sein muß, um

m „großen Ungethüm“, dem „weißen Windhund“ oder dem Wehrwolf“ zu begegnen. Aber Du bist ein zu gelehrter und vernünftiger Mensch, um an dergleichen Alfanzereien zu glauben. Es muß Dir daher was zugestoßen sein. Vielleicht ein toll gewordener Hund?

— Etwas viel Schlimmeres, sagte Lemor, der allmälig wieder zur Besinnung kam, ein toll gewordenes Weib, Freund, eine Hexe, die schneller lief als ich und die gerade in dem Augenblick, wie, weiß ich selbst nicht, verschwunden ist, als ich mich eben ins Wasser stürzen wollte, um sie loszuwerden.

— Ein Weibsbild? Aha! Und was sagte sie?

— Sie hielt mich für einen gewissen Paul, der, wie es scheint, ihr sehr am Herzen liegen muß.

— Dacht' ich's doch! Es ist die Wahnsinnige aus dem Schloß. Ich Dummkopf, das nicht vorherzusehn, daß Du ihr hier begegnen könntest! Wahrhaftig, ich hatt' es ganz vergessen. Wir sind so sehr daran gewöhnt, sie des Abends hier wie ein Wiesel herumschleichen zu sehn, daß wir nicht mehr darauf achten. Und doch, wenn man recht daran denkt, ist's ein Unglück, daß Einem das Herz davon brechen kann! Aber wie zum Teufel kam es, daß sie Dir nachlief? Gewöhnlich läuft sie fort, wenn sie Jemand auf sich zukommen sieht. Ihr Zustand muß kürzlich schlimmer geworden sein. Und doch stand es schon schlimm genug mit ihr, der armen Dirne!

— Wer ist denn dies unglückselige Geschöpf?

— Das wirst Du später hören. Jetzt laß uns schnell gehen. Du scheinst freilich wie zerschlagen zu sein vor Ermattung.

— Ich glaube, ich habe mir beim Fallen das Knie zerschlagen.

— Aber dort am Ende des Fußsteigs wartet Jemand ungeduldig auf Dich, sagte der Müller noch leiser.

— O, ich fühle mich leicht wie der Wind, rief Lemor und fing an zu laufen.

— Sachte, sachte, sagte der Müller und hielt ihn zurück. Du mußt nur auf dem Rasen laufen. Kein Geräusch gemacht. Sie steht dort unter dem großen Baum. Ich will die Runde machen, damit Euch Niemand überrascht.

— Ist denn irgend eine Gefahr für sie dabei, daß sie hieher gekommen ist? fragte Lemor erschrocken.

— Wenn ich das dächte, hätte ich's gewiß nicht zugegeben! Sie haben im neuen Schloß Alle zu thun mit dem morgenden Fest. Aber wenn ich auch nur dafür sorge, die Wahnsinnige fern zu halten; es könnte ihr einfallen, Dich noch einmal zu plagen.

Heinrich war ganz seinem Glücke hingegeben und eilte, sich Marcella zu Füßen zu werfen, die ihn an einer der einsamsten Stellen des Gehölzes unter einer Gruppe Eichen erwartete.

Sie fanden in ihrer ersten Wonne kein Wort der Erklärung. Obschon züchtig und zurückhaltend, wie sie es immer gewesen, fühlten sie doch einen Rausch der Seligkeit, für den es nach ihrem Sinn keinen genügenden Ausdruck gab. Sie waren wie betäubt davon, einander so bald wiederzusehn, nachdem sie beinahe schon an eine

ige Trennung geglaubt, und doch suchten sie es einander nicht be-
ißlich zu machen, was Alles in ihnen vorgegangen und sie veran-
it, ihre Pläne muthiger Aufopferung so schnell zurückzunehmen.
er sie ahnten es Beide, welche nicht zu ertragenden Leiden und
lcher unwiderstehliche Zug des Herzens sie fast in demselben Au-
ublick, da sie geschworen, einander zu fliehn, gezwungen hatte,
eder zu einander zu eilen.

— Unbegreiflicher Mensch! Mich auf immer verlassen zu wollen!
gte Marcella, Lemor ihre schöne Hand überlassend.

— Grausame! Mich auf ein ganzes Jahr zu verbannen! ant-
vortete Lemor und drückte ihre Hand an seine glühenden Lippen.

Und Marcella sah wol ein, daß ihr Entschluß, ein Jahr lang
uthig auszuhalten, in ihren eigenen Augen aufrichtiger gemeint
ewesen war, als die ewige Verbannung, zu der Lemor versucht,
ich zu verurtheilen.

Als sie daher im Stande waren, mit einander zu reden, was
sie erst vermochten, nachdem sie sich lange mit stillem Entzücken ange-
sehn, kam auch Marcella zuerst auf ihren wirklich lobenswerthen
Entschluß zurück.

— Lemor, sagte sie, dies ist nur ein kurzer Sonnenblick, der
zwischen zwei Wolken hervorbricht. Wir müssen dem Gebot der
Pflicht gehorchen. Selbst wenn der Sicherheit unseres Verhältnisses
hier kein Hinderniß entgegenstände, läge doch etwas höchst rücksichts-
und gefühlloses darin, uns so schnell zu vereinigen, und wir müssen
uns in dieser Stunde zum letzten Male vor Ablauf meiner Trauerzeit

wiedersehen. Sage mir, daß Du mich liebst und daß ich Deine Frau werde, und ich werde genug Kraft haben, um auf Dich zu warten.

— Sprich mir jetzt nicht von Trennung! sagte Lemor ungestüm. O laß mich die Süße dieses Augenblicks ganz auskosten; er ist der schönste meines Lebens! Laß mich vergessen, was gestern war und morgen sein wird. Sieh, wie ist die Nacht so mild und der Himmel so schön! Wie ist dieser Ort so voll Ruhe, die Luft so voller Wohlgerüche! Du bist da, Marcella, ja Du, Du selbst, nicht Dein Schatten! Wir sind beide hier! Zufällig und unwillkührlich haben wir uns wieder gefunden. Gott hat es gewollt und wir sind so glücklich gewesen, zu gehorchen, wir alle beide, auch Du, Marcella, eben so sehr als ich? Ist es möglich? Nein, ich träume nicht, denn Du bist hier, dicht neben mir, mit mir zusammen, wir beide allein mit einander und so glücklich! Wir lieben uns so innig; wir konnten uns nicht verlassen, wir können es nicht, wir werden es nie können!

— Und doch, mein Freund . . .

— Ich weiß, ich weiß, was Du sagen willst. Morgen, einen andern Tag magst Du es mir schreiben, mir sagen lassen, was Dein Wille ist. Ich werde gehorchen, das weißt Du! Aber warum diesen Abend davon sprechen? Warum diesen Augenblick verderben, der seines Gleichen nicht hat in meinem ganzen Leben? Laß mich mir einreden, daß er nie zu Ende geht! Marcella, ich sehe Dich! O wie gut sehe ich Dich trotz der Nacht! Wie bist Du schöner geworden

it drei Tagen . . . seit jenem Morgen, an dem Du schon so schön warst! O sage mir, daß deine Hand nie wieder aus der meinen herauskommen soll! ich halte sie so fest!

— Ja, Du hast Recht, Lemor! Sein wir denn glücklich, uns wiedergefunden zu haben, und denken wir jetzt nicht daran, daß wir scheiden müssen . . . morgen . . . einen andern Tag.

— Ja, einen andern, einen andern Tag! rief Heinrich aus.

— Thut mir den Gefallen, etwas leiser zu sprechen, sagte der Müller, zu ihnen herantretend; ich höre Alles, was Du sprichst, Heinrich, ohne es zu wollen.

Fast eine Stunde lang blieben die beiden Liebenden wie versunken in reines Entzücken, träumten die schönsten Träume von der Zukunft und sprachen von ihrem Glück, nicht als sollte es eine Unterbrechung erleiden, sondern als würde es morgen seinen Anfang nehmen. Der Hauch der Nacht umwehte sie mit balsamischen Düften; die Sterne zogen funkelnd ob ihren Häuptern fort, ohne daß sie den unaufhaltsamen Lauf der Zeit gewahr werden wollten, der nirgend stillsteht, als in glücklich liebenden Herzen.

Der Müller aber, nachdem er von Weitem mehr als ein Zeichen seiner Ungeduld gegeben, kam sie zu unterbrechen, als an der Himmelsuhr die Sterne des Wagens durch ihre Neigung die zehnte Stunde anzeigten.

— Meine Lieben, sagte er, ich kann euch unmöglich hier lassen, aber eben so unmöglich auch einen Augenblick länger auf euch warten. Die Hirten auf dem Hofe haben ihr Lied ausgesungen und hinter den

Fenstern des neuen Schlosses löschen die Lichter aus. Nur bei Fräulein Rosa ist es noch hell: sie wartet auf Frau von Blanchemont um schlafen zu gehn. Herr Bricolin wird alsbald mit seinen Hunden hier die Runde machen, wie er's am Abend vor Festtagen stets thut. Also schnell fort."

Lemor that Einspruch und meinte, er sei ja eben erst gekommen.

— Das ist möglich, sagte der Müller; aber weißt Du, daß ich noch heut Abend nach la Chatre gehen muß!

— Wie, in meinen Angelegenheiten? fragte Marcella.

— Ja, wenn Sie nichts dagegen haben. Ich will mit Ihrem Notar sprechen bevor er schlafen geht, und morgen bei Tage möchte ich's nicht gern thun, damit nicht Herr Bricolin merkt, daß ich gegen ihn verschworen bin.

— Aber Ludwig, sagte Marcella, ich will nicht, daß Sie meinetwegen riskiren . . . .

— Gut, gut, genug geplaudert! antwortete der Müller. Ich will thun, was mir beliebt . . . . Horch, da hör' ich schon die gelben Hunde anschlagen. Treten Sie auf die Wiese hinaus, Frau von Blanchemont, und wir, mein lieber Pariser, wir wollen den Weg da oben einschlagen, wenn Du nichts dagegen hast. Auf!"

Die Liebenden trennten sich ohne einander weiter etwas zu sagen; sie scheuten sich zu sehr, sich daran zu erinnern, daß diese Zusammenkunft die letzte sein sollte. Marcella hatte nicht die Kraft, einen Tag zur Abreise Heinrichs festzusetzen, und dieser entfernte sich, nachdem er

ihr wol noch zehnmal schweigend die Hand geküßt, so schnell als möglich, aus Furcht, sie möchte diesen Tag noch bestimmen.

— Nun, was habt Ihr denn ausgemacht? fragte der Müller, als sie den Rand des Parks erreicht hatten.

— Nichts, mein Freund, sagte Lemor. Wir haben nur von unserm Glück gesprochen.

— Vom künftigen; aber die Gegenwart?

— Es giebt weder Gegenwart noch Zukunft; wenn man liebt, ist dies Alles eins und dasselbe.

— Na, da phantasirst Du schon wieder. Ich hoffe aber doch, daß Du Dich ruhig verhalten und daß ihr mich nicht gar zu sehr bei Nacht und im Walde mit Todesängsten abstrapazieren werdet. Du bist jetzt auf Deinem Wege, mein Junge. Wirst Du Dich allein nach Angibault zurück finden?

— Ohne Schwierigkeit. Aber soll ich Dich nicht lieber in die Stadt begleiten?

— Nein, es ist zu weit. Einer von uns müßte zu Fuß gehen und würde den andern nur aufhalten, wofern wir nicht, wie es hier zu Lande Mode ist, uns alle beide auf Sophie setzen wollten; aber das arme Thier hat schon zu viel Jahre auf dem Rücken und überdies hat sie noch kein Abendbrod gekriegt. Ich will sie holen gehn. Ich that erst als wenn ich nach meiner Mühle umkehrte, und band sie dann dort unten an einen Baum. Glaubst Du, es hat mir einige Sorge gemacht, die arme Sophie so ganz allein bloß unter des guten Herrgotts Schutz zu lassen? Ich habe sie wohl versteckt hinter dem

Buschwerk; aber wenn nun irgend ein Landstreicher, wie sie dutzendweis zum Fest herkommen, sie gefunden und mir gemaust hätte? Während ihr dort girrtet, trabte mir immer meine Sophie im Kopfe herum! . . . .

— Wir wollen sie zusammen holen gehn.

— Nein, nein, Du willst durchaus wieder nach dem Schloß zu umkehren, ich merk es wol. Geh nur heim und sag meiner Mama, sie soll schlafen gehn und sich nicht ängstigen, ich werde vielleicht etwas spät nach Hause kommen. Herr Tailland, der Notar, wird mich wol zum Abendbrod bei sich behalten wollen. Er ist ein Lebemann, ein Feinschmecker und dabei ein angenehmer Herr. So werd' ich Zeit genug haben, mit ihm die Blanchemontsche Angelegenheit zu besprechen und Sophie frißt unterdeß ihre Metze ohne ihn zu Rathe zu ziehn.

Lemor bestand nicht darauf, seinen Freund zu begleiten. Wie lieb er auch den guten Müller hatte und wie dankbar er ihm war, er zog es vor, allein zu sein nach der seligen Aufregung dieses Abends. Er fühlte das Bedürfniß, ungestört an Marcella zu denken und den schönen Traum, den er zu ihren Füßen geträumt, noch einmal von vorne anzufangen. Er schlug daher den Weg nach Angibault ein, etwa so, wie ein Mondsüchtiger den Weg zu seinem Bette findet. Ich weiß nicht, ob er die Straße ging, ob er vermittelst der Brücke über den Fluß kam, ob er nicht doppelt so weit ging, als er zu gehen brauchte, ob er sich nicht zum Oeftern am Rande einer Quelle vergaß. Die Nacht war voller Wollust und vom Hahn, dessen Gekrähe

das Echo der Hütten wiederholte, bis zur Grille, die geheimnißvoll im Grase zirpte, schien ihm Alles im Triumph wie im Geheimen den geliebten Namen Marcella zuzurufen.

Als er aber in der Mühle ankam, fühlte er sich so sehr ermattet, daß er gleich, nachdem er der guten Müllerin gesagt, sie solle auf ihren Sohn nicht warten, sich in das Bett warf, das ihm Ludwig in seinem Zimmer hatte aufstellen lassen. Mutter Marie schärfte Jeannie ein, den Herrn wenn er käme nicht zu lange warten zu lassen, sondern schnell aufzustehn, um Sophie in den Stall zu bringen, und ging dann ebenfalls zur Ruhe. Allein die Mutterliebe schläft nur mit einem Auge, und da ein Gewitter entstanden war, fuhr die gute Frau bei jedem Donnerschlag, der lang hin durch das Thal rollte, empor, in dem Glauben, ihren Sohn an der Thür Jeannies, der in der Mühle schlief, klopfen zu hören. Als es Tag wurde, stand sie vorsichtig auf, und ging ihm sagen, er solle nur keinen Lärm machen, weil Ludwig, der wahrscheinlich spät nach Hause gekommen sei, etwas länger schlafen müsse, als gewöhnlich. Sie war sehr erstaunt und fast erschrocken, als Jeannie ihr antwortete, daß der Herr noch nicht nach Hause gekommen sei.

— Nicht möglich! sagte sie. Er bleibt nie die Nacht weg, wenn er nur nach Blanchemont geht.

— Ja, Mutter, es war gestern der Vorabend vom Fest. Dort unten schläft heut keine Seele. Die Schenken bleiben die ganze Nacht offen. Die Dudelsackpfeifer rücken ein und spielen ihre besten Stücke auf. Da tanzt einem das Herz im Leibe. Man wünscht, es wäre

schon morgen und denkt nicht ans Schlafengehn, denn man hat Angst zu spät aufzuwachen und möchte sich doch auch nicht so viel wie schwarz unter'm Nagel von der Gaudey entgehn lassen. Unser Herr wird sich vergnügt gemacht und der Nacht ein Schnippchen geschlagen haben.

— Der Herr bringt seine Nächte nicht in der Schenke zu, antwortete die Müllerin kopfschüttelnd, nachdem sie die Stallthür geöffnet hatte um zu sehen, ob Sophie nicht an der Raufe stände. Ich glaubte schon, setzte sie hinzu, er wäre hereingekommen und hätte Dich nur nicht aufwecken wollen, Jeannie. Das wird ihm immer schwer; lieber bedient er sich selbst, als daß er einen Burschen wie Dich aufweckt, der so fest schläft, daß ein Auge das andre nicht sieht. Aber er, er hat gar nicht geschlafen! schon vorgestern hat er sich gehörig strapazirt, er war weit weg. Die Nacht drauf ist er spät schlafen gegangen und diese Nacht gar nicht! . . .

Die Müllerin ging mit einem tiefen Seufzer an ihre Sonntagstoilette. „Die Liebe! ach die Liebe! dachte sie, die ists, die ihn quält und ihn nicht Tag nicht Nacht ruhen läßt. Wie wird das Alles für ihn endigen!

25.

Sophie.

Die gute Müllerin war in trübe Gedanken versunken und sprach sie, wie manche alte Leutchen zu thun pflegen, laut aus, während sie von ihrem Schrank an den Spiegeltisch trat und maschinenmäßig ihre altmodische Jacke mit langen Schößchen und die gewürfelte Kattunschürze zurecht zog, die sie seit ihrer Jugend wie ein Kleinod aufbewahrte und sehr in Ehren hielt, weil sie in jenen Zeiten viermal so viel gekostet, als jetzt ein weit schönerer Stoff.

— Mache Dir keinen Kummer, Mama, sagte Ludwig, der ihr von der Schwelle der Thür zuhörte und eben angekommen war ohne daß sie es bemerkt hatte; es wird endigen wie es endigen kann; Dein Sohn wird sich stets bemühen, Dich glücklich zu machen.

— Ach, mein armes Kind, ich sah Dich gar nicht! sagte die Müllerin, trotz ihres Alters noch etwas verschämt, mit ihrem langen grauen und aufgelöst auf die Schultern herabfallenden Haare von ihrem Sohn überrascht zu sein; denn die Frauen im Schwarzthale schämten sich zu ihrer Zeit sehr, ihr Haar sehen zu lassen. Allein Mutter Marie vergaß bald diese Regung veralteter Ziererei, als sie bemerkte, wie bleich und verstört ihr Sohn aussah.

— Gerechter Himmel, rief sie und schlug die Hände zusammen, wie siehst Du angegriffen aus! Als wenn Du den ganzen Regen in dieser Nacht ausgehalten hast! Wahrhaftig, Du bist noch ganz naß!

Geh Dich schnell umziehn. Wie geht denn das zu? Hast Du kein Haus gefunden, wo Du unterkommen konntest? Und wie übel Du aussiehst! Ach mein armes Kind, man möchte glauben, Du willst Dich durchaus krank machen!

Ach nein, Mutter, ängstige Dich nur nicht so ab! sagte der Müller und bemühte sich eine heitre Miene anzunehmen. Ich habe die Nacht unter Dach bei guten Freunden . . . . bei Leuten zugebracht, mit denen ich zu thun hatte und die mir ein gutes Abendbrod gaben. Ich bin nur etwas naß geworden, weil ich zu Fuß nach Hause gekommen bin.

— Zu Fuß? Und was hast Du denn mit Sophie gemacht?

— Ich habe sie verliehen . . . dem . . . dem Dings da, dort unten . . .

— Wem denn? Wer ist denn der Dings da, dort unten?

— Du weißt doch . . . Na, ich will Dir das später sagen. Wenn Du zum Fest willst, nehme ich die kleine Rappstute und Du kannst mit aufsitzen.

— Du thust nicht gut daran, Sophie zu verborgen, mein Sohn. Das ist ein Thier, das seines Gleichen nicht hat, und verdient geschont zu werden. Lieber wär's mir, Du verborgtest die beiden andern

Ja mir auch. Aber was ist zu machen, das geht einmal so. Ich will mich jetzt anziehn gehn, Mutter, wenn Du nach Blanchemont willst, rufst Du mich.

— Nein nein, ich sehe wol, daß Du kein Auge zugemacht hast diese Nacht; Du mußt ein Schläfchen machen. Wir haben ja auch noch Zeit bis zur Messe. Ach Lude, Lude, wie siehst Du aus! Es taugt dir wahrhaftig nichts, so herumzustreichen!

— Sei ruhig, Mutter, mir ist gar nicht unwohl und das soll nicht oft wieder vorkommen. Aber mitunter muß man sich wol ein Bischen betäuben!

Noch trauriger darüber, daß er auch seine Mutter betrübt, die ihre Besorgniß und Unzufriedenheit nie anders als mit der größten Milde und kluger Zurückhaltung an den Tag legte, ging der Müller in seine Stube und warf sich etwas ingrimmig und geräuschvoll auf sein Bett, so daß Lemor davon aufwachte.

— Du stehst schon auf? sagte dieser, sich die Augen reibend.

— Nein, ich lege mich hin, mit Deiner Erlaubniß, antwortete der Müller, dessen Bett unter seinen Faustschlägen erzitterte.

— Freund, was ärgert Dich? fragte Lemor, den die unzweideutigen Zeichen der innern Wuth Ludwigs vollends aufmunterten.

— Aergern? Ja, ich geb es zu, vielleicht mehr als die Sache werth ist, und ich kann mich dessen nicht erwehren.

Und große Thränen rollten aus den schlafmüden Augen des Müllers.

— Lieber Freund, rief Lemor, aus seinem Bett springend und sich eilig anziehend, es ist Dir ein Unglück zugestoßen in dieser Nacht, ich seh es wol. Und ich schlief ruhig! Mein Gott, was kann ich thun, wohin soll ich eilen?

Ach nirgend, nirgend hin, es hilft doch nichts, sagte Ludwig achselzuckend, als schämte er sich seiner Schwäche; bin genug herumgelaufen diese Nacht um Nichts . . . und da lieg ich nun, daß mir fast die Zunge aus dem Halse hängt, und wofür? . . . für eine Dummheit, wenn man's bei Lichte besieht! Aber kann ich dafür? Man gewöhnt sich an die Thiere wie an Menschen und es thut einem leid um einen alten Gaul, als wär er ein alter Freund! Ihr freilich begreift das nicht, ihr Städter, wir aber, wir simpeln Landleute, wir leben mit unsern Thieren, von denen wir uns kaum unterscheiden!

— Ich verstehe, Du hast Sophie verloren.

— Verloren, ja; das heißt, man hat sie mir gestohlen.

— Vielleicht gestern Abend im Park?

— Ganz richtig. Erinnerst Du Dich nicht noch, daß mir schon nichts Gutes schwante? Als Du fort warst, ging ich nach der Stelle, wo ich sie gut versteckt hatte und von wo sich das arme Thier, das geduldig ist wie ein Lamm, sicherlich nicht losgerissen hätte. In ihrem ganzen Leben hat sie keinen Zaum, keinen Halfter zerrissen. Und was seh' ich? Pferd und Zaum, Alles war verschwunden. Habe gesucht, bin herumgelaufen; nichts zu finden. Dazu getraut' ich mir nicht recht im Hof nach ihr zu fragen, denn darüber hätten sich die Leute Gedanken gemacht. Man hätte mich gefragt, wie ich's denn angestellt, da ich doch auf meinen Gaul fortgeritten, ihn unterwegs zu verlieren. Man hätte geglaubt, ich sei betrunken und Madame Bricolin würde nicht verfehlt haben, vor Fräulein Rosa zu berichten, ich hätte irgend ein geheimes Abenteuer gehabt, das eines Mannes unwürdig sei, der

in der Welt nur an sie denkt. Anfangs glaubt' ich, es habe mir Jemand nur einen Streich spielen wollen. Ich bin in alle Häuser gegangen. Das ganze Dorf war noch auf den Beinen. Ich ging von Einem zum Andern und spürte herum ohne mir etwas anmerken zu lassen, und schlich mich in alle Ställe, selbst in die des Schlosses, ohne daß mich Jemand bemerkte. Nirgend meine Sophie! In Blanchemont wimmelts diesen Augenblick von Leuten jeden Schlages und gewiß hat sich unter ihnen auch ein verschlagener Schurke gefunden, der zu Fuß gekommen war, und zu Pferde wieder abgereist ist, in der Meinung, daß für ihn das Fest noch ehe es angefangen, schon gut genug ausgefallen ist, als daß er noch nöthig hätte, es weiter mitzumachen. Wir wollen nicht mehr daran denken. Es ist noch ein Glück, daß ich bei alle dem doch nicht ganz den Kopf verloren habe. Meine leichten Füße trugen mich nach la Chatre, wo ich meinen Notar gesprochen habe. Es war schon etwas spät, er mit dem Abendbrod längst fertig und die Verdauung machte ihn etwas schwerfällig; aber er wird doch zum Fest kommen, er hat's mir versprochen. Als ich ihn verlassen, hab' ich noch überall herum gespürt und auf jeden Busch geklopft wie ein Nachtjäger; bin getrabt bei Donner und Regen, bis an den lichten Morgen, immer noch in der Hoffnung, meinen Spitzbuben irgend wo versteckt zu finden. Alles umsonst! Ich will mein Unglück nicht austrommeln, denn das würde einen Skandal geben und wenns zu einer Untersuchung käme, möchten wir schön dastehn mit dieser Historie vom Gaul, den wir im Gebüsch versteckt, und eine Stunde allein gelassen, ohne daß wir zu sagen vermöchten, wie und

warum. Ich hatte sie ziemlich weit von Euerm Platz untergebracht, damit, wenn sie sich ja etwas rührte, das Geräusch die Aufmerksamkeit nicht nach Eurer Seite hinzöge. Arme Sophie! Ich hätte mich sollen verlassen auf ihre Verständigkeit. Sie würde sich nicht vom Fleck gerührt haben!

— Also bin ich die Ursache dieses Mißgeschicks! Ludwig, es schmerzt mich mehr als Dich und Du wirst mir gewiß erlauben, daß ich Dich entschädige so gut ichs vermag.

— Davon sei mir nur still! Aus dem lumpigen Gelde, was das alte Thier auf dem Markte noch gegolten hätte, mache ich mir herzlich wenig. Glaubst Du, daß hundert Frcs. mir so nahe gehen würden? O, nein, um das Thier selbst thut mir's leid, nicht um das, was es werth ist, denn einen Preis hatte es für mich nicht; Sophie war mir nicht feil. Sie war so muthig, so verständig und kannte mich so gut! Ich bin überzeugt, sie denkt jetzt an mich und sieht den, der sie jetzt pflegt, schief an. Wenn er sie nur gut in Acht nähme! Wüßt' ich das bestimmt, es könnte mich einigermaßen trösten. Aber er wird sie mit Peitschenhieben tractiren und mit Kastanienschlauben füttern. Aber gewiß hat sie so ein Racker aus der Mark gestohlen, der sie jetzt in sein Gebirge auf ein Steinfeld auf die Weide jagt, statt auf ihren hübschen kleinen Roßgarten hier am Wasser, wo sie so schön zu leben hatte und noch mit den Füllen ihre Sprünge und Zoten machte. Wie lustig war's ihr immer zu Muthe beim Anblick der grünen Wiese! Und meine Mutter! der wird's erst leid thun, besonders, da ich's ihr nicht recht erklären kann, wie sich das Unglück zugetragen

hat! Noch hab' ich nicht den Muth gehabt, es ihr zu sagen. Sprich also nicht davon, bis ich mir in meinem Gehirnkasten irgend eine Geschichte zusammengeflickt habe, die ihr die Nachricht minder bitter macht.

Es lag in dem kindlich naiven Kummer des Müllers etwas Komisches und doch zugleich Rührendes, und Lemor, den es ganz trostlos machte, daß er die Ursache sei, nahm es sich selbst so zu Herzen, daß der gute Ludwig ihn zu trösten suchte.

— Laß es jetzt gut sein, sagte er; es ist schon genug Krakeel gemacht um so ein vierbeiniges Geschöpf. Ich weiß recht gut, daß es nicht Deine Schuld war, es ist mir auch keinen Augenblick eingefallen, es Dir zum Vorwurf zu machen. Laß Dir das, Freund, nicht die Erinnerung an Dein Glück verderben. Es ist ja nicht der Rede werth im Vergleich mit dem schönen Abend, den Du unterdeß erlebt hast! Wenn ich jemals ein Stelldichein mit Rosa hätte, gern wollt' ich dafür mein Lebtage nur auf dem Besenstiel reiten! Erzähl' es nur nicht Madame Marcella, denn sie wäre im Stande, mir ein Pferd für tausend Franken zu schenken, und wahrhaftig, das würde mir weh thun. Ich will mich nicht mehr so an Thiere gewöhnen. Man hat schon mit den Menschen Kummer genug im Leben. Denk Du, das sag' ich Dir, jetzt nur an Deine Liebe und putze Dich aus zum Fest, aber ohne den Landmann abzulegen; sie müssen sich in unsrer Gegend etwas an Dich gewöhnen. Das wird besser sein, als wenn Du Dich versteckst, was nur sofort Verdacht erregen würde. Du wirst Mad. Marcella sehn, aber nicht mit ihr

sprechen, hörst Du? Uebrigens wirst Du dazu auch keine Gelegenheit finden, denn sie hat noch große Trauer und tanzt nicht . . . Rösel aber nicht und ich gedenke mit ihr gehörig zu tanzen bis in die Nacht hinein, jetzt, da ihr allerliebster Herr Papa nichts dagegen hat. Dabei fällt mir aber ein, daß ich ein Paar Stündchen schlafen muß, damit ich nicht so verstört aussehe. Aergere Dich weiter nicht, in fünf Minuten sollst Du mich schnarchen hören.

Der Müller hielt Wort und als man ihm um zehn Uhr seine Rappstute vorführte, die viel schöner, aber bei ihm nicht so beliebt war, wie Sophie, als er, im Sonntagsrock von feinem Tuch, das Kinn glatt rasirt, mit klarem Gesicht und freudeleuchtenden Augen, aufsaß, da fühlte die Müllerin, die vermittelst eines Stuhls und mit Lemors Hülfe sich hinter ihn setzte, eine Regung des Stolzes bei dem Gedanken, daß sie die Mutter des schönen Müllers sei.

Im Pachthofe hatte man auch nicht mehr geschlafen als in der Mühle und wir müssen etwas rückwärts ausholen, um den Leser mit den Ereignissen bekannt zu machen, die sich in der Nacht vor dem Feste in Blanchemont zutrugen.

In der unangenehmen Aufregung, in die ihn sein sonderbares Zusammentreffen mit der Wahnsinnigen versetzt und bei der berauschenden Freude, Marcella wiederzusehn, hatte Lemor gestern im Park nicht bemerkt, daß der Müller nicht viel ruhiger war, als er selbst. Ludwig hatte den Pachthof voll Bewegung und Tumult gefunden. Zwei Taradeyen und drei Kabriolets, in denen die ganze Bricolinsche Verwandtschaft angekommen war, standen wie ermüdet da an den

Ställen und Misthaufen. Alle armen Nachbarinnen, die begierig waren, einen kärglichen Lohn zu verdienen, waren in Anspruch genommen zur Besorgung des Abendbrods für die Gäste, die zahlreicher und ausgehungerter angekommen waren, als man's im neuen Schlosse erwartete. Herr Bricolin, bei dem die Eitelkeit, seinen Reichthum zu zeigen, die Scheu vor den Kosten überwog, war in der besten Laune. Seine Töchter und Söhne, seine Nichten, Neffen und Schwiegersöhne kamen der Reihe nach zu ihm und fragten, ihm ins Ohr flüsternd, wann er denn ins ausgebesserte, frischabgeputzte und über'm Thor statt des Wappens mit seinem Namenszuge geschmückte alte Schloß einziehn werde. „Denn am Ende wirst Du doch Eigenthümer und gnädiger Herr von Blanchemont — das war der ewige Refrain — und Du wirst Dein Vermögen besser zusammenhalten, als alle diese Grafen und Barone, zu deren Nachfolger Du Dich aufschwingst zum größten Ruhme der neuen Aristokratie, des Adels der guten harten Thaler." Und Herr Bricolin war berauscht von Stolz, und obschon er seinen lieben Verwandten mit pfiffigem Lächeln antwortete: „Noch nicht, noch nicht, vielleicht nie!" so gab er sich doch mit Entzücken schon jetzt die ganze Wichtigkeit eines Schloßherrn. Auf den Aufwand sah er's weiter nicht an, sondern gab seinen Knechten und Mägden, seiner Mutter, Frau und Tochter hundert Befehle mit donnernder Stimme und seinen Wanst fast bis ans Kinn aufblähend. Das ganze Haus ward um und um gekehrt, Mutter Bricolin rupfte dutzendweis Hühner, die fast noch zappelten, und Madame Bricolin, die anfangs in niederschmetternder Laune das Regiment

über den Küchentumult geführt, fing an auf ihre Weise ebenfalls lustig zu werden, als sie die Speisen massenweise aufgehäuft, die Zimmer in Bereitschaft gesetzt und ihre Gäste von Bewunderung ergriffen sah. Diese Unordnung machte es dem Müller leicht mit Marcella zu sprechen. Sie selbst entschuldigte sich mit Uebelkeit, entzog sich so der Mahlzeit und konnte während des Gelages mit Lemor im Park zusammentreffen.

Selbst Rosa hatte, während man den Tisch deckte, manchen trefflichen Vorwand gefunden, auf dem Hofe herum zu gehn und, wie es ihre Gewohnheit war, Ludwig unter der Hand ein freundliches Wort zu sagen. Ihre Mutter aber, die sie nicht aus dem Auge verlor, hatte ihrerseits ein Mittel ausfindig gemacht, den Müller schnell zu vertreiben. Da sie sich gezwungen sah, sich den Befehlen ihres Gemahls zu unterwerfen, der ihr aufs bestimmteste geboten, Ludwig keine böse Miene zu zeigen, ersann sie ein Verfahren, sowol ihren Haß zu befriedigen als Rosa mit ihrer Freundschaft für ihn Schande zu machen: sie suchte ihn bei ihren andern Töchtern und Verwandten, welche, jung und alt, eben so boshaft und ungeschlacht waren wie sie, lächerlich zu machen. In größter Schnelligkeit hatte sie es einer Jeden besonders anvertraut, daß dieser bäurische Schöngeist sich schmeichle, ihrer Tochter zu gefallen; Rosa wisse aber nichts davon und gebe darauf gar nicht Acht; Herr Bricolin wolle es nicht glauben und behandle ihn viel zu gut; sie aber wisse aus guter Quelle eine merkwürdige Thatsache: der „schöne Müller", der bei allen lüderlichen Landdirnen Hahn im Korbe sei, habe sich nämlich

Oeftern gerühmt, er verstehe es, auch der reichsten Bürgers-
ter zu gefallen, wenn er ihr nur den Hof machen wolle, der einen
gut wie der andern . . . Dabei nannte Mad. Bricolin die an-
nden Frauenzimmer und lachte auf eine bittre verächtliche Weise,
m sie ihre Schürze in die Höhe zog und die Hand in die Seite
mmte.

Was sie dem weiblichen Theil der Familie anvertraut, war bald
Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr auch den Bricolins männ-
en Geschlechts mitgetheilt, und Ludwig, der nur daran dachte,
der zu Lemor zu gehn, sah sich bald von allen Seiten mit so
tten Späßen angegriffen, daß er sie gar nicht begreifen konnte.
s er ging, folgte ihm ein kaum zurückgehaltenes Lachen und ein
verschämtes Gezischel. Er begriff aber die Lachlust nicht, die er
regte und verließ den Pachthof beunruhigt, sorgengequält und voll
erachtung für den groben Witz der Herren Ackerbürger, die diesen
bend in Blanchemont versammelt waren.

Da Mad. Bricolin sehr dazu gerathen, hütete man sich, Herrn
Bricolin von der Verschwörung etwas merken zu lassen, nahm sich
ber allgemein vor, den Müller auch morgen in Rosas Beisein
u hecheln. „Es ist durchaus nothwendig, sagte die Mutter, den
Laffen vor ihren Augen zu demüthigen, damit sie es lernt, nicht zu
sehr auf ihr gutes Herz zu hören, sondern sich das Bauernpack vom
Leibe zu halten.“

Nach dem Essen wurden die Musikanten geholt und man machte
auf dem Hofe ein Tänzchen, um einen Vorschmack vom morgenden

Vergnügen zu bekommen. Es wurde gerade eine Pause gemacht, als der Müller, der keine Ruhe mehr hatte und nach La Chatre wollte, den Liebenden die Versicherung gegeben, die Lustbarkeiten im neuen Schloß hätten für heute ein Ende, und sie genöthigt, sich weit früher zu trennen, als ihnen recht war.

Als Marcella zurückkehrte, hatte der Tanz wieder angefangen. Sie fühlte dasselbe Bedürfniß, sich einsam ihren Gedanken hinzugeben, wie Lemor, und kehrte in den Park zurück, wo sie langsam bis Mitternacht auf und nieder ging. Das Duett eines Dudelsacks und einer Leier ist, in der Nähe gehört, ein wahrer Ohrenzwang; in der Ferne aber hat das ländliche Instrument, das zuweilen so anmuthige Melodien hören läßt, welche durch ihre kunstlose und rohe Harmonie nur noch origineller werden, einen Reiz, der den natürlichen Sinn rührt und jedem das Herz bewegt, dem es in den schönen Tagen der Kindheit Wiegenlieder gesungen. Die kräftigen obschon zuweilen heiser und näselnd geklemmten Tonschwingungen der Sackschalmei und die scharf abgestoßenen eindringenden Kreischlaute des Leierkastens sind wie für einander gemacht und gleichen sich gegenseitig aus. Lange Zeit hörte Marcella mit Vergnügen zu und da sie bemerkte, daß die Musik immer angenehmer wurde, je weiter sie sich von derselben entfernte, hatte sie bald den äußersten Saum des Parks erreicht und verlor sich hier in süße Träumereien über das Landleben bei denen, wie man sich denken kann, ihre Liebe eine Hauptrolle spielte.

Plötzlich aber stand sie still, denn dicht vor ihren Füßen lag die

ahnsinnige auf der Erde ausgestreckt und regungslos wie eine iche. Obgleich sie sich ekelte vor der namenlosen Unreinlichkeit des jammernswürdigen Geschöpfs, entschloß sie sich doch, nachdem sie nsonst versucht, sie aufzuwecken, sie aufzuheben und eine Strecke it zu schleppen. Sie lehnte sie an einen Baum und da sie fühlte, ß sie nicht die Kraft habe, sie weiter zu tragen, wollte sie eben aus m Pachthof Hülfe holen gehn, als die Bricoline aus ihrem Starr=ampf zu erwachen begann. Sie strich sich mit ihrer fleischlosen nochenhand ihre langen von Erde und Gras starrenden Haare aus em Gesicht; Marcella half ihr diese dichte Hülle entfernen, welche ie am Athmen hinderte und fragte sie, ob sie Schmerzen habe.

— Gewiß hab' ich Schmerzen! antwortete die Wahnsinnige nit erschreckender Gleichgültigkeit und in demselben Tone, mit dem ie gesagt haben würde: ich lebe noch. Dann fragte sie mit kurz=abgebrochener befehlender Stimme: „Hast Du ihn gesehn? Er ist wieder gekommen. Er will nicht mit mir sprechen. Hat er Dir ge=sagt, warum?

— Er hat mir sagt, daß er wiederkommen würde, antwortete Marcella, indem sie auf ihre fixe Idee einzugehn suchte.

— O nein, er wird nicht wiederkommen! schrie die Wahn=sinnige und sprang ungestüm auf; er kommt nicht wieder! Er hat Angst vor mir. Alle, alle haben Angst vor mir, weil ich reich, sehr reich bin, so reich, daß man mir verboten hat, zu leben. Aber ich will nicht mehr reich sein; morgen bin ich arm. Es ist Zeit, daß das ein Ende nimmt. Morgen wird Alles arm sein. Du wirst auch

arm sein, Rosa, und man wird auch vor Dir nicht mehr Angst haben. Ich werde sie strafen, die schändlichen Menschen, die mich tödten, mich einsperren, mich vergiften wollen . . .

— Aber es giebt auch Leute, die Dich beklagen und Dir nur Gutes wünschen, sagte Marcella.

— Nein, solche Leute giebt es nicht, antwortete die Wahnsinnige zornig und sich auf erschreckende Weise regend. Sie sind alle meine Feinde. Sie haben mich gemartert, sie haben mir rothglühendes Eisen in den Kopf gebohrt. Sie haben mich mit langen Nägeln an die Bäume genagelt. Mehr als zweitausend Mal haben sie mich von den Thürmen aufs Pflaster heruntergeschmissen. Lange lange stählerne Nadeln haben sie mir durchs Herz gestochen. Lebendig geschunden haben sie mich und blos deshalb, weil ich mich nicht mehr anziehn kann ohne gräßliche Schmerzen. Sie möchten mir die Haare ausreißen, weil sie mich etwas schützen vor ihren Schlägen. . . Aber ich werde mich rächen! Ich hab' eine Klageschrift aufgesetzt; vierundfünfzig Jahre hab' ich gebraucht, sie zu übersetzen in alle Sprachen der Welt, und sie einzuschicken an alle Könige auf Erden. Ich verlange, daß sie mir meinen Paul herausgeben, den sie in ihrem Keller eingesperrt haben und den sie martern wie mich. Jede Nacht hör' ich ihn schreien, wenn sie ihn foltern . . . Ich kenne seine Stimme . . . Horch, horch, hörst Du sie? fragte sie mit gespensterhafter Stimme, indem sie auf die lustigen Klänge der Sackpfeife lauschte. Da siehst Du, wie man ihn peinigt und ihn einen tausendfachen Tod sterben läßt. Sie wollen ihn auffressen, aber sie sollen

bestraft, bestraft, sie sollen bestraft werden! Morgen werde ich sie, a ich sie quälen! Sie sollen so aushalten, daß ich sogar Mitleid jaben werde . . .“

Während die Unglückliche noch so mit rasender Geläufigkeit sprach, nahm sie einen Anlauf und sprang quer durch das Gebüsch davon nach dem Pachthofe und es war Marcella rein unmöglich, ihrem pfeilschnellen Lauf und ihren ungestümen Sätzen zu folgen.

26.

Die Nachtwache.

Der Tanz im Pachthofe war im schönsten Zuge. Die Dienstboten tanzten jetzt mit und ihre Füße wirbelten einen dichten Staub empor. Aber weder Staub noch Steine, weder Sonnenschein noch Regen, noch auch die Ermüdung des Mähens und der Ernte hindern den Berryschen Bauern jemals, mit unendlichem Eifer zu tanzen. Nirgend tanzt das Volk mit so viel Ernst und doch zugleich mit so viel Leidenschaft. Wenn man sie bei ihrem Haupttanz, der Bourrée, so wiegend-sanft und regelmäßig vor- und zurückschleifen sieht, daß ihre geschlossenen Quadrillen dem Pendel einer Uhr gleichen, kann man sich kaum denken, daß ihnen dies ewige Einerlei ein so großes Vergnügen macht und noch weniger ahnt man die Schwierigkeit, diesen einfachen Rhythmus richtig aufzufassen, den

jeder Schritt, jede Biegung des Leibes mit der schärfsten Genauigkeit ausdrücken müssen, während zugleich eine gewisse nüchterne Züchtigkeit und scheinbare Bequemlichkeit der Bewegungen, die ihnen jede schroffe Wendung benehmen und die Anstrengung gänzlich verbergen soll, unerläßlich ist, um den Tanz in seiner ganzen Vollkommenheit auszuführen. Hat man aber eine gute Weile zugesehn, so erstaunt man über ihre unermüdliche Ausdauer und lernt die geschmeidig behagliche und ungekünstelte Anmuth würdigen, die sie vor Ermüdung bewahrt, und wenn man so dieselben Personen zehn bis zwölf Stunden aus einem Zuge tanzen sieht, ohne daß sie steif werden, so muß man entweder glauben, sie seien von der Tarantel gestochen, oder zugeben, daß sie den Tanz bis zur Raserei lieben. Von Zeit zu Zeit macht sich die innere Lust der jungen Leute Luft in einem kurzen eigenthümlichen Jubelschrei, den sie ausstoßen, ohne daß aus ihren Zügen der unverwüstliche Ernst auch nur einen Augenblick entweicht; zuweilen stampfen sie auch kräftig mit dem Fuß auf den Boden und schwingen sich empor wie Hirsche, um aber sogleich wieder mit nachlässiger Geschmeidigkeit in die frühere phlegmatisch wiegende Bewegung zurückzufallen. Der ganze Charakter der Berryner liegt in diesem einen Tanz. Die Frauen müssen unveränderlich dicht über dem Boden hingleiten, was mehr Leichtigkeit erfordert, als man glaubt, und bei aller Anmuth bleiben sie fortwährend in den Grenzen der strengsten Züchtigkeit.

Rosa tanzte die Bourree so gut als irgend Eine, was nicht wenig sagen will und ihr Vater war stolz, wenn er sie ansah. Die Fröhlichkeit hatte sich aller Welt mitgetheilt; die reichlich bedachten

Musikanten schonten weder Arm noch Lunge. Das Halbdunkel der schönen Sommernacht gab den Tänzerinnen ein leichteres zarteres Ansehn, besonders aber Rosa, der reizenden Maid, deren anmuthig hingleitende Gestalt an die weiße Möve erinnerte, die sich vom Winde des Abends in wiegendem Fluge über die stille Fluth hintragen läßt. Ein Zug von Wehmuth, der an diesem Abend über jede ihrer Mienen und Bewegungen ausgegossen war, machte sie noch schöner als gewöhnlich.

Aber Rosa war im Grunde des Herzens ein ächtes Landmädchen des Schwarzthales mit der ganzen diesen angebornen kindlichen Einfalt, und so fand sie wirkliches Vergnügen am Tanz, wenn sie ihn auch vielleicht nur als eine Uebung ansah, morgen den zahlreichen Aufforderungen gehörig zu entsprechen, die Ludwig unfehlbar an sie richten würde. Plötzlich aber wankte der Dudelsackpfeifer auf der Tonne, die ihm als Piedestal diente, und die Luft aus dem Beutel seines Instruments entwich in einem sonderbaren klagenden Ton, der alle Tänzer bewog, verwundert still zu stehn und sich nach ihm umzusehn. In demselben Augenblick wurde der Leierkasten dem andern Musikanten entrissen, eh er sich dessen versah, und rollte bis unter die Füße Rosas. Die Wahnsinnige hatte sich wie eine wilde Katze mit einem Satz auf das ländliche Orchester geschwungen und warf sich jetzt mitten unter die Tanzenden mit dem Ruf: „Wehe, wehe den Mördern! Wehe den Henkern!" Dann stürzte sie sich auf ihre Mutter, die vorgetreten war, um sie aufzuhalten, und umkrallte wüthend ihren Hals. Unfehlbar würde sie sie erdrosselt haben, hätte nicht die

alte Großmutter Bricolin sie um den Leib gefaßt und daran gehindert. Gegen ihre Großmutter hatte sich die Wahnsinnige nie eine Gewaltthätigkeit erlaubt. Entweder fühlte sie für dieselbe, ohne sie zu erkennen, noch eine Art instinktmäßiger Liebe, oder erkannte sie allein noch und hatte es vielleicht nicht vergessen, welche Mühe die gute Frau sich gegeben, ihre Liebe zu begünstigen. Sie leistete keinen Widerstand, sondern ließ sich von ihr ins Haus führen, stieß aber dabei ein herzzerreißendes Geschrei aus, das alle Gäste in Angst und Bestürzung versetzte.

Marcella war der Unglücklichen so nahe als möglich gefolgt. Als sie in den Hof trat, fand sie das Fest unterbrochen, alle Leute erschreckt und Rosa fast in Ohnmacht gefallen. Madame Bricolin empfand in ihrer Seele gewiß Schmerz, und wenn auch nur darüber, daß diese Wunde ihres Innern so Jedermann offengelegt war; aber in ihrem Bemühn, die Wuth der Irren zu zügeln und ihr lautes Geschrei zu ersticken, lag etwas gewaltsam Energisches, das mehr der Unbeugsamkeit eines Gendarmen glich, welcher einen Ruhestörer einsperrt, als der Sorgfalt einer verzweifelten Mutter. Die Großmutter that dasselbe eben so eifrig, aber mit weit mehr Gefühl. Es war ein schmerzlicher Anblick, wie diese arme Alte mit ihrer rauhen Stimme und ihren männerhaften Manieren die Wahnsinnige hätschelte und ihr zusprach, wie einem kleinen Kinde, dem man abwechselnd Schelt- und Schmeichelworte zu hören giebt. „Mein liebes Herzchen, sagte sie ihr, Du bist ja doch sonst so verständig, Du wirst doch Deiner Großmama keinen Kummer machen wollen? Du mußt

Dich hübsch artig ins Bett legen, sonst werd' ich böse und habe Dich nicht mehr lieb." Die Wahnsinnige verstand aber nichts davon und hörte die Worte nicht einmal. Sie klammerte sich fest am Fußende des Bettes und heulte entsetzlich. Ihre kranke Phantasie spiegelte ihr vor, sie selbst erdulde in diesem Augenblick die Strafen und Martern, die sie Marcella geschildert hatte.

Marcella hatte sich vor allen Dingen überzeugt, daß ihr Söhnchen unter Fanchons Schutz ruhig schlief und beschäftigte sich mit Rosa, die vor Furcht und Kummer ganz außer sich war. Es war dies das erste Mal, daß die Bricoline den Haß aussprudeln ließ, der sich in einer Zeit von zwölf Jahren in ihrer geknickten Seele angesammelt. Höchstens ein Mal in der Woche hatte sie bisher geschrieen und geweint, dann nämlich, wenn ihre Großmutter sie bewog, frische Kleider und Wäsche anzuziehn. Dann war es das Schreien eines Kindes gewesen; jetzt aber war es das Gekreisch einer Furie. Nie hatte sie Jemand angeredet, jetzt aber zum ersten Male seit zwölf Jahren Drohungen ausgestoßen. Nie hatte sie Jemand geschlagen, jetzt aber versucht, ihre Mutter zu tödten. Zwölf Jahre lang hatte dies Opfer älterlicher Habgier ihren namenlosen Schmerz still und stumm mit sich herumgetragen und fast Jeder hatte sich mit einer Art von roher Gleichgiltigkeit gewöhnt an diesen jammervollen Anblick. Man hatte keine Furcht mehr vor ihr, man war es überdrüssig, sie zu beklagen, man ertrug ihre Gegenwart wie ein unvermeidliches Uebel und wenn man ja Gewissensbisse hatte, so wollte man sie vielleicht nicht einmal sich selbst eingestehn. Aber dies entsetzliche Leiden, das

sie aufzehrte, mußte zu Ausbrüchen erneuter Heftigkeit führen und jetzt war es in die Periode eingetreten, wo ihre Qual auch für Andere gefährlich wurde. Man mußte sich wol endlich einmal darum kümmern. Herr Bricolin saß draußen vor seiner Thür und hörte mit einem Ausdruck von Stumpfsinnigkeit die hausbackenen Beileidsbezeigungen seiner Familie an.

— Das ist doch ein großes Unglück für Euch, sagte man ihm und Ihr habt es viel zu lange so mit angesehen. Dazu gehört eine übermenschliche Geduld und Ihr werdet Euch endlich entschließen müssen, die Unglückliche in ein Irrenhaus zu bringen.

— Sie würde doch nicht geheilt werden! antwortete er kopfschüttelnd. Habe Alles versucht. Es ist unmöglich. Ihr Uebel ist zu schlimm, sie muß daran sterben!

— Das wäre ja für sie das größte Glück. Ihr seht wol, daß sie auf Erden nur zu sehr zu bedauern ist. Aber wenn sie am Ende auch nicht geheilt wird, so werdet Ihr doch die Mühe los, sie zu pflegen, und die Qual, sie zu sehn. Man hindert sie, Euch etwas zu Leide zu thun: Wenn Ihr darauf nicht Acht gebt, so wird sie irgend Jemand tödten oder sich selbst vor Euern Augen das Leben nehmen und das wäre doch schrecklich!

— Aber was soll ich thun? Wol hundertmal hab' ichs ihrer Mutter gesagt und die will sich durchaus nicht von ihr trennen. Im Grunde hat sie sie noch lieb, das könnt Ihr mir glauben, und es ist auch begreiflich. Die Mütter fühlen immer etwas für ihre Kinder, wie es mir wenigstens scheinen will.

— Aber sie wird dort besser aufgehoben sein als hier, davon könnt Ihr überzeugt sein. Sie werden in den Anstalten jetzt gut gepflegt und es fehlt ihnen an nichts. Man hält sie reinlich, läßt sie arbeiten, beschäftigt sie, ja, wie die Leute sagen, veranstaltet man ihnen sogar Vergnügungen, führt sie in die Messe und läßt ihnen Musik machen.

— Dann sind sie ja glücklicher als zu Hause, sagte Herr Bricolin und dachte einige Augenblicke nach. Alsbald aber fragte er wieder:

— Und ist das Alles, was Ihr erzählt, sehr theuer?“

Rosa fühlte sich tief ergriffen. Sie und ihre Großmutter waren die Einzigen, die für die Schmerzen der armen Bricoline noch nicht gefühllos geworden. Wenn sie es vermied, von ihr zu sprechen, so that sie es nur, weil Sie dann nicht umhin konnte, ihre Aeltern des geistigen Kindermords anzuklagen, den sie begangen; aber wol zwanzig Mal des Tages schauderte sie unwillkührlich zusammen, wenn sie aus dem Munde ihrer Mutter dieselben Grundsätze der Selbstsucht und des Geizes hören mußte, denen man unter ihren Augen ihre Schwester aufgeopfert. Sobald sie sich von dem Anfall von Ohnmacht erholt hatte, wollte sie ihrer Großmutter helfen gehn, die Wahnsinnige zu beruhigen. Allein Mad. Bricolin fürchtete, dieser Anblick möchte einen zu tiefen Eindruck auf sie machen, denn ein unbestimmter Instinkt sagte ihr, daß der maßlose Schmerz selbst in seinen leiblichen Folgen ansteckend werden kann. Sie verbot es also mit der Härte, die sie selbst da nicht lassen konnte, wo eine gegründete

Sorge ihr Beweggrund war. Rosa kränkte das; sie kehrte in ihre Stube zurück und ging einen Theil der Nacht darin auf und nieder. Sie war heftig aufgeregt, wollte aber nicht darüber sprechen, denn sie fürchtete, sich vor Marcella zu stark über ihre Aeltern auszusprechen

Diese Nacht, die für Frau v. Blanchemont mit einer so schönen Freude begonnen, wurde ihr daher zu einer sehr peinlichen. Das Geschrei der Wahnsinnigen hörte pausenweise auf, ertönte aber dann wieder desto schrecklicher, und wenn es schwieg, so wurde es nicht allmälig schwächer und still, sondern brach schroff ab, wenn es eben am stärksten gewesen war, wie durch einen gewaltsamen Tod plötzlich unterbrochen.

— Hört sich das nicht an, als ob man sie tödtet? rief Rosa bleich und verstört und kaum noch im Stande, sich auf den Füßen zu erhalten. Ja, es gleicht ganz einer Hinrichtung!"

Marcella mochte ihr nicht sagen, welche gräßlichen Qualen die Wahnsinnige in der That auszustehen glaubte und durch ihre Gedanken wirklich ausstand. Sie verheimlichte ihr das Gespräch im Park. Von Zeit zu Zeit ging sie nach der Kranken sehn; sie fand sie dann ausgestreckt auf dem Fußboden, die Arme um den Bettfuß geklammert und wie erstickt durch die Anstrengung des Schreiens; aber ihre Augen waren offen und stier und ihre Seele rang offenbar ohne Unterlaß mit schrecklichen Schmerzen. Die Großmutter kniete neben ihr und versuchte umsonst, ihr ein Kissen unter den Kopf zu schieben, oder ihr einen Löffel voll beruhigender Arznei beizubringen. Mad. Bricolin saß ihr gegenüber auf einem Lehnstuhl, bleich und regungs-

los; in ihren scharfgeprägten Zügen sah man die Spuren eines tiefen Schmerzes, der aber selbst Gott nicht sein Verbrechen beichten mochte. In einer Ecke der Stube stand die dicke Chounette und schluchzte wie mechanisch, ohne daß sie sich anbot, behülflich zu sein und ohne daß man es von ihr verlangte. In allen drei Gestalten sprach sich eine tiefe Muthlosigkeit aus. Nur die Wahnsinnige schien, wenn sie gerade nicht heulte, in ihrem Hirn zu brüten über düstern Gedanken des Hasses. In der anstoßenden Stube hörte man schnarchen. Es war Herr Bricolin. Aber sein schwerer Schlaf war doch kein ruhiger, sondern schien von Zeit zu Zeit von bösen Träumen gestört zu werden. Noch etwas entfernter an der gegenüberliegenden Wand hörte man den Großvater Bricolin husten und stöhnen. Er hatte kein Gefühl mehr für die Leiden Anderer, denn seine geringen Kräfte reichten kaum aus, seine eignen zu ertragen.

Endlich gegen drei Uhr Morgens schien das starke Gewitter den übertrieben angestrengten Körper der Wahnsinnigen vollends zu ermatten und zu überwältigen. Sie schlief auf dem Fußboden ein und es gelang, sie ins Bett zu bringen, ohne daß sie es merkte. Gewiß hatte sie lange Zeit kein Auge geschlossen, denn sie schlief sehr fest ein, so daß fast Alle zur Ruhe gehn konnten, selbst Rosa, der Frau v. Blanchemonut die gute Nachricht schnell überbrachte.

Hätte Marcella nicht Gelegenheit gefunden, der armen Rosa ihre Freundschaft zu widmen, so würde sie den unglücklichen Gedanken, der sie in dies vom Unglück und vom Geiz bewohnte Haus geführt, verwünscht haben. Sie hätte dann schnell ein anderes Unter-

kommen gesucht; denn dies war aller Poesie so feindlich, so widerwärtig selbst in guten, so grauenhaft in traurigen Stunden. Aber welche neue Unannehmlichkeit ihr auch begegnen möchte, sie beschloß so lange hier zu bleiben, als sie ihrer jungen Gefährtin irgend hilfreich sein könnte. Zum Glück war der Morgen ruhig. Alles stand sehr spät auf und Rosa schlief noch, als Frau v. Blanchemont, auch eben erst erwacht, Dank der jetzt so schnellen Postverbindung, bereits folgende Antwort auf den Brief erhielt, den sie vor drei Tagen an ihre Schwiegermutter geschrieben.

Die Gräfin v. Blanchemont an ihre Schwiegertochter Marcella, Baronin v. Blanchemont.

Meine Tochter!

Möge die Vorsehung Dir auch ferner den Muth erhalten, den sie Dir geschenkt! So groß er ist, nimmt er mich doch bei Dir nicht Wunder. Den meinigen lobe nicht. In meinem Alter hat man nicht mehr lange zu leiden. In dem Deinigen . . . . macht man sich zum Glück keine klare Vorstellung von der Länge und Mühseligkeit des Daseins. Meine Tochter, Deine Pläne sind lobenswerth, sind vortrefflich und um so weiser, je nothwendiger sie sind, nothwendiger noch, als Du selbst vielleicht denken magst. Auch wir, meine theure Marcella, auch wir sind ruinirt und es ist nur zu leicht möglich, daß wir nicht im Stande sind unserm vielgeliebten Enkel etwas zu hinterlassen. Die Schulden meines unglücklichen Sohnes übersteigen Alles, was Du von ihnen weißt, Alles, was man vorhersehn konnte. Wir werden uns mit den Gläubigern zu setzen und Zeit zu

gewinnen suchen; aber wir übernehmen die Verantwortlichkeit und das ist nicht anders möglich, als indem wir dadurch die Zukunft Eduards des anständigen Vermögens berauben, auf das er sonst nach unserm Tode hätte rechnen können. Erziehe Deinen Sohn also einfach. Lehre ihn sich selbst Mittel schaffen durch seine Talente und seine Unabhängigkeit erhalten durch die Würde mit der er sein Unglück zu ertragen verstehn wird. Wenn er das Mannesalter erreicht, sind wir nicht mehr unter den Lebenden. Möge er das Andenken seiner alten Großältern achten, welche die Ehre eines Edelmanns seinen Genüssen vorgezogen und ihm weiter kein Erbe hinterlassen haben, als einen reinen und vorwurfsfreien Namen. Der Sohn eines Bankerottirers hätte in seinem ganzen Leben nur verdammungswerthe Freuden genossen; der Sohn eines tadelnswerthen Vaters aber wird Denjenigen wenigstens innigen Dank schuldig sein, die sein Leben vor öffentlichem Tadel zu schützen gewußt.

Morgen werd' ich Dir das Nähere schreiben, denn heute bin ich noch zu sehr angegriffen von der Entdeckung eines neuen Abgrunds. Ich melde Dir dieselbe also nur in wenigen Worten. Ich weiß, daß Du Alles verstehn, Alles ertragen kannst. Lebewohl, meine Tochter, ich bewundre und liebe Dich."

— Mein Eduard! sagte Marcella und bedeckte ihren schlummernden Knaben mit Küssen, es stand also im Himmel geschrieben, daß Du den Ruhm, vielleicht darf ich sagen: daß Du das Glück haben solltest, nicht ein Nachfolger zu sein im Reichthum und Range Deiner Väter! So gehn sie zu Grunde, die großen Reichthümer, zu-

sammengebracht in Jahrhunderten, so gehn sie zu Grunde an einem Tage! So übernehmen sie es selbst, die bisherigen Herren der Welt, mehr noch vom Schicksal, denn von ihren eignen Leidenschaften getrieben, die Bestimmungen der göttlichen Weisheit zu erfüllen, die unvermerkt daran arbeitet, die Kräfte aller Menschen ins Gleichgewicht zu bringen! O könntest Du, mein Kind, könntest Du es eines Tages begreifen, daß dies Gesetz der Vorsehung Dir zum Wohle gereicht, da es Dich hineinwirft in die Heerde der Lämmer, die zur Rechten Christi stehn und Dich trennt von den Böcken zu seiner Linken. Mein Gott, gieb mir die Kraft und die Weisheit, aus diesem Kinde einen Mann zu ziehn! Um einen Patricier aus ihm zu machen, dazu brauchte ich nur die Arme in den Schooß zu legen und den Reichthum walten zu lassen. Jetzt bedarf ich der Erleuchtung und Eingebung. Mein Gott, mein Gott! Du hast mir diese Aufgabe zu lösen gegeben! so verlasse mich nicht mit Deinem Beistand!"

„Lemor! schrieb sie einen Augenblick darauf, mein Sohn ist ruinirt, seine Großältern ebenfalls. Mein Sohn ist arm. Er wäre vielleicht ein unwürdiger und verächtlicher Reicher geworden. Jetzt gilt's einen muthigen und edeln Armen aus ihm zu machen. Diese Aufgabe war Dir von der Vorsehung zuertheilt. Wirst Du jetzt noch daran denken, mich zu verlassen? Dies Kind, das ein Hinderniß zwischen uns war, ist es nicht jetzt ein theures und heiliges Band zwischen unsern Herzen? Wenn Deine Liebe nicht etwa nach einem Jahre erloschen sein sollte, Heinrich, was könnte jetzt wol noch unserm Glücke hindernd in den Weg treten? Sei muthig, Freund, und

eise ab. In Jahresfrist wirst Du mich in irgend einer Hütte des Schwarzthales, unfern der Mühle von Angibault, wiedersehn."

Begeisterung führte die Feder, als Marcella diese wenige Zeilen chrieb. Nur als sie die Worte hinwarf: „wenn Deine Liebe nicht twa nach einem Jahre erloschen sein sollte" gab ein kaum merkliches Lächeln ihren Zügen einen unaussprechlichen Ausdruck. Zur Erklä- ung legte sie den Brief ihrer Schwiegermutter bei, versiegelte beides und steckte es in die Tasche, denn sie hoffte den Müller und vielleicht gar Lemor selbst wieder zu sehn in dem ländlichen Anzuge, der ihm so wohl stand.

Die Wahnsinnige schlief den ganzen Tag. Sie hatte das Fie- ber; aber dies hatte sie seit zwölf Jahren nicht einen Tag verlassen und diese gänzliche Erschlaffung, in der man sie noch nie gesehn, ließ eine günstige Krisis hoffen. Der Arzt, den man aus der Stadt ge- holt und der an ihren Anblick schon gewöhnt war, fand ihren Zu- stand gegen den bisherigen nicht verschlimmert.

Dadurch beruhigt und dem süßen Triebe der Jugend wieder hin- gegeben, kleidete Rosa sich langsam und mit vieler Koketterie an. Sie wollte einfach sein um nicht durch Zurschautragen des Reich- thums ihren Freund scheu zu machen, zugleich aber hübsch, um ihm zu gefallen. Sie suchte daher die sinnigsten Zusammenstellungen und es gelang ihr in ihrem Anzuge bescheiden wie ein Landmädchen und schön wie ein Engel des Paradieses auszusehn. Mitten im Schmerz hatte sie, ohne daß sie es sich selbst eingestehn mochte, etwas gezittert bei dem Gedanken, daß dieser vergnügte Tag ihr verloren

gehn könne. Im Alter von achtzehn Jahren entsagt man nicht ohne Verdruß der Lust, den Mann, von dem man geliebt wird, einen ganzen Tag über zu berauschen, und diese Furcht hatte sich bei ihr, sie wußte selbst nicht wie, dem aufrichtigen und tiefen Schmerze über das Leiden ihrer Schwester beigemischt.

Als sie in die große Messe kam, lauerte Ludwig schon eine ganze Weile auf sie. Er hatte seinen Platz so gewählt, daß er sie keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren konnte. Sie kam, wie durch Zufall, an die Seite der Mutter Marie und es rührte ihn recht, als sie der Müllerin, ihrer Weigerung ungeachtet, ihren hübschen Shawl unter die Kniee spreitete.

Nach dem Gottesdienst nahm Rosa pfiffig den Arm ihrer Großmutter, die, wie sie wußte, ihre alte Freundin die Müllerin nicht mehr losließ, wenn sie einmal die Freude hatte mit ihr zusammenzukommen. Diese Freude wurde mit jedem Jahre seltener, weil das Alter es den beiden Mütterchen immer saurer werden ließ, die Strecke zwischen Blanchemont und Angibault zurückzulegen. Großmutter Bricolin mochte gar zu gern plaudern. Da sie von ihrer Schwiegertochter fortwährend zurückgedämmt wurde, wie sie sagte, hatte ihr Herz der Müllerin eine wahre Fluth von aufgesparten Worten auszuschütten. Die Letztere war minder gesprächig, hatte aber ihre alte Jugendgespielin herzlich lieb, und wußte ihr geduldig zuzuhören und verständig zu antworten.

Auf diese Weise hoffte sich Rosa den ganzen Tag über nicht nur der Aufsicht ihrer Mutter, sondern auch der Gesellschaft ihrer andern

Verwandten zu entziehn; denn ihre Großmutter unterhielt sich weit lieber mit gewöhnlichen Bauersleuten, als mit den Emporkömmlingen ihrer Familie.

Unter den alten Bäumen des Gemeindeplatzes, von wo man eine hübsche Aussicht hatte, drängte sich die Schaar der jungen Mädchen um die Musikanten. Diese standen zu zwei und zwei auf ihren Brettergerüsten, ziemlich nahe zusammen, und strengten Arm und Lungen an in eifersüchtigem Wetteifer. Jeder spielte aus seiner eignen Tonart und für besondre Bezahlung, ohne sich zu kümmern um die fürchterliche Katzenmusik, die aus dem Tonmischmasch ihrer kreischenden Instrumente entstand, und Jeder bemühte sich aufs Eifrigste, die Melodie und den Takt seines Nachbars zu übertäuben. Aber trotz dieses musikalischen Wirrwarrs blieb jede Quadrille unbeugsam an ihrem Platz und verwechselte nie die Musik, die sie bezahlt, mit der, die wenige Schritte neben ihr heulte. Aus den Lauben umher erscholl ein eben so tolles Durcheinander von sprechenden und jodelnden Stimmen. Die Einen sangen aus voller Kehle, die Andern sprachen leidenschaftlich über ihre Geschäfte; hier trank man sich, mit den Gläsern anstoßend, Freundschaft zu, dort drohten sich Zweie die Krüge an den Kopf zu werfen. Die wahre Würde aber bekam das ganze Schauspiel erst durch zwei Gensd'armen, eingeborne Landskinder, die mit väterlich milden Mienen unter diesem Menschenschwarm umherstolzirten und durch ihre bloße Gegenwart genügten, dies friedliche Völkchen in Ordnung zu halten, das es von Worten selten zu Thätlichkeiten kommen läßt.

Der gedrängte Kreis, welcher sich um die ersten Quadrillen bildete, wurde noch dichter als die reizende Rosa mit dem großen Müller den Reigen eröffnete. Sie waren das schönste Paar und ihr sicher leichter Tanzschritt elektrisirte alle Andern. Die Müllerin konnte sich nicht enthalten, die Großmutter Bricolin darauf aufmerksam zu machen; sie äußerte sogar, es wäre doch recht schade, daß zwei so gute und hübsche junge Leutchen nicht für einander bestimmt seien.

Wenns nach meinem Sinne ginge und ich zu bestimmen hätte, sagte die alte Pächtersfrau ohne sich zu bedenken, sollte aus ihnen schon ein Paar werden; denn ich bin sicher, Dein Junge würde meine Enkelin glücklicher machen, als sie es jemals mit einem Andern sein wird. Ich weiß recht gut, daß Großlude ihr gut ist; man merkt's wol, wenn er auch so verständig ist, nichts davon verlauten zu lassen. Aber was ist da zu machen, meine arme Marie? Bei uns wird nur an das Geld gedacht. Ich habe den dummen Streich gemacht, Alles was ich hatte meinem Sohn zu überlassen und seitdem hört man auf mich nicht mehr, als wenn ich schon todt wäre. Hätt' ich's anders gemacht, so könnt' ich jetzt Rosa ausstatten und hätte das Recht, sie nach meinem Sinn zu verheirathen. Aber mir ist nichts übrig geblieben als das Gefühl, und das ist eine Münze, für die man bei uns just keine Freundlichkeiten einwechselt.

Trotz der Gewandtheit, mit der Rosa von einer Gruppe zur andern zu schlüpfen wußte, um ihre Mutter zu vermeiden und immer wieder neben ihrem Freunde oder ihm gegenüber anzukommen, ge-

lang es doch Mad. Bricolin und ihrer Gesellschaft, sie zu erreichen und sich um sie herum festzusetzen. Ihre Vettern tanzten mit ihr, bis sie fast nicht mehr konnte und Ludwig zog sich klug zurück, denn er fühlte, daß beim geringsten Streit sein Kopf sich mehr als recht erhitzen würde. Man hatte zwar versucht, ihn mit verletzenden Sticheleien auf's Korn zu nehmen, allein der kluge und kecke Blick seiner großen blauen Augen, seine stolze Ruhe und seine hohe Gestalt hatte die Herzhaftigkeit der Bricolins ohne Mühe in Zaum gehalten. Als er sich zurückgezogen, äußerte man laut seine Freude darüber und Rosa war sehr erstaunt, ihre Schwestern, Schwägerinnen und zahlreichen Basen rings um sich her erklären zu hören, daß dieser große Bursche einfältig aussehe, lächerlich tanze unb sehr aufgeblasen zu sein schiene; sie möchten um Alles in der Welt mit ihm nicht tanzen. Rosa fehlte es nicht an Eigenliebe. Man hatte zu eigensinnig daran gearbeitet, diesen Fehler in ihr zu entwickeln, als daß sie ihm nicht zuweilen hätte anheim fallen müssen. Man hatte Alles gethan, diese gute und offne Natur zu verderben und entwerthen, und wenn es nicht gelungen, so war der Grund davon lediglich der, daß es unverderbliche Seelen giebt, über welche der Geist des Bösen wenig Macht hat. Es schmerzte sie aber, ihren Liebhaber so hartnäckig und so bitter verschwärzen zu hören. Sie wurde ärgerlich, wagte es nicht mehr, ihm noch einen Tanz zuzusagen und ging unter dem Vorgeben, sie habe Kopfschmerz, nach Hause, nachdem sie vergeblich nach Marcella gesucht, deren wohlthätiger Einfluß, das fühlte sie wol, ihr Muth und Ruhe wiedergegeben hätte.

27.

Die Hütte.

Marcella hatte an der ihr bezeichneten Stelle auf den Müller gewartet. Schlag zwei Uhr sah sie ihn in ein sehr schattiges Gehege eintreten und ihr ein Zeichen geben, ihm zu folgen. Sie ging erst durch eines jener kleinen Gärtchen, wie man sie bei geringen Landleuten findet, die so wenig in Ordnung gehalten werden, aber gerade dadurch ein so frisches, grünes und üppiges Ansehn bekommen, und trat dann in den Hof einer der ärmlichsten Hütten des Schwarzthales. Dieser Hof war zwanzig Fuß lang, sechs breit, auf der einen Seite vom Garten, auf der entgegengesetzten von der Hütte und auf den beiden Enden von zwei strohgedeckten, schuppenartigen Verschlägen begrenzt, in denen einige Hühner, zwei Schaafe und eine Ziege hausten. Das ist meistens der ganze Reichthum des aus der Hand in den Mund lebenden Tagelöhners, des ächten bäuerlichen Proletariers, der sonst nichts in der Welt sein nennt, nicht einmal das armseelige Haus das er bewohnt und das enge eingehegte Fleckchen Erde, das er bebaut. Das Innere des Hauses war eben so ärmlich und es rührte Marcella tief, als sie sah, mit welcher übertriebenen Reinlichkeit der Muth der Hausfrau ihre schreckliche Armuth zu bekämpfen suchte. Auf den ungleichen und ästigen Dielen sah man auch nicht ein Stäubchen; die paar Möbel waren rein und blank, wie gefirnißt, das irdene Eßgeschirr stand sorgfältig gewaschen und geordnet auf

nem Wandbrett aufgestellt. Bei den meisten Bewohnern des Schwarzthals sucht sich das wirklichste und vollständigste Elend edel zu verbergen unter einer zur Gewohnheit gewordenen Ordnung und Reinlichkeit. Die ländliche Armuth hat dort etwas Rührendes und herzgewinnendes. Man möchte ganz gern mit diesen dürftigen Leutchen leben; denn sie flößen keinen Widerwillen ein, sondern Theilnahme und eine gewisse Achtung. Es würde so wenig vom Ueberfluß des Reichen dazu gehören um die bittre Noth ihres Lebens zu heben, die unter einem Schein poetischer Ruhe verborgen ist!

Dieser Gedanke drang sich Marcella auf, als „die Paulette" (Pauline) ihr entgegenkam, ein Kind auf dem Arme, drei andere, die sich an ihrer Schürze festhielten, neben sich. Sie hatten ihre Sonntagskleider an und sahen alle frisch und sauber aus. Paulette war noch jung und hübsch, doch hatte sie durch ihre häufigen Wochenbette und die Entbehrung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ein etwas welkes Ansehen bekommen. Niemals einen Tropfen Wein, nie einen Bissen Fleisch, kaum etwas Gemüse für eine Frau, die arbeitet und ihr Kind stillt! Und doch hätten ihre Kinder Eduard noch etwas abgeben können von ihrer Gesundheit, und der Mutter spielte das Lächeln der Güte und des Vertrauens um die bleichen und welken Lippen.

— Treten Sie näher, Madame, und nehmen Sie Platz, sagte sie, Marcella einen Strohstuhl anbietend, der mit einer reingewaschenen Serviette von grobem Hanfgarn bedeckt war. Der Herr, den Sie erwarten, war schon hier, aber da er Sie noch nicht fand, ging

er sich draußen etwas unter den Leuten umsehn; doch wird er bald wieder da sein. Wenn ich Ihnen nur etwas anbieten könnte! Da nehmen Sie ein Paar frisch gepflückte Pflaumen und Haselnüsse. Lange Du doch auch zu, Großlude, und koste, was in meinem Garten gewachsen ist. Wie gern möcht' ich Dir ein Glas Wein anbieten, aber Du weißt, der wächst bei uns nicht, und wenn Du nicht wärst, würden wir nicht einmal immer Brod haben.

— Sie sind wol sehr arm? sagte Marcella, und ließ dem kleinen Mädchen, das verwundert ihr seidenes Kleid betastete, ein Goldstück in die Tasche gleiten. Und Großlude, der auch nicht sehr reich ist, hilft Euch aus?

— Er? antwortete Paulette. Der ist das beste Menschenherz, das der liebe Gott geschaffen hat! Wenn er nicht wäre, würden wir schon seit drei Wintern gestorben sein vor Kälte; aber er giebt uns Korn und Holz und leiht uns seine Pferde zur Wallfahrt, wenn eins bei uns krank ist, . . .

— Halt, halt, Paulette, das ist ja schon genug, mich zu einem Heiligen zu stempeln! unterbrach sie der Müller. Wahrhaftig, das ist wol Wunder was Großes, daß ich einen tüchtigen Arbeiter wie Deinen Mann nicht im Stich gelassen habe!

— Einen guten Arbeiter! sagte Paulette kopfschüttelnd. Mein armer guter Mann! Herr Bricolin sagt überall, er wäre ein fauler Mensch, weil er nicht stark ist.

— Aber er thut, was er kann. Ich liebe die Leute, die guten

Willen haben; darum nehm' ich ihn auch stets in Arbeit, wenn ich was zu thun habe.

— Ja, darum sagt auch der Herr Bricolin, daß Du nie reich werden wirst und daß Du nicht recht gescheut bist, Leute in Arbeit zu nehmen, die nicht ganz gesund und kräftig sind.

— Und wenn Niemand ihnen Arbeit giebt? Sollen sie verhungern? Eine schöne Denkart!

— Sie wissen ja, sagte Marcella traurig, welche Moral Herr Bricolin daraus zieht: desto schlimmer für sie!

— Mamsell Rosa ist herzensgut, sagte Paulette; sie würde, wenn sie nur könnte, den Armen schon helfen . . Aber sie kann weiter nichts, das arme gute Mamsellchen, als mir höchstens unter der Hand etwas Weißbrod bringen zum Abendbrod für meinen Kleinen. Und auch das thut sie ganz gegen meinen Willen; denn wenn ihre Mutter sie sähe! ach, die harte Frau! Aber die Welt ist einmal nicht anders. Es giebt gute und schlechte Menschen. Doch da kommt ja Herr Tailland. Sie brauchen nicht lange zu warten.

— Du weißt doch, Paulette, um was ich Dich gebeten habe? fragte der Müller, indem er den Finger auf den Mund legte.

— O, antwortete sie, lieber ließ' ich mir die Zunge ausreißen, als daß ich ein Wort sagte.

— Sieh, es ist deswegen . . .

— Du brauchst mir nicht zu erklären, warum und wie, Großlude; es genügt, daß Du mir befiehlst zu schweigen. Kommt, Kin-

der, sagte sie zu ihren drei kleinen Rangen, die an der Thür spielten, wir wollen uns das Fest etwas ansehen.

— Die Dame hat Deiner Kleinen einen Louisd'or in die Tasche gesteckt, sagte ihr Ludwig leise ins Ohr. Sie that's nicht, um Deine Verschwiegenheit zu bezahlen, denn sie weiß wol, daß Du sie nicht verkaufst, sondern weil sie sieht, daß Du in Noth bist. Nimm ihn, das Kind könnte ihn sonst verlieren, und bedanke Dich nicht, hörst Du, denn die Dame liebt die Komplimente nicht, da sie Dir, wie Du siehst, diese Wohlthat heimlich erwiesen hat.

Herr Tailland war ein ehrenwerther Mann, sehr thätig für einen Berryner, in Geschäften wohlbewandert und nur etwas zu sehr für seine Bequemlichkeit eingenommen. Er liebte einen guten Lehnstuhl, einen schmackhaften Imbiß, eine lange Mittagstafel, recht heißen Kaffee und für sein Kabriolet recht glatte ebene Wege. Von dem Allem konnte ihm das Fest in Blanchemont nichts bieten. Dennoch blieb er, wenn er auch ein wenig auf die ländlichen Vergnügungen schimpfte, gern den ganzen Tag da, um dem Einen seine Dienste zu leisten und mit Andern Geschäfte zu machen. In einer Viertelstunde hatte er Marcella bewiesen, daß es nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich sei, theuer zu verkaufen. Was aber den schnellen Verkauf und gegen baar anlangte, so war er nicht der Meinung des Müllers. „Schnell läßt sich in unserer Gegend nichts abmachen, meinte er. Es wäre aber doch eine Thorheit, nicht wenigstens den Versuch zu machen, fünfzigtausend Frcs. mehr zu bekommen, als Hr. Bricolin geboten hat. Ich will mir alle Mühe geben,

Sollte es mir in Monatsfrist nicht gelungen sein, so rathe ich Ihnen vielleicht, Ihrer eigenthümlichen Lage wegen nachzugeben. Aber es ist hundert gegen eins zu wetten, daß von jetzt bis zum genannten Termin dieser Bricolin, der vor Ungeduld brennt, gnädiger Herr von Blanchemont zu werden, die Sache mit Ihnen ins Reine gebracht hat, wenn Sie sich nur recht knauserig zeigen, eine allerdings nicht sehr gebildete, aber nothwendige Eigenschaft, die Ihnen, wie ich sehe, ziemlich abgeht. Jetzt unterschreiben Sie mir nur diese Vollmacht, die ich schon fertig mitgebracht habe, dann will ich mich wieder fort machen, denn ich mag nicht, daß es den Schein hat, als komme ich meinem Kollegen, Herrn Varin, ins Gehege, den Ihr Pächter Ihnen gewiß gern zugeschanzt hätte.

Ludwig führte den Notar bis vor die Gartenthür und Beide entfernten sich. Marcella sollte zuletzt und allein fortgehn und die Thür des Hauses verschlossen halten, damit das Haus verlassen schiene, wenn ja irgend ein Neugieriger sie beobachten sollte.

Die Thür der Hütte bestand aus zwei Flügeln über einander, die sich einzeln öffnen ließen. Der obere diente gleichzeitig als Fenster und Luftloch. In unsern alten Bauernhäusern waren nämlich besondere, von der Thür getrennte und mit Glasscheiben geschlossene Fenster ganz unbekannt. Die Hütte Paulettens war vor fünfzig Jahren für wohlhabende Leute gebaut, während jetzt selbst die Aermsten, wofern sie ein neues Haus bewohnen, Fenster mit beweglichen Flügeln und Thüren mit Schlössern haben. Hier ließ sich die Doppelthür sowol von Innen als von Außen schließen vermittelst eines

Pflocks, den man in ein Loch der Mauer hineinschieben oder vorziehn konnte.

Als Marcella sich so eingeschlossen, befand sie sich in völliger Dunkelheit. Jetzt fragte sie sich, von welcher Art das geistige Dasein dieser Leute sein müsse, die zu arm, um sich Lichte zu kaufen, und deshalb genöthigt waren, im Winter mit Einbruch der Nacht schlafen zu gehn, bei Tage aber im Finstern zu sitzen, um nur die Kälte nicht hereinzulassen. „Ich nannte, ich glaubte mich ruinirt, weil ich genöthigt war, meine goldglänzende, mit Watten und Seidentapeten ausgeschlagene Wohnung aufzugeben; aber wie viel Stufen der Leiter gesellschaftlicher Zustände liegen noch zwischen jenem Reichthum und diesem Leben der Armuth, das sich so wenig unterscheidet von dem der Thiere! Giebt es denn keine Mitte zwischen dieser Noth, die verurtheilt ist, jederzeit die Rauhheiten des Klimas zu ertragen, und der Nichtigkeit fauler Müßiggängerei? Womit beschäftigt sich wol diese arme Familie an langen Winterabenden? Mit Unterhaltung? Wovon könnten sie sprechen als von ihren Leiden! Ach, Lemor hat Recht: ich bin noch viel zu reich, als daß ich zu Gott sagen könnte, ich habe mir nichts vorzuwerfen.“

Indeß gewöhnte sich Marcella's Auge an die Dunkelheit. Die schlecht schließende Thür ließ ein Schimmerlicht durch, das für sie jeden Augenblick deutlicher wurde. Plötzlich fuhr Marcella zusammen, denn sie sah, daß sie nicht allein in der Hütte war; ihr zweiter Schreck aber wurde nicht von der Furcht verursacht! Lemor stand neben ihr. Ohne daß Jemand darum gewußt, hatte er sich hinter

den Vorhängen des Bettes versteckt. Er war so kühn geworden, daß er selbst eine Zusammenkunft mit ihr herbeizuführen gesucht, denn er meinte, dies würde die letzte sein und er müßte nach derselben sofort abreisen.

— Da Du einmal da bist, sagte sie, mit zarter Schalkhaftigkeit ihr freudig bewegtes Erstaunen verheimlichend, so will ich Dir offen bekennen, was ich eben dachte. Wenn wir genöthigt wären, in dieser Hütte zu wohnen, würde Deine Liebe dem Leiden des Tages und der Unthätigkeit der Abende widerstehen können? Könntest Du leben ohne Bücher oder ohne einen Tropfen Oel in der Lampe, um sie zu benutzen, und ohne Zeit zu haben, sie am Tage zu benutzen, weil Du dann arbeiten müßtest? Würdest Du nach einigen Jahren voll Langeweile und Entbehrungen jeglicher Art diese Wohnung noch malerisch in ihrer Verfallenheit und das Leben des Armen noch poetisch finden in seiner Einfachheit?

— Ich hatte ganz denselben Gedanken, Marcella, und wollte Dir dieselbe Frage vorlegen. Würdest Du mich lieben, wenn ich Dich durch meine utopischen Träumereien in ein solches Elend hinabzöge?

— Ich glaube mit ja antworten zu können, Lemor.

— Und warum denn an mir zweifeln? O, Du meinst es nicht aufrichtig mit Deinem ja!

— Ich nicht aufrichtig? sagte Marcella und legte ihre Hände in die Lemors. Mein Freund, ich will Deiner würdig sein; das ist der Grund, warum ich mich hüte vor jener romantischen Ueberschwäng-

lichkeit, die selbst eine Frau, die in der großen Welt gelebt hat, verleiten kann, Alles zu versichern, Alles zu versprechen und nachher — nichts zu halten und schon am folgenden Tage zu sagen: ich habe gestern einen hübschen Roman geträumt. „Bei mir vergeht kein Tag, ohne daß ich meinem Gewissen die strengsten Fragen vorlege, und ich glaube Dir mit aufrichtigem Bewußtsein antworten zu können, daß ich mir keine Lage denken kann, und wenn's in einem grausigen Kerker wäre, in den mich das Leiden dahin bringen könnte, dich nicht mehr zu lieben.

— O meine Marcella, theures, großes Herz! Warum aber zweifelst Du denn an mir?

— Weil der Geist des Mannes ein anderer ist, als der der Frau. Er ist andre Nahrungsmittel gewöhnt, als zärtliche Liebe und Einsamkeit. Er bedarf unumgänglich der Thätigkeit, der Arbeit, der Hoffnung, nicht nur seiner Familie, sondern der ganzen Menschheit nützlich zu sein.

— Darum ist es auch keine Pflicht, sich freiwillig in diese Ohnmacht des Elends zu stürzen!

— Wir leben also in einer Zeit, in der die Pflichten einander widersprechen? Denn Geistesmacht erlangt man nur durch die Aufklärung des Unterrichts und den Unterricht nur durch die Macht des Geldes. Und doch ist Alles, was man genießt, Alles was man erwirbt und besitzt, genossen und erworben zum Schaden derer, die

nichts erwerben, nichts besitzen können, weder von geistigen noch von materiellen Gütern.

— Du schlägst mich mit meinen eignen Idealen, Marcella. Ach, was kann ich Dir anders antworten, als daß wir wirklich in einer Zeit ungeheurer und unvermeidlicher Widersprüche und Inconsequenzen leben, in einer Zeit, in der die guten Herzen das Gute wollen und doch gezwungen werden, das Böse auch für sich gelten zu lassen! Es gebricht nicht an Gründen, mit denen man, wie es die Glücklichen dieser Welt thun, sich selbst beweisen kann, daß man sein eignes Dasein pflegen, emporbilden und poetisch verschönern muß, um sich zu einem thätigen und kräftigen Werkzeug für den Dienst unsrer Mitmenschen zu befähigen; da es hieße, eine Kraft lähmen und ein Licht auslöschen, das Gott selbst den Menschen gesandt, um sie zu belehren und erlösen, wenn man wie die ersten Christen in der Wüste sich erniedrigen und geistig vernichten wollte. Aber wie viel anmaßende Selbstsucht liegt in dieser Denkweise, zu der sich gewisse aufgeklärte und ganz aufrichtig gesinnte Menschen scheinbar mit Recht bekennen! Es ist die Denkweise der Aristokratie. „Wir wollen unsere Reichthümer behalten um Almosen zu geben“ — sagen das nicht auch die Frömmler Deiner Kaste? — Uns, sagen die Kirchenfürsten, uns hat Gott eingesetzt, zur Aufklärung der Menschen. — Wir, sagen die Demokraten des Bürgerthums, nur wir sind die Männer, die dem Volke die Weihe der Freiheit geben können!“ Aber sieh einmal zu, welche Almosen, welche Erziehung, welche Freiheit diese Mächtigen den Elenden gegeben haben! Nein, die Privatwohlthätig-

keit kann nichts, die Kirche will nichts und der moderne Liberalismus versteht nichts zu thun. Mir schwindelt der Geist und das Herz steht mir still in der Brust, wenn ich denke an den Ausweg aus diesem Labyrinth, in das wir hinein gerathen, wir, die wir die Wahrheit suchen, denen aber die Gesellschaft antwortet mit Lügen und Drohungen. Marcella, Marcella, laß uns einander lieben, damit wir nicht verlassen werden vom Geiste Gottes!

— Ja, lieben wir uns! rief Marcella, und warf sich ihrem Geliebten in die Arme, und verlaß mich nicht, Lemor, denn Du erst hast mich herausgerissen aus dem engen Kreise des Christenthums, in dem ich ruhig trachtete nach meiner Seligkeit, das Wort meines Beichtvaters über das Wort Christi stellte und mich damit tröstete, keine Christin nach dem Buchstaben sein zu können, nachdem ein Priester mir gesagt hatte: Der Himmel läßt ein Abkommen mit sich treffen. Du hast einen weiteren Gesichtskreis aufgeschlossen vor meinen Blicken, und jetzt würd' ich keinen ruhigen Augenblick mehr haben, wenn Du mich führerlos allein ließest in diesem bleichen Dämmerlichte der Wahrheit.

— Ach, ich weiß ja selbst nichts! antwortete Lemor schmerzbewegt. Ich bin ein Sohn meines Jahrhunderts. Die Sehergabe, die Zukunft zu erschaun, ward mir nicht zu Theil, ich weiß nur die Vergangenheit zu deuten und die Gegenwart zu begreifen. Ströme von Licht sind meinen Augen vorübergeschossen, und wie Jeder, der heut zu Tage jung und reinen Herzens ist, bin ich nachgejagt den gewaltigen Zucklichtern, die uns den Irrthum, nicht aber schon die Wahrheit

erkennen lassen. Ich hasse das Böse, aber ich kenne das Gute nicht. Ich dulde, o ich dulde tief, Marcella, und nur in Dir find' ich das schöne Ideal verwirklicht, das ich gern herrschen sähe auf Erden. O ich liebe dich, ich liebe Dich mit all der Liebe, welche die Menschen verbannen aus ihrer Mitte, mit all der Hingebung, welche die Gesellschaft abschwächt und nimmer ausbilden mag, mit all der Zärtlichkeit, die ich den Andern nicht mittheilen kann, mit all der Menschenliebe, die Gott mir gegeben für Dich und für sie, die aber Du allein verstehst, Du allein mitfühlst wie ich selbst, während alle andern sie gefühllos und hochmüthig von sich weisen. So wollen wir uns denn lieben, ohne uns mit zu verderben, indem wir uns unter die Triumphirenden mischen, ohne uns zu erniedrigen mit denen, die sich sclavisch unterwerfen. Wir wollen uns lieben wie zwei Pilger, die über den Ocean steuern, um eine neue Welt zu entdecken und erobern, ohne zu wissen, ob sie die ersehnten Gestade jemals erreichen werden. Wir wollen uns lieben, nicht um glücklich zu sein im „paarweisen Egoismus", wie man die Liebe nennt, sondern um zusammen zu dulden, zusammen zu beten, zusammen zu trachten nach dem, was wir jeden Tag gerade vermögen, wir armen Vögel, die wir vom Sturmwind fortgerissen umherflattern, um diese böse Geißel der Menschheit zu beschwören, die unser Geschlecht zerstreut und unter unsern Fittichen schirmend etliche Flüchtlinge zu sammeln, denen gleich uns das Herz brechen will vor Angst und Trauer!

Weinend wie ein Kind, drückte Lemor Marcella an sein Herz. Uebermannt von glühendem Mitgefühl und begeisterter Verehrung,

sank Marcella auf die Kniee vor ihm, wie eine Tochter vor ihren Vater, und sprach:

„Rette, rette mich, laß mich nicht untergehn. Du bist ja dabei gewesen und hast mich eben einen Geschäftsmann über Geldangelegenheiten um Rath fragen hören. Ich lasse mich überreden, gegen die Armuth anzukämpfen, um meinen Sohn zu retten vor Unwissenheit und geistiger Ohnmacht; wenn Du mir Unrecht giebst, wenn Du mir beweisest, daß mein Sohn besser und größer wird, wenn er sich der Armuth unterziehen muß, dann, dann hab' ich vielleicht den furchtbaren Muth, seinen Körper leiden zu lassen, um seine Seele zu stählen.

— O Marcella, sagte Lemor, indem er sie nöthigte, sich wieder zu setzen und selbst vor ihr niederkniete, in dir lebt die Kraft, die Entschlossenheit der erhabenen Heiligen und Märtyrer vergangener Zeiten. Wo aber ist die heilige Fluth der Taufe, zu der wir dein Kind hintragen könnten? Die Kirche der Armen ist noch nicht erbaut; sie leben zerstreut und ohne alle Lehre, ja nach verschiedenen Eingebungen; die Einen sind aus Gewohnheit voll verzichtender Ergebung, die Andern sind noch götzendienerisch aus Beschränktheit, die Einen glühen von wilder Rache, in den Andern endlich ist der Mensch entweiht und entwürdigt durch alle Laster der Verlassenheit und Verdummung. Wir können nicht den ersten besten Bettler von der Straße aufgreifen, und ihn bitten, Deinem Kinde segnend die Hand auf's Haupt zu legen. Dieser Bettler hat zu viel erduldet, um noch lieben zu können; er ist vielleicht ein Bandit! Hüten und beschirmen wir Deinen

Sohn vor dem Bösen so viel als möglich; wir wollen ihn lehren das Gute zu lieben und in ihm das Bedürfniß der Bildung anregen. Das junge Geschlecht wird ihrer vielleicht theilhaftig, und ihm kann es vielleicht einst obliegen, uns zu belehren. Behalte Deinen Reichthum. Wie könnt' ich ihn Dir vorwerfen, da ich sehe, daß Dein Herz sich ganz von ihm losgesagt hat, und daß Du ihn ansiehst als ein anvertrautes Pfund, von dessen Gebrauch Du dem Himmel einst Rechenschaft ablegen mußt. Behalte das wenige Geld, das Dir noch bleibt. Unser guter Müller sagte gestern: es giebt Hände, welche reinigen, wie es Hände giebt, die beflecken und verderben. Wir wollen uns lieben, ja lieben, und uns auf Gott verlassen, daß er uns erleuchten wird, wenn sein Tag gekommen. Und jetzt, Marcella, jetzt lebe wohl, ich sehe daß du wünschest, ich möge diesen Muth beweisen. Ich werde ihn haben. Morgen bin ich fort aus diesem lieben schönen Thale, indem ich Allem zum Trotz zwei glückliche Tage verlebt. Ja, in einem Jahre bin ich wieder hier. Du magst dann in einem Pallast oder unter einem Strohdach weilen, ich sehe wol, daß ich mich niederwerfen muß vor Deiner Thür und meinen Wanderstab aufhängen, um ihn nie wieder zu ergreifen."

Lemor ging, und einige Augenblicke verließ auch Marcella die Hütte.

Aber wie sehr sie sich auch bemühte, heimlich fortzukommen, sie sah sich doch dicht am Gehege einem Burschen gegenüber, der verdächtig aussah und, hinter dem Gesträuch niedergekauert, darauf zu warten schien, daß sie vorbei käme. Er sah ihr starr und unverschämt in's

Gesicht; dann aber lief er, wie hocherfreut, sie überrascht und erkannt zu haben, davon und auf eine Mühle zu, die auf der andern Seite des Weges an der Vauvre lag. Marcella, der das häßliche Gesicht bekannt vorkam, erinnerte sich nach einigem Nachdenken, daß es Niemand anders gewesen, als der Taradeyer, der sie erst kürzlich im Schwarzthale irre gefahren und in einem Morast hatte stecken lassen. Dieser unheimlich aussehende Rothkopf mit grünlichen Augen machte ihr einige Besorgniß, obschon sie nicht recht einsah, was dieser Junge dabei haben könne, ihre Schritte zu belauschen.

28.

Das Fest.

Der Müller war zum Tanz zurückgekehrt, in der Hoffnung, Rosa von ihrer „Vetter- und Basenschaft,“ wie er sie verächtlich nannte, befreit zu finden. Aber Rosa schmollte auf ihre Verwandten, auf den Tanz und auf sich selbst ein wenig, sie machte sich Gewissensbisse darüber, daß sie nicht den Muth fühlte, den Sticheleien ihrer Familie trotzig die Stirn zu bieten.

Heute früh hatte ihr Vater sie auf die Seite genommen und ihr gesagt:

„Höre Rösel, die Mutter hat dir verboten mit dem Großlude aus Angibault zu tanzen, aber ich verbiete Dir, ihm diesen Schimpf anzuthun. Er ist ein Ehrenmann, der Dich nicht blosstellen wird; überdies, wem könnte es auch einfallen, Dich in Gedanken mit ihm zusammenzubringen? Das wäre zu unschicklich, und heut alleweile darf man so etwas nicht mehr vermuthen, daß ein Bauer sich's herausnehmen wird, einem Mädel von Deinem Stande etwas vorzuschwatzen. Tanz' also nur immerhin mit ihm; Leute die unter uns stehn, darf man nicht demüthigen; man kann sie jeden Tag brauchen, und muß sie daher warm zu halten suchen, besonders wenn es nichts kostet.

— Wenn aber Mama mich ausschilt! hatte Rosa darauf geantwortet, glücklich über diese Erlaubniß, aber zugleich verletzt von dem Beweggrunde, der dieselbe bei ihrem Vater auswirkte.

— Deine Mutter wird nichts sagen. Ich habe ihr den Text gelesen," hatte Herr Bricolin geantwortet. Und wirklich, Madame Bricolin hatte nichts gesagt. Sie wagte es nicht, ihrem Herrn und Gebieter ungehorsam zu sein, der ihr erlaubte, ihre Wuth gegen alle Andern auszulassen, wofern sie sich nur vor ihm beugte. Da er es aber nicht für gut befunden, ihr seine Absichten mitzutheilen, und da sie nichts von der Wichtigkeit wußte, die er dem Freundschaftsbündniß mit dem Müller in der diplomatischen Angelegenheit des Gutskaufes beimaß, so hatte sie seinen Befehl zu umgehen gewußt und ihre ironische Nachgiebigkeit war für Ludwig ärger gewesen, als offener Krieg.

Da der Müller Rosa nicht fand, wurde ihm die Zeit lang. Er hatte ihren Vater in den Hof zurückkehren sehen, und da er auf seine Gönnerschaft zählte, folgte er ihm eben dahin um irgend einen Vorwand zu einem Gespräch mit ihm zu suchen und dabei den Gegenstand seiner Gedanken zu erblicken. Aber wie war er erstaunt, als er auf dem Hofe Herrn Bricolin in eifriger Unterredung mit dem Müller von Blanchemont fand, demselben, dessen Mühle unten am Gutsberge, gerade gegenüber dem Hause Paulettens lag. Vor wenigen Tagen noch war Herr Bricolin unwiderruflich entzweit gewesen mit diesem Müller, der einige Zeit seine Kundschaft gehabt, ihn aber, wie er behauptete, an seinem Getraide schändlich bemaust hatte. Besagtem Müller, war er nun schuldig oder unschuldig, that es sehr leid um die Kundschaft des Pächters. Er hatte Großlude Haß und Rache geschworen, suchte nun eine Gelegenheit, ihm zu schaden, und hatte sie jetzt gefunden. Der Besitzer jener Mühle war eben der Herr Ravalard, dem der Müller die Kutsche Marcellas verkauft hatte. Ganz glücklich und stolz, die schöne Karosse seinen Lehnsleuten zu zeigen, hatte Herr Ravalard, als er zur Besichtigung seiner Besitzungen in Blanchemont wollte, dies neue Fuhrwerk gewählt. Allein von seinen Leuten verstand Niemand zweispännig zu fahren, und so hatte er denn das Talent des rothköpfigen Taradeyers in Anspruch genommen, der zugleich den Lohnkutscher machte und sich rühmte, die Wege im Schwarzthal genau zu kennen. Herr Ravalard war am Morgen des Festes, zwar nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten, aber doch ohne Unfall in Blanchemont angekommen. Seine Pferde hatte er in der Mühle

untergebracht, seine Kutsche aber nicht unter das Dach bringen, sondern draußen stehen lassen, damit jedermänniglich sie bewundern und wissen könne, wem sie gehöre.

„Der Anblick dieser schönen Kutsche hatte Herrn Bricolin seine gute Laune schon sehr verdorben, denn er konnte Herrn Navalard, seinen Nebenbuhler in der Gemeinde, in Bezug auf Ackerreichthum, vor Augen nicht leiden. Er war auf den Weg hinab gegangen, der sich längs der Vauvre hinzieht, um sie in der Nähe zu besehn und bekritteln. Der Müller Grauchon, Großludes Nebenbuhler, kam und knüpfte eine Unterhaltung an mit Herrn Bricolin, indem er that, als wisse er nichts von ihrer Feindschaft. Mit vielem Geschick wußte er ihn zu necken und ihm zu verstehen zu geben, daß sein Herr doch besser daran sei, als er, und in einer Kutsche fahren könne. Herr Bricolin machte die Kutsche herunter und meinte, es sei nur ein alter, neu aufgestutzter Wagen des Präfekten, ein baggriger Kasten, der aus dem Schwarzthal gar leicht nicht so statiös herauskommen könne, als er hineingekommen. Grauchon vertheidigte die Kennerschaft seines Herrn Bürgers so wie die Vortrefflichkeit des Prachtstücks und sagte dann, daß er eben erst von der Frau von Blanchemont gekauft sei und daß der Großlude das Geschäft ins Reine gebracht habe. Das wunderte und ärgerte Herrn Bricolin. Er ließ sich die Sache genau erzählen und erfuhr, daß der Müller von Angibault Herrn Navalard bewogen, das Prachtstück an sich zu bringen, mit der Bemerkung, Herr Bricolin werde sich darüber fürchterlich ärgern. Die Thatsache war leider nur allzuwahr. Herr Navalard hatte sich während der ganzen Fahrt mit

dem Taradeyer unterhalten. Dieser verstand es vortrefflich auf ein gutes Trinkgeld loszuarbeiten und da er sah, daß der Bürger ganz närrisch war auf seinen neuen Wagen, hatte er von nichts Anderem gesprochen. Es konnte, wenn man ihn hörte, nichts Schöneres, Leichteres geben, nichts, was sich so wundernett fahren ließe, als dieser Wagen. So'n Stück, hatte er gemeint, müsse aber auch allermindestens seine viertausend Francs kosten und in dieser Gegend doppelt so viel werth sein. Diese naive Bewunderung war Herrn Ravalard natürlich höchst schmeichelhaft gewesen, und so hatte er seinem Kutscher die ganze Geschichte haarklein erzählt. Der Letztere hatte beim Frühstück in der Mühle von Blanchemont dem Müller Grauchon Alles ausgeplaudert und, als er bemerkt, daß derselbe Großlude hasse und beneide, die Geschichte noch mehr mit seiner eignen Bosheit durchwürzt, sowol weil es ihm Vergnügen machte, zu schwatzen und sich hören zu lassen, als auch, weil er selbst Großlude den beißenden Spott nicht vergeben konnte, mit dem er ihn jenen Tag beim Steckenbleiben im Morast durchgehechelt.

Wenige Augenblicke, nachdem Herr Bricolin den Müller Grauchon mit gerunzelter Stirn und wuthgeschwellter Miene verlassen, hatte besagter Grauchon Großlude und Marcella in die Hütte Paulettens eintreten sehen. Diese Zusammenkunft hatte etwas Geheimnißvolles und erregte seine Aufmerksamkeit. Er grübelte nach, wie er eine neue Gelegenheit finden könne, seinem Feinde zu schaden, schickte sogleich den Taradeyer auf die Lauer und erfuhr nach einer Stunde, daß Großlude, ein Unbekannter, der ausgesehn wie ein

neuer Müllergesell in seinen Diensten, die junge Dame von Blanchemont und der Notar Tailland in Paulettens Hause, bei verschlossenen Thüren eine große Berathung gepflogen, daß sie alle einzeln und mit vergeblicher Vorsicht, um sich nicht sehen zu lassen, wieder herausgekommen, kurz, daß dort offenbar irgend ein Complott angezettelt und höchst wahrscheinlich eine Geldangelegenheit verhandelt sei, weil der Notar dabei gewesen. Grauchon wußte recht gut, daß dieser rechtschaffne Notar Herrn Bricolin ein Stein des Anstoßes und ein Gegenstand der Furcht war. Halb und halb die Wahrheit errathend, beeilte er sich diensteifrig, Herrn Bricolin Alles genau wieder zu erzählen und ihm zugleich ironisch Glück zu wünschen wegen der Art und Weise, in der sein Liebling, der Müller von Angibault, auf seinen Vortheil bedacht sei. Diese Anschwärzung wars, bei welcher ihn Ludwig überraschte, als er in den Pachthof trat.

In jedem andern Falle wäre unser ehrlicher Müller geradezu auf seinen Ankläger losgegangen und hätte ihn gezwungen, ihm offen Rede zu stehn. Als er aber sah, wie Bricolin ihm harsch den Rücken kehrte und Grauchon ihn mit einer Miene voll tückischen Hohns anschielte, fragte er sich beunruhigt, welche ernste Frage wol zwei Männer so mit einander verhandeln könnten, die noch gestern selbst au dem Kirchsteige nicht ihre Filze gelüftet, d. h. sich nicht gegrüßt hätten und wären sie in der schmalsten Gasse fast aneinander gerannt. Ludwig wußte nicht, warum es sich handelte, nicht einmal, ob er der Gegenstand dieses eifrigen Geheimgespräches sei; aber sein Gewissen machte ihm einen Vorwurf. Er hatte mit Bricolin ein über-

feines Spiel spielen wollen. Anstatt ihn mit Verachtung zurückzuweisen, als er ihm Geld angeboten, wenn er ihm zum Nachtheil Marcella's behülflich sei, hatte er sich gestellt, als unterhandle er mit ihm für eine oder zwei Quadrillen mit Rosa. Er hatte ihm Hoffnung gelassen und um sich für sein kränkendes Anerbieten zu rächen, ihn betrogen.

„Ich hab's verdient, daß die schöne Mine, die ich angelegt, entdeckt wurde. Das kommt davon heraus, wenn man etwas mit Pfiffen ausrichten will. Meine Mutter hat mir's immer gesagt, daß das eine Gewohnheit unserer Gegend ist, die nur Unglück bringt, und ich habe mich doch davor nicht hüten können. Hätte ich mich diesem verdammten Pächter als ein ehrlicher Mann gezeigt, der ich im Grunde des Herzens auch bin, so hätte er mich gehaßt, aber geachtet und vielleicht mehr gefürchtet, als es jetzt der Fall sein wird, wenn er entdeckt, daß ich märkisch (d. h. betrüglich) mit ihm gesprochen. Lude, Lude, da hast Du einen dummen Streich gemacht! Jede schlechte Handlung ist eine Dummheit. Gott gebe, daß Du nicht auszufressen brauchst, was du dir eingebrockt!

Beunruhigt, eingeschüchtert und unzufrieden mit sich selbst ging er zurück, um seine Mutter aufzusuchen und mit ihr, wenn sie Lust hätte, nach Angibault zurückzukehren. Allein Vesper war vorüber und die Müllerin bereits mit einigen Nachbarinnen fortgegangen. Jeannie hatte sie aufgetragen, seinem Herrn zu sagen, er solle sich noch etwas vergnügt machen, aber doch nicht gar zu spät nach Hause kommen.

Ludwig wußte diese Erlaubniß nicht zu benutzen. Von tausenderlei Befürchtungen gequält irrte er umher bis Sonnenuntergang. Nichts machte ihm Vergnügen und er wartete nur, daß entweder Rosa wiederkäme oder ihr Vater erschiene, ihm seine Absichten mitzutheilen. -

Wenn die Dunkelheit hereinbricht, dann fangen die Bewohner eines Dorfes an, sich gerade am Besten zu amusiren. Die Gensdarmen bekommen ihre unthätige Ueberflüssigkeit satt und gehn nach ihren Pferden; die Städter und die Leute aus der Umgegend steigen auf ihr mannichfaches Fuhrwerk und fahren ab, um die schlechten Nachtwege zu vermeiden. Die Krämer packen ein und der Herr Pastor setzt sich vergnügt mit irgend einem Herrn Amtsbruder zu Tische, der hergekommen, um sich den Tanz mit anzusehn und vielleicht im Stillen zu seufzen, daß er an dem schönen sündlichen Vergnügen nicht theilnehmen darf. Die Ortsbewohner bleiben also allein im Besitz des Feldes, nebst demjenigen von den Musikanten, der am Tage eine schlechte Erndte gehabt hat und sie länger fortsetzt, um sich schadlos zu halten. Jetzt sind lauter Bekannte zusammen und entschädigen sich, wenn sie einmal in den Zug gekommen, reichlich dafür, daß sie so lange von den „Fremden" zerstreut, beobachtet und vielleicht bespöttelt wurden; denn fremd nennt man im Schwarzthal Jeden, der nicht im Umkreise einer Stunde wohnt. Jetzt setzt sich die ganze Einwohnerschaft in Bewegung und Alles, Alles tanzt, selbst die alten Tanten und Freundinnen, mit denen man sich bei hellem lichtem Tage nicht hervorgewagt; selbst die dicke Magd aus der Schenke, die sich

vom frühen Morgen an abgequält, ihre Kunden zu bedienen, bindet ihre verräucherte Schürze ab und hüpft umher mit altgewordner Grazie; ja selbst das kleine bucklige Schneiderlein wagt sich hervor, vor dessen Umarmung bei Tage jedes Mädel roth geworden wäre, und sagt, indem es seinen Mund grinsend aufreißt, als wollt' es sich die Ohrläppchen abbeißen: Bei Nacht sind alle Katzen grau.

Rosa hatte sich überdrüssig geschmollt und bekam auch wieder Lust zum Vergnügen, als ihre ganze Verwandtschaft abgefahren war. Bevor sie aber zum Fest zurückkehrte, wollte sie noch einmal die Wahnsinnige sehn, die, von der dicken Chounette bewacht, den ganzen Tag geschlafen hatte. Sie trat leise in ihre Stube und fand sie wachend und mit nachdenklicher, fast ruhiger Miene auf ihrem Bett sitzen. Zum ersten Male seit zwölf Jahren wagte es Rosa, ihr die Hand zu geben und sie zu fragen, wie es ihr gehe, und zum ersten Male seit zwölf Jahren zog die Wahnsinnige ihre Hand nicht zurück und kehrte sich nicht wie sonst ärgerlich nach der Wand um.

— Meine liebe Schwester, meine gute Bricoline, wiederholte Rosa muthiger geworden und erfreut, fühlst Du Dich wohler?

— Ich fühle mich wohl, antwortete die Wahnsinnige mit kurz abbrechender Stimme. Ich habe, als ich erwachte, gefunden was ich suchte seit vierundfunfzig Jahren.

— Und was suchtest Du, meine Geliebte?

— Ich suchte die Zärtlichkeit! antwortete die Bricoline in seltsamem Tone und legte geheimnißvoll einen Finger auf die Lippen. Ueberall hab' ich sie gesucht, im alten Schloß, im Garten, an der

Quelle, im Park, überall! Aber sie ist nicht da, Rosa, und auch Du suchst sie vergeblich! Sie haben sie versteckt in einem großen unterirdischen Gewölbe unter diesem Hause und nur unter Trümmern ist sie zu finden. Das ist mir im Schlafe gekommen, denn ich denke und suche, wenn ich schlafe. Sei ruhig, Rosa, und laß mich allein! Diese Nacht, hörst Du, nicht später als diese Nacht find' ich die Zärtlichkeit und ich will Dir auch davon geben. Dann werden wir reich sein. Heutalleweile, wie der Gensdarm immer sagt, den sie uns hergesetzt haben, um uns zu bewachen, heut sind wir so arm, daß uns Niemand haben will. Morgen aber, Rosa, nicht später als morgen, hörst Du wol, werden wir alle Beide heirathen, ich meinen Paul, der König von Algier geworden ist, und Du den Mann da, der die Getraidesäcke trägt und immer nach Dir sieht. Ich will ihn zu meinem obersten Minister machen und sein Amt soll sein, diesen Gensdarm, der immer ein und dasselbe sagt und uns so gequält hat, langsam, ganz langsam an kleinem Feuer zu braten. Aber hörst Du, sei mir ja verschwiegen und sage Niemand etwas davon. Es ist ein großes Geheimniß und das Schicksal des afrikanischen Krieges hängt davon ab.''

Diese seltsamen Worte erschreckten Rosa sehr und sie wagte es nicht, noch mehr mit ihrer Schwester zu sprechen, denn sie fürchtete sie nur noch stärker aufzuregen. Doch mochte sie auch nicht eher fortgehn, als bis der Arzt gekommen, den man erwartete, und vergaß selbst ihre Tanzlust und blieb nachdenkend am Bett der Kranken sitzen; ihr Haupt gesenkt, die Hände über dem Knie gefaltet und das Herz

erfüllt von tiefer Trauer. Es war ein ergreifender Kontrast, diese beiden Schwestern zu sehn, die eine so furchtbar verwüstet vom Leiden, so widerwärtig in ihrer nachläßigen Selbstvergessenheit, die andre geputzt und strahlend von Jugendfrische und Schönheit. Und doch lag noch Aehnlichkeit in ihren Zügen. Beide brüteten in ihrem Herzen, wenn auch in verschiedenem Grade, über einer verwehrten Liebe; Beide waren traurig und ernst. Und am wenigsten niedergeschlagen von Beiden war noch die Wahnsinnige, die in ihrem irren Geiste mit tausend phantastischen Hoffnungen und Anschlägen umging.

Der Arzt traf sehr pünktlich ein. Er prüfte den Zustand der Kranken mit jener Apathie, die in einem Falle, wo längst alle Hoffnung verschwunden ist, nichts mehr zu erwarten, nichts mehr zu versuchen hat.

— Der Puls geht noch eben so, sagte er; es ist keine Veränderung eingetreten.

— Verzeihn Sie, Herr Doctor, sagte Rosa, indem sie mit ihm auf die Seite trat, es ist allerdings eine Veränderung mit ihr vorgegangen seit gestern Abend. Sie schreit, sie schläft, sie spricht anders als gewöhnlich. Ich versichere Sie, es geht eine Revolution in ihr vor. Heute Abend sucht sie ihre Ideen zu sammeln und auszudrücken, obschon es Ideen des Wahnsinns sind; ist das nun schlimmer oder besser als ihre gewöhnliche Niedergeschlagenheit? Was halten Sie davon?

— Gar nichts, sagte der Arzt. Bei dieser Art von Krankheiten

man auf Alles gefaßt sein und kann nichts vorhersehn. Es ist t von Ihrer Familie, daß sie nicht das nothwendige Opfer und sie in eine jener Anstalten schickt, in denen sachverständige ier sich ganz besonders mit ausnahmsweisen Fällen beschäftigen. abe mich nie vermessen, sie heilen zu können und ich meine, daß die Geschicktesten heut nicht mehr für sie stehn könnten. Es ist it! Ich will nur wünschen, daß ihre Manie der Schweigsam- nd Einsamkeit nicht in Wuth ausarten möge. Hüten Sie sich, rgend wie vor den Kopf zu stoßen und lassen Sie sie nicht spre- damit sich ihre Gedanken nicht auf einen einzigen Gegenstand n.

— Ach, sagte Rosa, ich wage Ihnen nicht zu widersprechen, es ist doch so schrecklich, immer allein zu leben, Jedermann ein nstand des Abscheus und Entsetzens. Jetzt, da sie endlich, wie heint, ein Bedürfniß nach Mitgefühl, nach Mitleid zu empfin- scheint, jetzt sollen wir diesem Bedürfniß ein eisiges Schweigen egensetzen? Wissen Sie, was sie mir eben erst sagte? Sie sagte, inge sie wahnsinnig ist — sie behauptet, es seien bereits vierund- fzig Jahre — sucht sie die Zärtlichkeit. Die Aermste! So viel ist wiß, daß sie im Leben wenig Zärtlichkeit gefunden!

— Und sagte sie das in vernünftigen Ausdrücken?

— Ach nein! sie mischte erschreckende Ideen und furchtbar ent- liche Drohungen hinein.

— Nun, da sehn Sie, daß diese Herzensergießungen des Wahn- ns eher gefährlich als heilsam sind. Glauben Sie mir, lassen Sie

sie allein und sorgen Sie dafür, daß man ihren Gewohnheiten kein Hinderniß in den Weg legt, wenn sie herausgehn will. Das ist die einzige Möglichkeit, einen Rückfall in die gestrige Krisis zu vermeiden.

Rosa gehorchte ungern. Allein Marcella, die sich in ihr Zimmer zurückzuziehn und zu schreiben wünschte, beschwor ihre Gefährtin, da sie dieselbe so traurig und gedankenvoll sah, sich etwas zu zerstreuen und versprach ihr, beim ersten Schrei, beim ersten Zeichen neuer Aufregung, das man bei ihrer Schwester bemerken würde, sie sogleich durch die kleine Fanchon zu benachrichtigen. Dazu hatte Mad. Bricolin ebenfalls im Hause zu thun und die Großmutter bat Rosa inständigst, noch in ihrer Gegenwart vor dem Schluß des Festes eine Quadrille tanzen zu kommen.

— Denke nur daran, sagte sie, daß ich die Feste zähle, und mir jedes Jahr sage, Du wirst das folgende nicht mehr erleben. Ich muß Dich durchaus heute noch vergnügt tanzen sehn, sonst bleibt mir eine traurige Erinnerung von diesem Tage zurück und ich bilde mir ein, daß es mir Unglück bringt.

Rosa hatte kaum den Festplatz betreten, als schon Ludwig an ihrer Seite war.

— Fräulein Rosa, fragte er, hat Ihr Vater Ihnen nichts gegen mich gesagt?

— Nein, im Gegentheil, er hat mir heute Morgen fast befohlen mit Dir zu tanzen.

— Aber . . . seitdem?

— Ich hab' ihn kaum gesehn; er hat nicht mit mir gesprochen. es scheint ist er sehr beschäftigt mit seinen Angelegenheiten.

— Was soll denn das bedeuten, Ludwig, sagte die Großmut= daß Du Rosa nicht aufforderst? Siehst Du denn nicht, daß sie hat, mit Dir zu tanzen?

— Ist das wahr, Fräulein Rosa? sagte der Müller, Rosas d ergreifend; hätten Sie wirklich Lust, heute Abend mit mir zu en?

— Tanzen will ich allerdings noch, antwortete sie ziemlich spitz.

— Wenn vielleicht mit irgend einem andern, als mir, sagte wig, indem er Rosas Arm an seine bewegte Brust drückte, so sa= Sie's nur, ich will ihn aufsuchen.

— Soll das vielleicht heißen, daß Sie es wünschen, es möchte Andrer sein? antwortete das boshafte Mädchen und stand still.

— Das könnten Sie denken? rief der Müller, hingerissen von ner Liebe. Nun, Sie werden sehn, ob meine Füße schon müde worden sind!"

Und er zog sie rasch mit sich fast bis mitten unter die Tanzen= n. Noch einen Augenblick, und Beide haben ihre Besorgnisse, ihren ummer vergessen, leicht über den Rasen hingleitend, Hand in and, und einander fester haltend, als die Bourrée es im Grunde heischte.

Aber dieser seelige Tanz war noch nicht zu Ende, als Herr Bri= olin, der nur auf diesen Augenblick gewartet hatte, damit die beab= ichtigte Kränkung in Gegenwart des ganzen Dorfs desto empfindli=

cher würde, plötzlich mitten unter die Tänzer sprang und dem Dudelsack, den er nicht hätte überschreien können, mit einem Wink zu schweigen gebot.

— Meine Tochter, schrie er, und ergriff Rosa am Arme, Du bist ein ehrenwerthes und achtbares Mädchen; tanze mir also niemals mit Leuten, die Du nicht kennst!

— Fräulein Rosa tanzt mit mir, Herr Bricolin! antwortete Ludwig sehr aufgeregt.

— Gerade darum verbiete ich's ihr, und Ihm verbiete ich, sie künftig aufzufordern, oder sie anzureden. Er soll mir niemals wieder über meine Schwelle kommen, Er . . .

Die Donnerstimme des Pächters erstickte an dieser ausbündigen Probe von Beredtsamkeit; er stotterte und lallte vor Wuth und Ludwig hielt ihn zurück.

— Herr Bricolin, sagte er, Sie haben als Vater das Recht, Ihrer Tochter zu befehlen, Sie sind Herr in Ihrem Hause und haben das Recht, es mir zu verbieten; dazu aber haben Sie kein Recht, mich öffentlich zu beschimpfen, bevor Sie mir unter vier Augen eine Erklärung gegeben haben.

— Ich habe das Recht zu thun, was ich will, schrie Bricolin erbittert, und einem schlechten Kerl zu sagen, was ich von ihm denke!

— Wem sagen Sie das, Herr Bricolin? fragte Ludwig, dessen Augen zu funkeln begannen; denn obgleich er gleich beim Beginn dieses Auftritts zu sich selbst gesagt: „Da haben wir's; ich habe wol

der Art verdient,“ so war es ihm doch unmöglich eine Krän-
geduldig hinzunehmen.

Ich sag' es, wem ich's zu sagen für gut halte! antwortete
lin, indem er sich ein majestätisches Ansehn gab, sich aber im
de plötzlich eingeschüchtert fühlte.

— Nun, wenn Sie diese Rede an Ihren Hut halten, so
mir sehr gleichgültig sein, entgegnete Ludwig, der sich zu mä-
suchte.

— Da sehe mir Einer den Rasenden! antwortete Herr Bricolin,
er sich rückwärts in die Gruppe von Neugierigen hineindrängte,
ch um die Streitenden gebildet hatte. Ist es nicht, als ob er mir
Schimpf anthun will, weil ich ihm verbiete, mit meiner Toch-
reden? Hab' ich denn kein Recht dazu?

— O ja, Sie haben vollkommen das Recht, antwortete der
ler und suchte sich ebenfalls zu entfernen; aber nicht ohne mir
Grund zu sagen, und ich werde Sie danach fragen, wenn Sie
er bei kaltem Blute sind und ich auch.

— Du drohst mir, Unglücklicher? rief Bricolin ängstlich. „Er
t mir! fuhr er fort, als wollte er die Versammlung zum Zeu-
nehmen und den Beistand seiner Schützlinge und Knechte gegen
n gefährlichen Menschen anrufen.

— Gott soll mich davor bewahren, Herr Bricolin, sagte Lud-
achselzuckend; Sie verstehn mich nicht . . .

— Ich will Dich nicht verstehn, ich will nichts hören von einem
dankbaren, von einem falschen Freunde. Ja, rief er, als er

merkte, daß dieser Vorwurf den Müller mehr schmerzte als erzürnte, ich sag's Dir ins Gesicht, Du bist ein falscher Freund, ein wahrer Judas!

— Ein Judas? nein, denn ich bin kein Jude, Herr Bricolin.

— Ich kann darüber nichts sagen! entgegnete der Pächter, der kühner wurde, als sein Gegner schwächer zu werden schien.

— Halten Sie etwas an sich, wenn ich Ihnen rathen darf, erwiderte Ludwig in einem Tone, der jenem den Mund schloß. Keine groben Worte. Ich achte Ihr Alter, ich achte Ihre Mutter und Ihre Tochter auch, vielleicht mehr als Sie selbst, aber ich kann nicht für mich stehn, wenn Sie sich zu sehr mit Ihren Worten ereifern. Ich könnte antworten und beweisen, daß, wenn ich ein kleines Unrecht, Sie ein großes haben. Lassen Sie uns schweigen; glauben Sie mir, Herr Bricolin, es ist so besser, denn es könnte uns sonst weiter führen, als uns selbst lieb wäre. Ich werde zu Ihnen kommen und mit Ihnen sprechen und Sie werden mich anhören.

— Du wirst nicht kommen! Wenn Du kommst, laß ich Dich mit Schimpf hinausschmeißen, schrie Bricolin, als er den Müller, der mit langen Schritten fortging, schon außer dem Bereich seiner Worte sah. Du bist ein Elender, ein Betrüger, ein Ränkeschmied!"

Rosa, die so lange bleich und starr vor Schrecken an der Hand ihres Vaters stehn geblieben, wurde jetzt ergriffen von einer Regung der Energie, die sie sich früher selbst nicht zugetraut hätte.

— Vater, sagte sie, und zog ihn kräftig aus der Menge heraus, Du bist im Zorn und sagst, was Du nicht denkst. Im Fami-

lienkreise muß man sich aussprechen, aber nicht so vor aller Welt. Was Du thust, ist sehr unartig gegen mich und Du bist wenig bedacht, mir die Achtung der Leute zu erhalten.

— Wie, Dir, Dir? . . . sagte der Pächter erstaunt und wie besiegt von dem Muth seiner Tochter. Gegen Dich ist ja bei alle dem nichts, gar nichts, was Dich ins Gerede bringen könnte. Ich hatte Dir erlaubt, mit diesem Elenden zu tanzen, denn ich fand es anständig und natürlich, wie es Jeder finden muß; ich wußte nicht, daß dieser Mensch ein Schurke ist, ein Verräther ist, ein . . .

— Alles was Du willst, Vater, aber jetzt genug davon! sagte Rosa und schüttelte ihm den Arm mit der Kraft eines empörten Kindes. Es gelang ihr, ihn nach dem Pachthof fortzuziehen.

29.

Die beiden Schwestern.

Madame Bricolin erwartete es nicht, die Ihrigen so schnell zurückkommen zu sehn. Ihr Gemahl hatte ihr befohlen zu Hause zu bleiben und ihr nichts gesagt von dem Skandal, den er vorhatte, denn er wollte nicht, daß sie durch ihr Geschrei die Majestät der Rolle beeinträchtige, die er öffentlich zu spielen gedachte. Als sie ihn daher zurückkommen sah, karmoisinroth vor Zorn, athemlos keuchend, und mit dumpfem Grollen, an der Hand Rosa, die ebenfalls sehr

aufgeregt war und ihrer Beklemmung unwillkührlich in einem Strom von Thränen Luft machte, den sie nicht zurückhalten konnte, während hinter ihnen her die alte Großmutter trippelte und mit bestürzter Miene die Hände rang, da fuhr sie zurück vor Erstaunen, leuchtete ihnen mit ihrem Lichte ins Gesicht und fragte gespannt:

— Was giebts denn? Was ist vorgefallen?

— Das giebts, daß mein Sohn sehr, sehr Unrecht hat und daß er ohne Vernunft redet, antwortete die Großmutter Bricolin, indem sie auf einen Stuhl sank.

— Ja, ja, das ist das ewige Lied der Alten, sagte der Pächter, dem der Anblick seiner Ehehälfte einen Theil seines Zornes wiedergab. Genug geplappert. Ist das Abendbrod fertig? Hast Du Hunger, Rosa?

— Nein, antwortete Rosa trocken.

— Ich bins wol, der Dir den Appetit benommen?

— Ja, Vater.

— Soll das ein Vorwurf sein?

— Ja Vater, ich gebe es zu.

— Ei, ei, Rosa! entgegnete der Pächter, der gegen seine Tochter so nachgiebig als möglich war, sie aber jetzt zum ersten Male etwas empört gegen ihn sah; Du sprichst in einem Ton, der mir schlecht gefällt. Weißt Du auch, daß Deine Verdrießlichkeit allerlei Vermuthungen in mir erregen könnte? Das wirst Du, hoffe ich, nicht wollen?

— Sprich, sprich, Vater. Sage, was Du denkst; wenn Du Dich irrst, so ist es meine Pflicht, mich zu rechtfertigen.

— Ich meine, liebe Tochter, daß es Dir schlecht lassen würde, Partei zu nehmen für diesen Lümmel von Müller, dem ich dieser Tage noch meinen Rohrstock auf dem Rücken zerschlagen will, wenn er um mein Haus herumschleicht.

— Vater, antwortete Rosa mit Feuer, ich sag' es Dir offen heraus, und wenn Du mir selbst Deinen Stock auf dem Rücken zerschlägst, daß Alles das barbarisch und ungerecht ist, daß es eine Schmach für mich ist, Deiner Rache vor allen Augen als Werkzeug zu dienen, als wäre ich verantwortlich für das Unrecht, das man Dir gethan oder nicht gethan, kurz, daß mir Alles das schmerzlich ist und meine Großmutter verletzt, Du siehst es ja.

— Ja freilich betrübt und kränkt mich das, sagte die Großmutter in ihrem freimüthigen und kurzen Ton, in dem aber doch viel Milde und Herzensgüte lag (worin Rosa ihr ähnelte, die auch eine lebendig-kräftige Sprache und dabei eine zarte Seele hatte). Mir blutet die Seele, wenn ich sehe, wie er mit Worten gemißhandelt wird, der rechtschaffne Junge, den ich fast wie mein eigen Kind liebe, um so mehr, da ich seit länger als sechzig Jahren mit seiner Mutter und seiner ganzen Familie gut Freund bin . . . Brave Leutchen, die Familie, ja, und Großlude macht ihnen wahrhaftig keine Schande!

— Aha, das hübsche Herrchen ist's wieder, sagte Mad. Bricolin zu ihrem Manne, um dessentwillen Deine Mutter schilt und Deine

Tochter weint? Sieh nur, sie will sich in Thränen auflösen! Da hast Du es, Bricolin! Hast uns in eine schöne Geschichte hineingeritten mit Deiner Freundschaft für den langen Esel! Das ist der Lohn dafür! Sieh, ist es nicht eine wahre Schande, Deine Mutter und Deine eigne Tochter seine Partei gegen Dich nehmen und in Thränen zerfließen zu sehn, als wenn . . . ja, als wenn . . . So wahr Gott lebt, ich will's nicht weiter sagen, ich müßte sonst roth werden vor Schaam!

— Sag' es nur heraus, offen Alles heraus, Mutter! rief Rosa, vollends erbittert. Weil Ihr heute so herrlich im Zuge damit seid, mich zu demüthigen, so versagt Euch doch lieber gar nichts mehr! Ich bin vollkommen bereit zu antworten, wenn man mich ernstlich und aufrichtig fragt, wie ich gegen Ludwig gesinnt bin.

— Und wie ist denn das Fräulein gegen ihn gesinnt? fragte der Pächter grimmig im gröbsten und lautesten Ton seiner Stimme; sag' nur das schnell, schnell, wenn Dir die Zunge juckt.

— Wie eine Schwester und Freundin, antwortete Rosa, und Niemand in der Welt soll mich davon abbringen.

— Schwester, Müllerschwester! sagte Herr Bricolin höhnend, indem er Rosas Stimme nachäffte; Freundin, Freundin eines Bauertölpels! Eine schöne Sprache und recht passend für ein Mädchen, wie Du! Da soll mir doch das Donnerwetter auf den Kopf fahren, wenn die Mädels nicht heut' alleweile sammt und sonders verrückt sind. Rosa, Du sprichst, als wärst Du im Irrenhause!"

Ein durchdringendes Kreischen ertönte in diesem Augenblick aus der Stube der Wahnsinnigen.

Madame Bricolin erbebte, Rosa ward bleich wie der Tod.

— Hörst Du Vater, hörst Du's wol? rief sie mit furchtbar ergreifendem Ton und packte mit krampfhafter Gewalt Herrn Bricolins Arm. „Höre das und wag' es noch einmal zu lachen über die Verrücktheit der Mädchen! Witzle nur mit dem Irrenhause, Du, der Du zu vergessen scheinst, daß ein Mädchen von „unserm Stande" einen Mann ohne Vermögen dermaßen zu lieben vermag, daß sie einem Zustande anheimfällt, der schlimmer ist, als der Tod!

— Sie gesteht es also und sagt es ganz laut! rief Madame Bricolin, getheilt zwischen Wuth und Verzweiflung. „Sie liebt den Lümmel und droht uns damit, überzuschnappen wie ihre Schwester!

— Rosa! Rosa! sagte Hr. Bricolin entsetzt, schweig! Und Du, Tybalde, setzte er gebieterisch hinzu, geh sehn, was die Bricoline macht.

Madame Bricolin ging. Rosa stand noch immer da, mit zerrütteten Zügen, selbst erschrocken über das, was sie ihrem Vater gesagt.

— Meine Tochter, Du bist krank, sagte er ganz bewegt. Du mußt wieder zu Dir kommen.

— Ja, Du hast Recht, Vater, ich bin krank, sagte Rosa, in Thränen ausbrechend, und warf sich ihrem Vater in die Arme.

Hr. Bricolin hatte sich erschrocken, aber es war ihm unmöglich, weich und zärtlich zu werden. Er umarmte Rosa wie ein Kind, das

man beruhigen will, aber nicht wie eine Tochter, die man über Alles liebt. Er war eitel auf ihre Schönheit, ihren Geist, und mehr noch auf den Reichthum, den er ihr mitzugeben gedachte; doch wäre es ihm lieber gewesen, sie wäre häßlich und dumm zur Welt gekommen, aber durch ihr Geld Neid erregend, als vollkommen, aber arm und Mitleid einflößend.

— Kleines Närrchen, sagte er, Du bist heut' Abend nicht recht bei Sinnen. Geh schlafen und schlage Dir diesen Müller sammt eurer schönen Freundschaft aus dem Kopfe. Seine Schwester hat Dich genährt, das ist wahr, aber, zum Henker noch eins, sie hat auch ein hübsches Geld dafür bekommen! Der Bursche ist Dein Jugendgespiele gewesen, das ist auch wahr, aber er war in unserm Dienst und that weiter nichts als seine Schuldigkeit, wenn er Dir die Zeit vertrieb. Es beliebt mir einmal, ihn heut alleweile fortzujagen, weil er mir einen schändlichen Streich gespielt hat; es ist Deine Pflicht, mir Recht zu geben.

— O mein Vater, sagte Rosa, in den Armen des Pächters noch immer weinend, Du wirst diesen Befehl widerrufen; Du wirst ihm gestatten, sich zu rechtfertigen, denn er ist nicht schuldig, es ist unmöglich und Du kannst mich nicht zwingen, meinen Jugendfreund, den Sohn der guten Müllerin, die mich so lieb hat, zu demüthigen!

— Rosa, ich habe jetzt nachgerade genug von all dem Zeug! antwortete Bricolin und entzog sich den Liebkosungen seiner Tochter. Es wäre doch zu albern, wenn wir das zu einer Familienangelegenheit machten, daß ich einen solchen Meister Barfuß zum Teufel gejagt

Laß mich in Ruhe, ich bitte Dich! Höre nur, wie Deine arme
ester brüllt und kümmere Dich nicht so sehr um einen Fremden,
ch das Unglück im eignen Hause ist.

— O, wenn Du glaubst, ich höre nicht die Stimme meiner
ester, sagte Rosa mit erschreckendem Ausdruck, wenn Du glaubst,
hr Geschrei meiner Seele nichts zuruft, so irrst Du Dich gewal-
Vater! Ich höre sie deutlich und denke nur allzusehr an sie.“

Mit schwankendem Schritt verließ sie das Zimmer, um in die
e ihrer Schwester zu gehn. Gleich darauf aber hörte man einen
auf den Dielen des Korridors. Mutter und Großmutter eilten
rocken herbei. Rosa lag ohnmächtig und wie todt da.

Man brachte sie schnell in ihr Zimmer, wo Marcella, mit Schrei-
beschäftigt, auf sie wartete, ohne den Sturm zu ahnen, der über
arme Freundin hereingebrochen. Sie sorgte auf das Zärtlichste
sie und hatte allein die Geistesgegenwart, ins Dorf zu schicken,
zu sehn, ob der Arzt nicht vielleicht noch da wäre. Er kam und
Rosa in einem heftigen Nervenstarrkrampf. Ihre Glieder waren
, die Zähne zusammengebissen, die Lippen schimmerten bläulich.
chdem man einige Anordnungen des Arztes befolgt, kehrte das
wußtsein zurück; ihr Puls aber ging jetzt aus der ängstigenden
attheit über zu fieberhafter Energie. Das Fieber funkelte unheim-
aus ihren großen schwarzen Augen und sie sprach bewegt, ohne
ht zu wissen mit wem. Marcella hörte sie zu ihrem Erstaunen
hrmals den Namen des Müllers aussprechen. Es gelang ihr, die
rängstigten Aeltern zu entfernen und allein mit ihr zu bleiben,

während der Arzt zur älteren Schwester ging, bei der sich Symptome der Wuth wie gestern zu zeigen anfingen.

— Meine theure Rosa, sagte Marcella und schloß ihre Gefährtin in die Arme, Sie haben Kummer und das ist die Ursache Ihres Unwohlseins. Beruhigen Sie sich, morgen sollen Sie mir Alles erzählen und ich werde thun, was irgend in meiner Macht steht, Ihren Schmerz zu heben. Wer weiß, ob ich nicht ein Mittel ausfindig mache?

— Ach, Sie sind ein Engel, antwortete Rosa, sie umhalsend. Aber Sie können nichts für mich thun. Alles, Alles ist verloren, Ludwig ist aus unserm Hause gejagt, und mein Vater, der ihn heute morgen noch in Schutz nahm, haßt und verwünscht ihn jetzt. Wahrlich, ich bin zu unglücklich!

— Sie lieben ihn also doch sehr! sagte Marcella erstaunt.

— Ob ich ihn liebe! rief Rosa; vermag ich's denn, ihn nicht zu lieben? Und wann haben Sie daran gezweifelt?

— Gestern noch, Rosa, wollten Sie es nicht zugeben.

— Das ist möglich, ich würde es vielleicht nie zugegeben haben, hätte man ihn nicht verfolgt und mich, wie man heute gethan, auf's Aeußerste gebracht. Denken Sie sich, sagte sie, mit einer Art von Hast fortsprechend, indem sie ihre glühende Stirn in beiden Händen hielt, sie haben gesucht, ihn vor mir zu demüthigen, ihn in meinen Augen herabzusetzen, weil er arm ist und es wagt, mich zu lieben. Heute Vormittag, als man ihn mit Spöttereien überschüttete, da war ich feig; ich wagte es nicht, den Zorn, den ich empfand, zu zeigen.

ꝛß es zu, daß man ihn geringschätzig behandelte, ohne daß ich
dachte, ihn zu vertheidigen, ja fast schämte ich mich seiner.
kam ich, da mir plötzlich der Kopf sehr weh that, zurück und
mich selbst, ob ich jemals die Kraft haben würde, für ihn so
Beleidigungen Trotz zu bieten. Ich redete mir ein, ich wollte
icht mehr lieben, aber da war's mir, als ob ich sterben müßte.
Haus, das mir immer so schön erschienen, weil ich darin er-
bin und mich in ihm glücklich fühlte, sah mir plötzlich schwarz,
in, traurig und häßlich aus, wie es gewiß auch Ihnen vor-
nt. Ich glaubte in einem Gefängniß zu sein und heute Abend,
meine arme Schwester in ihrem Wahnsinn sagte, unser Vater
in Gendarm, der uns fortwährend unter seinen Augen behalte,
uns zu quälen, da war's einen Augenblick, als wenn ich wahn-
ig wäre und ich bildete mir ein, Alles zu sehn, was meine
wester sah. Ach wie schrecklich wurde mir dabei! Und als ich
der zu vernünftiger Ueberlegung kam, da sah ich wol ein, daß es
e meinen armen Ludwig für mich nichts Angenehmes giebt, daß
ohne ihn das Leben unerträglich wäre. Nur weil ich ihn liebe,
e ich bis auf diesen Tag all mein Leid heiter getragen, die schreck-
en Launen meiner Mutter, die Gefühllosigkeit meines Vaters, die
ückende Last unseres Reichthums, der rings um uns her nur Un-
ückliche und Neidische macht und den Anblick der gräßlichen Krank-
t, der ich seit so langer Zeit schon meine Schwester und meinen
roßvater anheimgefallen sehe. Das Alles erschien mir schauder-
ft, als ich mich allein sah, ohne daß ich es wagte, zu lieben, und

gezwungen, Alles dies zu ertragen ohne den Trost, geliebt zu sein von einem schönen edeln trefflichen Manne, dessen Zuneigung mich für Alles schadlos hielt. O, es ist unmöglich! Ich liebe ihn, ich will es nicht mehr versuchen, mich von dieser Liebe zu heilen. Aber es wird mein Tod sein, Marcella; denn sie haben ihn vertrieben, und mein Leiden mag noch so groß sein, sie werden erbarmungslos bleiben. Ich werde ihn nicht mehr sehn dürfen; wenn ich im Geheimen mit ihm spreche, so werden sie mich schelten und verspotten, bis ich den Verstand verloren habe . . . Ach mein Kopf, mein Kopf! ich glaubte ihn so gesund und stark, aber jetzt ist mir, als muß er zerspringen . . . Aber nein, so weit soll es mit mir nicht kommen, wie mit meiner armen Schwester, fürchten Sie nicht für mich, meine theure Marcella! Lieber tödte ich mich selbst, wenn ich fühle, daß ihr Uebel mich ansteckt . . . Aber das steckt nicht an, nicht wahr? Und doch, wenn ich sie so schreien höre, zerfleischt es mir das Herz und es ist als ob mir Feuer und Eis durch die Adern strömte. Eine Schwester, ach eine so arme Schwester! Es ist unser Fleisch und Blut und ihr Leiden muß man mit empfinden in Leib und Seele! . . Gerechter Himmel! Großer Gott! hören Sie, wie sie kreischt? Sie machen die Thüren zu, aber ich höre sie doch, ich höre sie fortwährend! . . . Ach, welche Qualen sie aussteht, wie sie liebt, wie sie nach ihm ruft! Meine Schwester, o meine arme liebe Schwester, die ich so schön, so verständig, so sanft und heiter gekannt, und jetzt heult sie wie eine Wölfin . . .“

Die arme Rosa brach in lautes Schluchzen aus und allmählig

wurde ihr Weinen, das sie lange gewaltsam zurückgehalten, zu einem unartikulirten Schreien, dann zu durchdringendem Gekreisch. Ihr Gesicht bekam ein verstörtes Aussehn, ihre irren Augen schienen in ihre Höhlen zurückzutreten und zu erlöschen, ihre zusammengekrallten Hände preßten den Arm Marcellas fast wund; zuletzt barg sie ihr Antlitz im Kopfkissen und schrie herzzerreißend und ahmte, von einem schrecklichen unwiderstehlichen Instinkt getrieben, das gräßliche Gekreisch ihrer unglücklichen Schwester nach.

Tief ergriffen von diesem grauenhaften Echo verließ die Familie die ältere Tochter, um zur Jüngsten zu laufen. Der Arzt eilte herbei. Da er wußte, was vorgefallen, schrieb er diesen heftigen Nervenanfall nicht blos dem Eindruck zu, den der Wahnsinn der Schwester in Rosas Gemüth hervorgebracht. Es gelang ihm, sie zu beruhigen, als er aber wieder mit den beiden Aeltern allein war, machte er ihnen ernste und strenge Vorstellungen.

— Sie haben sich eine lange und große Unklugheit zu Schulden kommen lassen, sagte er, dies junge Mädchen in Gegenwart eines so traurigen Anblicks zu erziehn. Es dürfte sehr zweckmäßig und nothwendig sein, die Aelteste in eine Irrenanstalt zu schicken und die Jüngste zu verheirathen, um die Schwermuth zu zerstreuen, die sich ihrer leicht bemächtigen könnte.

— Aber Herr Lavergne, wir wünschen ja nichts sehnlicher, antwortete Mad. Bricolin, als sie zu verheirathen. Zehnmal hat sie Gelegenheit dazu gehabt und heute noch könnten wir für sie ihren Vetter Honoré haben, der eine sehr gute Partie ist. Er bekommt

eines Tages gewiß seine hunderttausend Thaler. Wenn sie ihn nur wollte, er wünscht nichts eifriger und wir ebenfalls; aber sie will von ihm nichts wissen und weist alle Partien zurück, die wir ihr vorschlagen!

— Vielleicht weil Sie ihr den nicht vorschlagen, der ihr gefallen würde, antwortete der Doctor. Ich weiß nichts davon und mische mich auch nicht in Ihre Angelegenheiten; aber Sie wissen recht gut die Ursache, welche ihre Schwester so unglücklich gemacht hat und ich rathe Ihnen sehr, es mit dieser anders zu machen.

— O, um diese, sagte Hr. Bricolin, um diese wäre es zu Schade! Ein so schönes Mädchen! Meinen Sie's nicht auch, Doctor?

— Die andre war auch ein schönes Mädchen, Sie besinnen sich nur nicht mehr darauf!

— Aber mein Herr, sagte Mad. Bricolin, mehr aufgebracht als ergriffen von der Freimüthigkeit des Arztes, glauben Sie denn etwa, daß es bei meiner Tochter nicht richtig im Kopfe ist? Das Unglück der Andern ist ein unglücklicher Zufall, ein Kummer, den sie über den Tod ihres Liebhabers hatte . . .

— Den Sie ihr nicht zu heirathen erlaubten!

— Herr, davon wissen Sie nichts; wir hätten es vielleicht zugegeben, wenn wir gewußt hätten, daß es ein so schlechtes Ende nehmen würde. Aber Rosa, Herr, Rosa ist ein wohlgeartetes vernünftiges Mädchen, und, Gott sei gedankt dafür, erblich ist diese Krankheit bei uns nicht. Es hat nie, so viel ich weiß, Wahnsinnige gegeben in der Familie Bricolin und eben so wenig in der Familie

Tybalt. Ich hab' immer einen kaltblütigen, starken Kopf gehabt; ich habe andre Töchter, die mir darin gleichen: ich begreife also nicht, warum nicht Rosa einen eben so gesunden kräftigen Kopf haben sollte, wie die Andern.

— Mögen Sie davon denken, was Sie wollen, entgegnete der Arzt, aber ich erkläre Ihnen, daß Sie ein gefährliches Spiel spielen, wenn Sie jemals der Neigung Ihrer jüngsten Tochter hindernd in den Weg treten. Sie ist von scharf ausgeprägtem nervösem Temperament und darin der Aeltesten sehr ähnlich. Uebrigens ist der Wahnsinn, wenn auch nicht erblich, so doch ansteckend . . .

— O, wir werden die Andre in eine Heilanstalt schicken, und wenn es auch noch so viel kosten sollte, sagte Madame Bricolin.

— Und Rosa dürfen wir nicht vor den Kopf stoßen, hast Du's verstanden, Frau? sagte der Pächter, indem er ein volles Glas nach dem andern herunterstürzte, um seinen häuslichen Aerger zu betäuben. In La Chatre sind Schauspieler, wir müssen sie in die Komödie schicken. Wir kaufen ihr ein neues Kleid, zwei meinetwegen. Alle Wetter, wir haben's ja dazu und brauchen ihr nichts zu versagen! . . .

Herr Bricolin wurde von Frau v. Blanchemont unterbrochen, die ihn um eine geheime Unterredung bat.

30.

Der Kontrakt.

— Herr Bricolin, sagte Marcella, die dem Pächter in ein dunkles unordentlich gehaltnes Zimmer gefolgt war, in dem er seine Papiere in buntem Gemisch mit verschiedenen landwirthschaftlichen Instrumenten und seinen Saamenproben aufgestapelt hatte, sind Sie im Stande, mich ruhig anzuhören?

Der Pächter hatte, um sich Takt und Haltung zu geben, viel getrunken, bevor er auf den Festplatz gegangen war, Ludwig zu beleidigen. Als er zurückgekommen, hatte er wieder getrunken, um sich zu beruhigen und zu erfrischen. Drittens endlich hatte er getrunken, um die ihn umlagernde Traurigkeit zu beschwören und die düstern Gedanken zu verscheuchen, die sich seiner bemächtigten. Sein weißer Porzellankrug mit blauen Blumen, der jederzeit auf dem Küchentische stand, diente ihm gewöhnlich als ein Mittel zur Haltung oder Aufmunterung gegen die erste Schwere des Rausches. Als er sich mit der Frau v. Blanchemont allein und der Hülfe seines weißen Weines beraubt sah, wurde ihm schlecht zu Muthe; unwillkührlich suchte seine Hand auf dem Schreibtisch nach einem Glase, das aber nicht da war, und als er Marcella einen Stuhl anbieten wollte, warf er dabei zweie um. Jetzt erst merkte Marcella an seinen schwankenden Beinen, seinem rothen Gesicht, daß er sich gehörig angetrunken. Aber trotz des Widerwillens, den ihr diese Verdoppelung seiner persönlichen Reize

einflößte, beschloß sie, eine offne Auseinandersetzung mit ihm zu wagen, denn sie erinnerte sich des Sprichworts: In vino veritas.

Sie sah, daß er ihre ersten Worte kaum gehört, und wiederholte daher ihren Angriff. „Herr Bricolin, sagte sie, ich bin so frei gewesen, Sie zu fragen, ob sie dazu gestimmt und geneigt sind, einen ziemlich delikaten Antrag anzuhören, den ich Ihnen zu machen habe.

— Was giebt's denn, Madame? antwortete der Pächter in wenig verbindlichem Ton, aber ohne Energie. Er war sehr aufgebracht auf Marcella, aber zu schwer angetrunken, um es ihr zu zeigen.

— Herr Bricolin, fuhr sie fort, Sie haben den Müller von Angibault aus Ihrem Hause gejagt und ich wünsche die Ursache Ihrer Unzufriedenheit mit ihm zu wissen.

Bricolin kam etwas außer Fassung durch diese freimüthige Art, die Frage vorzubringen. Es lag im Aeußern Marcellas eine gewisse offne Keckheit, die ihm stets peinlich war, besonders aber in einem Augenblick, wo er sich nicht ganz in seiner Gewalt hatte. Von einem dem seinigen überlegnen Willen beherrscht, that er das Gegentheil von dem, was er nüchtern gethan hätte: er sagte die Wahrheit.

— Sie wissen, antwortete er, die Ursache meiner Unzufriedenheit und ich brauche sie Ihnen nicht erst zu sagen.

— Sie meinen also mich?

— Sie? Nein. Ihnen werf' ich nichts vor. Sie haben Ihren Vortheil im Auge, wie ich den meinigen … . aber ich meine, es ist schuftig, sich zu stellen, als wäre man mein Freund und unterdeß Ihnen hinterrücks guten Rath gegen mich zu geben. Hören Sie auf

diesen guten Rath, benutzen Sie ihn, bezahlen Sie ihn gut, Sie werden es nicht unterlassen. Ich aber, ich werfe den Feind, der mir bei Ihnen schadet, zur Thür hinaus. Das thu' ich! Schlimm für die, die es schlecht finden! . . . Ich bin Herr in meinem Hause; denn sehn Sie, Frau v. Blanchemont, am Ende ist doch Jeder sich selbst der Nächste! Ihr Vortheil ist Ihr Vortheil und mein Vortheil der meinige, eine Kanaille aber ist und bleibt eine Kanaille . . . Heut' alleweile denkt Jeder an sich. Ich bin Herr in meinem Hause und in meiner Familie, Sie haben Ihre Interessen wie ich die meinigen; für guten Rath gegen mich, ich sag's Ihnen ja, werden Sie natürlich . . .

Und so trat er, sich stets wiederholend, ohne es zu bemerken, ganz dasselbe wol zehn Minuten hindurch breit, denn bei jedem Wort, das er sagte, vergaß er, daß er das Nämliche schon hundertmal gesagt.

Marcella hatte selten betrunkene Menschen in der Nähe gesehn, gesprochen aber mit keinem. Sie hörte ihm daher verwundert zu, fragte sich, ob er etwa plötzlich geistesabwesend geworden sei und dachte nicht ohne Angst daran, daß das Schicksal Rosas und ihres Geliebten von einem Manne abhinge, der nüchtern hartherzig und eigensinnig, und wenn der Wein seine Rohheit gemildert, stumpfsinnig und taub war. Sie ließ ihn eine Weile dieselben unwürdigen Gemeinplätze wiederkäuen; als sie aber sah, daß dies Stück leicht so lange fortspielen könne, bis er auf seinem Stuhl einschlief, versuchte sie ihn zu entnebeln, indem sie plötzlich die für ihn empfindlichste Saite anschlug.

— Hr. Bricolin, unterbrach sie ihn, Sie wollen durchaus Blanchemont kaufen. Und wenn ich nun mit Ihrem Angebot zufrieden wäre, würden Sie noch ärgerlich sein?

Bricolin strengte sich an, seine geschwollenen Augenlider aufzureißen um Marcella starr anzusehn, die ihm aufmerksam und zuversichtlich ins Auge blickte. Allmälig wurde das Auge des Pächters klar, sein plumpes aufgedunsenes Gesicht schien sich wieder in feste Züge zu legen, und es war als ob ein Schleier von seinem Antlitz genommen würde. Er stand auf und ging einige Male in der Stube auf und nieder, wie um seine Beine zu versuchen und seine Gedanken zu sammeln, denn er fürchtete zu träumen. Als er sich wieder Marcella gegenüber hinsetzte, war seine Haltung fest und sein Gesicht fast bleich.

— Verzeihn Sie, Frau Baronin, sagte er, wie lautete doch die Aeußerung, mit der Sie mich beehrten?

— Ich sage, daß ich im Stande wäre, Ihnen mein Gut für zweihundertfunfzigtausend Frcs. zu lassen, wenn . . .

— Wenn was? fragte Bricolin mit kurzem Ton und mit dem lauernden Blicke eines Luchses.

— Wenn Sie mir versprechen wollen, Ihre Tochter nicht unglücklich zu machen.

— Meine Tochter? Was hat meine Tochter mit dieser Angelegenheit zu schaffen?

— Ihre Tochter liebt den Müller von Angibault; sie ist sehr

krank und kann darüber leicht den Verstand verlieren, wie ihre Schwester. Verstehen, begreifen Sie's, Herr Bricolin?

— Verstehen kann ich's wol, aber begreifen nicht recht. Das seh ich wol, daß meine Tochter so eine Art Liebesgeschichte im Kopfe hat. Das kann aber heut oder morgen wieder vergehn wie es gekommen ist. Aber wie können Sie denn so großes Interesse an meiner Tochter nehmen?

— Was geht Sie das an? Wenn Sie nicht begreifen, wie man Freundschaft und Mitgefühl haben kann für ein reizendes liebes Mädchen, das man leiden sieht, so werden Sie wenigstens den Vortheil begreifen, Besitzer von Blanchemont zu sein?

— Sie treiben Ihr Spiel mit mir, Frau Baronin und machen sich nur über mich lustig. Sie haben heute mit meinem ärgsten Feind gesprochen, mit dem Notar Tailland, und der hat Ihnen gewiß gerathen, mir den Bissen hoch zu halten.

— Er hat mir ohne die geringste Feindseeligkeit gegen Sie die nöthigen Aufschlüsse über meine Lage gegeben. Ich weiß jetzt, daß ich sehr bald einen Käufer finden und Ihnen, wie Sie sagen, den Bissen sehr hoch halten kann.

— Und der Müller von Angibault ist's gewesen, der Ihnen ohne mein Wissen und mir zum Tort diesen guten Rathgeber verschafft hat!

— Was wissen Sie davon? Sie könnten sich auch irren. Uebrigens ist jedes weitere Wort darüber unnütz. Wenn ich mit Ihrem Gebot zufrieden bin, was scheert Sie das Uebrige?

— Aber dies Uebrige, dies Uebrige ist, daß meine Tochter einen Müller heirathen soll!

— Ihr Vater war auch Müller, bevor er als Pächter bei meinen Aeltern eintrat.

— Aber er hat was zusammengescharrt, und heut' alleweile bin ich in der Lage, daß ich einen Schwiegersohn bekommen kann, der mir hilft, Ihr Gut bezahlen.

— Es mit dreimalhunderttausend Fres. und vielleicht mehr zu bezahlen!

— Das ist also eine Bedingung sinek wanon? (sine qua non). Sie verlangen, daß dieser Müller meine Tochter heirathet? Was liegt Ihnen daran?

— Ich hab's Ihnen schon gesagt, ich wünsche es aus Freundschaft, weil es mir eine Freude ist, Menschen glücklich zu machen, was Ihnen Alles närrisch vorkommt; aber Jeder hat seine Weise.

— Ich weiß wol, daß der seelige Herr Baron, Ihr Gemahl, zehntausend Fres. für ein schlechtes Pferd, vierzigtausend für ein lüderliches Weibsbild gegeben hätte, wenn's ihm just durch den Kopf gegangen wäre; das sind so die adligen Nicken; aber am Ende läßt sich's doch noch begreifen, denn es war für ihn selbst, es machte ihm Spaß! Dagegen ein Opfer zu bringen, blos um Andern eine Freude zu machen, wildfremden Leuten, die mit Ihnen in keiner Weise zusammengehören, die Sie kaum kennen, die . . .

— Sie rathen mir also, es nicht zu thun?

— Ich rathe Ihnen, sagte Bricolin rasch, über seine Ungeschick-

keit erschrocken, zu thun, was Ihnen beliebt! Ueber Geschmack und Ideen läßt sich nicht streiten.

— Aber Sie trauen mir nicht, das ist klar. Sie glauben nicht, daß ich es ernst meine mit meinem Vorschlage?

— Ja, gnädige Frau, welche Sicherheit hab' ich dafür? Das ist so eine königliche Phantasie, die Ihnen jeden Augenblick wieder vergehn kann.

— Darum müssen Sie sich eben beeilen, mich beim Wort zu nehmen.

„Sie hat verteufelt Recht! dachte Hr. Bricolin. Bei ihrer Narrheit besitzt sie mehr kalt Blut als ich. — Also, Frau Baronin, sagte er, welche Sicherheit geben Sie mir!

— Ein schriftliches Versprechen.

— Mit Unterschrift?

— Gewiß.

— Und ich, ich soll Ihnen versprechen, meine Tochter Ihrem Schützling zur Frau zu geben?

— Zuerst werden Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben.

— Mein Ehrenwort? Und nachher?

— Nachher werden Sie sofort dasselbe Ehrenwort in Gegenwart Ihrer Mutter, Ihrer Frau und in der meinigen auch Rosa geben.

— Mein Ehrenwort? Rosa ist also fürchterlich verliebt?

— Nun, wollen Sie darauf eingehn?

— Wenn weiter nichts nöthig ist als das, um der Kleinen eine Freude zu machen! . . .

— Freilich ist noch mehr nöthig.

— Was denn?

— Sie müssen Ihr Wort auch halten.

Das Gesicht des Pächters verzog sich unwillkührlich.

— Halten, mein Wort! . . . Mein Wort halten! sagte er, Sie zweifeln also daran?

— Nicht mehr als Sie an dem meinigen; aber wie Sie eine Handschrift von mir verlangen, so verlange ich sie ebenfalls.

— Eine Handschrift? Wie denn abgefaßt?

— Ein Heirathsversprechen das ich selbst entwerfen, Rosa unterzeichnen und Sie ebenfalls unterschreiben sollen.

— Und wenn Rosa nachher noch eine Mitgift von mir verlangt?

— Sie wird in derselben darauf verzichten.

„Donnerwetter, dachte der Pächter, das wäre ja eine famose Ersparniß! Diese verteufelte Mitgift, die ich leicht erster Tage hätte auftreiben müssen, würde mich am Ende noch gehindert haben, Blanchemont zu kaufen. Erstens keine Mitgift und zweitens Blanchemont für zweihundertfunfzigtausend Fres., das sind einhunderttausend Fres. profitirt. Vorwärts, da darf man länger kein Federlesen machen. Dazu könnte Rosa ja am Ende doch verrückt werden, und man müßte es aufgeben, überhaupt einen Schwiegersohn zu finden. Dann Jahr aus Jahr ein einen Arzt bezahlen und am

Ende ist es doch zu traurig und würde mir zu schmerzlich sein, wenn ich sie häßlich und unreinlich werden sähe wie ihre Schwester. Es wäre eine Schande für uns, zwei wahnsinnige Töchter zu haben. Das Ding wird sich wunderlich ausnehmen, aber die Herrschaft Blanchemont kann so manches ausgleichen. Die Einen werden uns bekritteln, die Andern beneiden. Es sei! Wollen den guten Vater spielen. Das Geschäft ist nicht schlecht . . . Wie wär' es, Frau Baronin, sagte er, wenn wir einen Versuch machten, die Schrift abzufassen? Es ist jedenfalls ein sonderbarer Handel und mir ist noch kein Muster zu einem solchen Kontrakt vorgekommen.

— Mir auch nicht, antwortete Frau von Blanchemont, und ich weiß nicht ob die moderne Gesetzgebung dergleichen überhaupt kennt. Aber was schadet das? wenn man gesunden Menschenverstand hat, kann man, wie Sie wissen, einen Kontrakt entwerfen, der besser und sicherer ist, als wenn ihn Sachverständige gemacht hätten.

— Das kommt alle Tage vor. Ein Testament z. B.! Selbst das Stempelpapier thut dabei nichts zur Sache. Aber ich habe welches hier; denn ich halte mir's immer vorräthig. Dergleichen muß man stets bei der Hand haben.

— Lassen Sie mich auf gewöhnlichem Papier einen Entwurf niederschreiben, Hr. Bricolin, und schreiben Sie ebenfalls einen; wir vergleichen dann, besprechen die etwa nöthigen Abänderungen und machen eine Reinschrift auf Stempelpapier.

— Machen Sie nur das Ding fertig, gnädige Frau, antwor-

tete Bricolin, der kaum schreiben konnte; Sie sind klüger als ich und werden es besser zu drehen verstehen.

Während Marcella schrieb, nahm Hr. Bricolin aus einem Winkel eine Kanne Wasser, setzte sie auf einen Eckschrank, bückte sich und goß sich eine ziemliche Masse in den Leib.

„Hier gilt's seine Gedanken beisammen zu haben, dachte er. Es scheint mir zwar, daß mein Kopf wieder in Ordnung ist, aber kalt Wasser ins Blut zu mischen, das ist bei Geschäften sehr gut; denn es macht vorsichtig und mißtrauisch.

Marcella, die sich von ihrem Herzen leiten ließ, aber sich zugleich bei ihrem großmüthigen Vorhaben den Geist klar zu erhalten wußte, entwarf eine Verschreibung, die ein Jurist für ein Meisterstück von Klarheit gehalten hätte, obgleich sie in gutem Französisch abgefaßt war, kein Wort vom geheiligten Kauderwälsch des Kanzleistyls enthielt und das Gepräge der bewundernswürdigsten Redlichkeit trug. Als Bricolin sie vorlesen gehört, war er überrascht von der Bestimmtheit und Schärfe dieses Kontrakts, den er nicht im Stande gewesen wäre zu dictiren, dessen bindende Kraft aber und dessen Folgen er wohl zu würdigen wußte.

„Diese Weiber haben doch den Teufel im Leibe! dachte er. Man hat ganz Recht: wenn sie zufällig etwas von Geschäften verstehen, so kann der gewitzigste Mann bei ihnen in die Schule gehn. Wenn ich z. B. meine Frau zu Rathe ziehe, so bemerkt sie stets jedes noch offne Hinterpförtchen zu meinen Gunsten oder zu meinem Nachtheil. Ich wollte, sie könnte dabei sein! aber sie würde uns durch

ihre Einwendungen nur abhalten. Wir wollen schon sehn, wenn's zum Unterschreiben kommt. Wer sollte es aber glauben, daß diese junge Dame, eine Romanleserin, eine Republikanerin mit überspannten Gedanken, im Stande wäre, eine Thorheit mit so viel Verstand zu begehen? Ich verliere fast den Kopf vor Erstaunen! Noch einen Schluck Wasser! Brr! .. Was das schlecht thut! wie viel Wein werd' ich, wenn die Sache in Ordnung gebracht ist, trinken müssen, um auch meinen Magen wieder in Ordnung zu bringen."

31.

Vorbehalt.

„Dagegen läßt sich, wie mir scheint, nichts einwenden," sagte Hr. Bricolin, nachdem er die Verschreibung zum zweiten und dritten Male vorlesen gehört. Seine Augen folgten aber dabei mit großer Aufmerksamkeit der Schrift und wurden bei jeder Zeile größer und klarer. „Nur eine Kleinigkeit hätte ich noch zu bemerken, nämlich was den Preis betrifft, Mad. Marcella; wahrhaftig, er ist um zwanzigtausend Fres. zu hoch. Ich überlegte mir's anfangs nicht, welche Nachtheile mir die Heirath meiner Tochter mit diesem Müller zuziehn kann. Man wird sagen, ich bin ruinirt, weil ich sie so schlecht ausstatte. Das schadet meinem Kredit. Außerdem hat der Bursche kein Geld, ihr die Hochzeitsgeschenke zu kaufen. Das

ist wieder eine Ausgabe von acht= bis zehntausend Frcs. die mir zur Last fällt. Ohne eine hübsche Ausstattung kann sich Rosa nicht be= helfen . . . Ich weiß es bestimmt, daß sie große Stücke darauf hält.

— Und ich bin fest überzeugt, daß sie nicht darauf hält, sagte Marcella. Hören Sie, Hr. Bricolin, sie weint! Hören Sie's?

— Nein, Madame, ich glaube Sie täuschen sich.

— Ich täusche mich nicht, sagte Marcella und öffnete die Thür; sie hat Schmerzen, sie schluchzt und ihr Herz schreit. Wie, Herr, Sie können noch zaudern? Sie finden ein Mittel, sich zu bereichern und zugleich ihr die Gesundheit, die Vernunft, vielleicht das Leben wiederzugeben, und in einem solchen Augenblick können Sie noch daran denken, etwas vom Preise abzudingen? Wahrlich, rief sie entrüstet, Sie sind kein Mensch, Sie haben kein Herz im Leibe! Sehn Sie sich vor, daß ich mich nicht anders besinne, und Sie dem Unglück überlasse, das als eine Strafe für Ihre Habsucht wie ein Fluch auf Ihrer Familie ruht!"

Von dieser heftigen Anrede hörte der Pächter weiter nichts als die Drohung, den Handel rückgängig zu machen.

— Nun, Madame, lassen Sie mir zehntausend Frcs. nach und die Sache ist in Richtigkeit.

— Leben Sie wohl! sagte Marcella. Ich gehe zu Rosa; über= legen Sie sich's; ich bin fest entschlossen und gehe von meinen Be= dingungen nicht um ein Haar breit ab. Ich habe einen Sohn und werde es nicht vergessen, daß wenn ich auch an Andre denke, ich doch ihn nicht zu sehr benachtheiligen darf.

— Nehmen Sie doch nur wieder Platz, Mad. Marcella, und lassen Sie die arme Rosa schlafen. Sie ist so krank!

—So gehn Sie hin und sehn Sie selbst nach ihr! sagte Marcella lebhaft; Sie werden sich überzeugen, daß sie nicht schläft. Vielleicht daß ihre Schmerzen es Ihnen ins Gedächtniß zurückrufen, daß Sie ihr Vater sind!

— Ich weiß es wol, antwortete Bricolin, den der Gedanke erschreckte, daß Marcella sich anders besinnen könne, wenn er ihr Zeit zum Nachdenken ließe. Nun, gnädige Frau, so lassen Sie uns die Sache abmachen, damit wir Rosa die Nachricht bringen und sie gesund machen können.

— Herr, ich hoffe, daß Sie ihr Ihre Einwilligung schlicht und ohne Umschweife geben werden, und daß sie es nie erfährt, daß ich sie Ihnen erst abkaufen mußte.

— Sie soll nicht wissen, daß es eine Bedingung zwischen uns ist? Das ist mir lieb. Dann ist es ja auch überflüssig, daß sie noch diese Verschreibung unterzeichnet.

— Bitte um Vergebung, sie wird sie allerdings unterzeichnen, jedoch ohne ihre ganze Bedeutung zu verstehn. Es soll für eine Art von Ausstattung gelten, die ihr Verlobter von mir erhält.

— Das kommt auf dasselbe hinaus. Mir ist's gleich. Rosa ist vernünftig genug um einzusehn, daß ich sie nicht so dumm verheirathen kann, ohne ihr dafür irgend einen zukünftigen Vortheil zu entziehn. Aber die Bezahlung, gnädige Frau, die verlangen Sie wol baar?

— Sie sagten mir, Sie könnten sie baar leisten.

— O gewiß kann ich's! Ich habe ganz kürzlich einen großen Meierhof verkauft, der mir zu weit ab lag, und vor acht Tagen das ganze Kaufgeld ausgezahlt bekommen, was in unserer Gegend selten vorkommt. Aber der Käufer ist ein großer vornehmer Herr, und die Art Leute haben immer große Kasten voll Geld. Es ist ein Pair von Frankreich, der Herr Herzog von ***, der auf meinem Grund und Boden einen Park anlegen und seine Besitzungen besser abrunden wollte. Es lag ihm gerade passend und ich habe theuer verkauft, wie recht und billig.

— Gleichviel, Sie haben das Geld?

— Ich hab's in der Brieftasche in schönen Bankbillets, sagte Bricolin mit leiserer Stimme. Ich will es Ihnen zeigen, damit Sie sich keine Sorge machen.

Nachdem er die Thüren verriegelt, zog er aus seinem Gürtel eine große fettglänzende lederne Brieftasche, in der ein Pack Bankbillets lag. Die gleichgültige Miene aber, mit der Marcella sie zählte, setzte ihn in Erstaunen.

— Das ist ein ängstlich Ding, sagte er, so viel Geld auf einem Klumpen beisammen zu haben! Zum Glück giebt's heut' alleweile keine Feuerpeiniger mehr und man kann es schon wagen so eine Summe ununtergebracht einige Tage im Hause zu behalten. Ich trage sie den ganzen Tag bei mir und Nachts lege ich sie unter mein Kopfkissen. Wenn ich das Geld nur erst wieder los wäre! Hätt' ich nicht das Geschäft mit Ihnen gemacht, so würd' ich mir einen ei-

sernen Geldkasten dazu gekauft haben, um das Geld zu verwahren, denn so dumm bin ich nicht, es einem Notar oder Bankier anzuvertrauen! Deshalb wär' es mir auch sehr lieb, wenn wir unser Geschäft abmachen könnten, denn dann brauchte ich diesen Schatz nicht länger zu hüten.

— Ich hoffe, daß wir jetzt gleich damit fertig werden können.

— Wie, ohne meine Frau, ohne meinen Notar zu Rathe zu ziehn?

— Ihre Frau ist ja hier; wenn Sie aber Ihren Notar holen, muß ich auch den meinigen bestellen.

— Ach, glauben Sie mir, gnädige Frau, diese Teufelskerle, die Notare würden uns Alles verderben! Ich verstehe eben so viel, als die, und Sie auch; unser Kontrakt ist gut und wenn wir ihn registriren lassen, kostet es uns teufelmäßig viel Geld.

— Also wollen wir die Formalität lassen. Ich verkaufe Ihnen das Gut, wie man sagt, aus freier Hand.

— Ein so wichtiger Handel! Es wird Einem doch ordentlich schwül dabei zu Muthe! Aber dies ist am Ende doch weiter nichts, als ein Versprechen! wenn wir's unterschrieben?

— Es ist ein Versprechen, das eben so viel Gültigkeit hat, als ein Kontrakt. Ich bin bereit zur Unterschrift. Holen Sie nur Ihre Frau.

„Ja, ich muß es schon thun, sagte Bricolin zu sich selbst. Wenn's nur nicht zu lange dauert und der Wind unterdeß umschlägt während der Stunde, die ich mich vielleicht mit der Tybalde zanken

. . Sie gehn zu Rosa, gnädige Frau? Sagen Sie ihr
hts.

Ich werde mich hüten! Aber Sie erlauben mir, ihr einige
g zu machen auf Ihre Einwilligung?

Da wir einmal so weit sind, antwortete Hr. Bricolin,
nmerhin geschehn.“ Der Spitzbube wußte recht gut, daß
lick Rosas und ihrer Thränen das beste Mittel war, Mar-
ihrer großmüthigen Absicht zu erhalten.

rr Bricolin fand bei seiner Frau eine ganz andere Gesin-
als er vermuthete. Madame Bricolin war hart und starr-
aber, wenn auch im Einzelnen noch geiziger als ihr Mann,
, wo es in Bausch und Bogen ging, vielleicht weniger hab-
Obgleich in ihren Ausdrücken bitterer und dem Anschein
ich gefühlloser, war sie doch mehr als er fähig, sich gelegentlich
uten Regung hinzugeben. Ueberdies war sie ein Weib und
ütterliche Gefühl in ihrer Brust keineswegs erstorben, wenn es
ch unter einer rauhen Form verbarg.

— Bricolin, sagte sie, indem sie ihm entgegenkam und sich mit
n der Küche einschloß, in der ein dünnes Talglicht trübselig
te, Du findest mich leidend. Rosa ist kränker, als Du glaubst.
chreit und weint in einem fort, als hätte sie den Kopf verloren.
iebt diesen Müller; es ist, als ob uns Gott strafen wollte für
e Sünden. Aber das Unglück ist geschehen, ihr Herz ist fort
ie ist just eben so, wie ihre Schwester war, als sie anfing, aus
Häuschen zu kommen. Und dabei wird der Zustand der Andern

immer schlimmer und droht unerträglich zu werden. Der Arzt sah, daß sie Miene machte, die Thüren einzuschlagen, und hat eben verlangt, daß wir sie hinaus und wie gewöhnlich im Park und im alten Schloß herumschweifen lassen. Er sagt, sie ist gewohnt, allein und immer in Bewegung zu sein, und wenn man sie eingesperrt und von Menschen umringt hält, wird sie ganz rasend werden! Aber ich zittre davor; sie könnte Hand an sich legen! Sie sieht jetzt so böse aus! Sonst spricht sie nie und heute hat sie uns alle Schrecknisse ihres Lebens erzählt. Mir thut der Leib davon weh! Es ist doch entsetzlich, so zu leben! Und wenn man bedenkt, daß verhinderte Liebe daran schuld ist! Wir haben aber doch alle unsere Töchter gleich gut erzogen. Die andern haben sich verheirathet, wie wir wollten; sie machen uns Ehre, sie sind reich und sie haben den Sinn dazu, sich glücklich zu fühlen, obgleich ihre Männer just keine Engel sind. Die Aelteste aber und die Jüngste haben Köpfe wie von Eisen und da wir das Unglück gehabt, nicht einzusehen, was die Eine ins Verderben stürzen konnte, so müssen wir so klug sein, wenigstens der Andern nicht in die Quere zu kommen. Lieber wollt' ich freilich, sie wäre nie geboren, als daß sie diesen Müller heirathet; aber sie will ihn, und da ich sie lieber todt als wahnsinnig sähe, so müssen wir uns schon entschließen. Ich sage Dir also, Bricolin, daß ich meine Einwilligung gebe, und Du wirst die Deinige auch schon geben müssen. Hab's der Rosa eben gesagt, daß ich nichts dagegen habe, wenn sie den Müller durchaus heirathen will. Es schien sie zu beruhigen, obgleich es nicht aussah, als verstände sie mich und als

glaubte sie meinen Worten. Du mußt zu ihr gehn und ihr dasselbe sagen.

— Wie sich das herrlich trifft! rief Bricolin ganz entzückt. Da, Frau, lies mir mal das Papier und sage mir dann, ob daran etwas auszusetzen ist.

— Ich falle wie aus den Wolken! sagte die Pächterin, nachdem sie den Kontrakt gelesen. Nach manchem Ausruf der Verwunderung nahm sie ihre ganze eisige Willenskraft zusammen, um die Verschreibung noch einmal mit der Aufmerksamkeit eines Advokaten durchzusehn. „Die Schrift ist gut für Dich, sagte sie, und gilt so viel als ein Urtel. Du brauchst Niemand zu Rathe zu ziehn, sondern hast nur zu unterschreiben. Reiner Vortheil, reines Glück! Das bringt uns empor und stellt zugleich Rosa zufrieden. Es ist wirklich wahr, wenn man gute Absichten hat, wird man vom lieben Gott dafür belohnt. Ich war entschlossen, sie ihrem Liebhaber für nichts zu geben, und sieh, jetzt bekommen wir noch ein schönes Geld dafür. Unterschreib, unterschreibe, mein Alter, und zahle. Dann ist die Verschreibung gültig und kann nicht mehr zurückgenommen werden.

— Schon bezahlen? Wie, so mir nichts Dir nichts mit einem Male auf einen Fetzen Papier hin, der nicht einmal notariell beglaubigt ist?

— Bezahle, sag' ich Dir, und zeige morgen die Verlobung an.

— Aber wenn sich die Kleine doch noch zur Vernunft bringen ließe? Vielleicht ist ihr morgen besser und sie versteht sich dazu, einen Andern zu heirathen, wenn man ihr verständig zuredet und Du Dich

richtig gegen sie zu benehmen verstehst. Man könnte dann sagen, daß ein solcher Vertrag eine Narrheit, eine Dummheit von mir ist, die meine Tochter nicht verpflichten kann . . .

— Nun, dann wäre der Verkauf ungültig.

— Wer weiß, man könnte die Sache immer noch vor Gericht anhängig machen.

— Du würdest verlieren.

— Ja, wer weiß? Uebrigens was thut das? Der Verkauf wäre dann aufgeschoben. Einen Prozeß kann man lange hinziehn. Du weißt, daß Frau von Blanchemont nicht warten kann. Das würde sie schon nöthigen, klein beizugeben.

— Nein, Bricolin, durch solche Geschichten bringt man sich in schlechtes Gerede und verliert seine Ehre sammt dem Kredit. Es ist stets vortheilhaft, den geraden Weg zu gehn.

— Nun, wir werden sehn, Tybalde! Geh immerhin Deiner Tochter sagen, daß die Sache abgemacht ist. Vielleicht daß sie sich nicht mehr so viel aus ihrem langen Lude macht, wenn sie sich nicht mehr gehindert sieht; denn es sieht mir ganz so aus, als wär's eine Pike, die sie auf mich hat und die ihr so in den Kopf fährt. Aber sage, der Müller hat nicht schlecht manövrirt, nicht wahr? Er hat es verstanden sich diese Dame zur Gönnerin und Freundin zu machen, wer weiß wie . . . Der Racker ist nicht auf den Kopf gefallen!

— Ich werd' ihn mein Lebtage nicht leiden können, antwortete die Pächterin; aber gleichviel, wenn nur Rosa nicht wie ihre Schwester wird; ich werde kalt gegen ihren Mann sein und stillschweigen.

— O ihr Mann, ihr Mann! . . . noch ist er's nicht!

— Aber es ist so gut, als ob er's schon wäre, Bricolin; die Sache ist abgemacht; geh' und unterschreib.

— Und Du? Du mußt auch unterschreiben.

— Ich bin bereit.

Mad. Bricolin trat entschlossen in die Stube ihrer Tochter, wo Marcella sie erwartete, und unterschrieb mit ihrem Manne auf einer Ecke der Kommode.

Als dies geschehn war, sagte Bricolin mit einem Blick wilden Triumphs seiner Frau leise ins Ohr:

— Tybalde, der Kauf ist gut, aber die Bedingung ist nichtig! Du wußtest das nicht, Du, die Du immer behauptest, Alles zu wissen!

Rosa hatte noch immer das Fieber und heftige Kopfschmerzen. Seitdem aber die Wahnsinnige heraus war und man sie nicht mehr schreien hörte, hatten sich ihre Nerven etwas beruhigt. Als Marcella unterschrieben hatte und ihrer jungen Freundin die Feder reichte, ward es dieser sehr schwer, zu begreifen, um was es sich handelte; als sie es aber verstanden, brach sie in Thränen aus und fiel gerührt ihrem Vater, ihrer Mutter und ihrer Freundin um den Hals. Dieser sagte sie ins Ohr:

— Himmlische, einzige Marcella, es ist ein Darlehn, das ich annehme; ich werde eines Tages noch reich genug sein, um meine Schuld abzutragen.

Die Großmutter war die Einzige in der Familie, welche die

edle Handlung Marcellas verstand. Sie warf sich vor ihr nieder und umklammerte sie, ohne ein Wort zu sagen.

— Und jetzt, sagte Marcella ganz leise zur Alten, ist es ja noch nicht spät, erst zehn Uhr; Ludwig ist vielleicht noch auf dem Platze, und wenn nicht, so ist es ja auch nicht so weit bis Angibault. Wenn man doch Jemand hinschicken könnte, um ihn herzuholen. Ich will es nicht gerade vorschlagen, aber er könnte ja wie zufällig herkommen und wenn er einmal hier wäre, müßte man ihn doch bekannt machen mit seinem Glücke.

— Ich übernehme das! rief die Alte. Und wenn ich selbst bis zur Mühle gehen müßte! Dazu sollen meine Füße wieder jung werden, als wär' ich funfzehn Jahre.

Sie ging wirklich selbst ins Dorf, fand aber den Müller nicht. Sie wollte einen Knecht vom Hofe nach ihm schicken, aber die Knechte waren alle betrunken, lagen entweder schon in den Federn oder noch in der Schenke, und konnten keinen Fuß rühren. Die kleine Fanchon war zu ängstlich, um sich bei Nacht auf die Landstraße zu wagen; auch wäre es nicht recht menschlich gewesen, das junge Mädchen nach einem Gelage der Gefahr auszusetzen, allerlei schlechtem Gesindel zu begegnen. Die Großmutter Bricolin suchte noch auf dem jetzt fast ganz verlassenen Platze herum nach einem Boten, der alt und verständig genug wäre zur Ausrichtung der Botschaft, als ihr Auge den Onkel Cadoche erblickte, der eben aus der Vorhalle der Kirche herauskam, wo er ein letztes Gebet geplappert hatte.

32.

Der Taradeyer.

– Ihr geht ja noch sehr spät spazieren, Mutter Bricolin, sagte
tler zur alten Pächterin. Ihr seht aus, als ob Ihr Jemand
Eure Enkelin ist längst nach Hause gegangen. Ihr Papa
heut' einen schönen Aerger angethan! . . .
– Gut, gut, Cadoche, antwortete die Alte, ich habe kein
ei mir. Aber ich glaube, Du wirst heute bei uns was bekom-
ben.
– Ich verlange nichts von Euch, mein Tagewerk ist beendigt,
e meine drei Schoppen getrunken, und ich gehe nur desto siche-
gerader. Seht, Mutter Bricolin, weder Euer Mann noch
Junge, der dicke Herr, würden das Getränk so gut vertragen
in meinem Alter. Wünsch' Euch einen guten Abend. Will
ch Angibault schlafen gehen.
– Nach Angibault? Cadoche, Alterchen, nach Angibault
Du?
– Das nimmt Euch Wunder? Mein Haus liegt zwei gehörige
den von hier nach Jeu-les-Bois zu; wozu soll ich mich an-
en? Will die Nacht bei meinem Neffen dem Müller bleiben;
da stets gute Aufnahme und muß nicht auf Stroh liegen wie in
ndern Häusern, bei Euch zum Beispiel, die Ihr doch reich
seid, trotz der Feuerpeiniger! Bei meinem Neffen steht ein

Bett für mich in der Mühle und man hat keine Angst, daß ich Feuer anlegen könnte . . . wie bei Euch, wo man das Feuer, wenn's nicht an den Füßen ist, im Kopfe hat.

Diese Anspielungen auf die Katastrophe, deren Opfer ihr Mann geworden, jagten der Großmama Bricolin einen Schauer durch ihr altes Blut; indeß nahm sie sich zusammen, um nur an ihre Enkelin und an bessere Tage zu denken.

— Also zum Großlude gehst Du? fragte sie den Alten.

— Freilich, zum Besten von allen meinen Neffen, zu meinem wahren Neffen, meinem einstigen Erben.

— Sag' doch, Cadoche, da Du heut guter Laune bist und den Großlude so lieb hast, willst Du ihm nicht einen großen, großen Dienst erweisen? Es ist eine Angelegenheit, die große Eile hat und er muß gleich herkommen mit mir zu sprechen; sag' ihm das, ich werd' auf ihn warten am Thor des großen Hofes. Laß ihn nur seine Stute nehmen und so schnell reiten, als er irgend kann.

— Seine Stute? Die hat er nicht mehr, die ist ihm gestohlen.

— Gleichviel, laß ihn nur kommen, es ist ganz egal, wie. Die Sache liegt ihm sehr am Herzen.

— Und was ist es denn für eine Sache?

— Na, nu seht mir Einer den Alten! Will er doch, daß man ihm das erklärt! Cadoche, Du sollst ein neues Zwanzigsousstück bekommen, das Du Dir morgen abholen kannst.

— Um welche Zeit?

— Wann Du willst.

— Ich werde um sieben Uhr kommen; seid Ihr nur da, denn ich mag nicht gern warten.

— Nun, so geh doch!

— Ich gehe schon. Keine drei Viertelstunden soll's dauern, und ich bin da. Ja, das macht, weil ich bessere Beine habe, Mutter, als Euer Mann, obgleich ich zehn Jahre älter bin."

Der Bettler ging wirklich mit ziemlich festen Schritten von dannen. Schon näherte er sich Angibault, als er sich auf einem schmalen Wege plötzlich dicht vor der Kutsche des Herrn Ravalard sah. Der rothköpfige boshafte Taradeyer fuhr in scharfem Trabe und ohne ihm ein Holla zuzurufen, trieb er die Pferde geradezu auf ihn los.

Dem Berryner Landmann erlaubt es seine Würde nicht, sich jemals durch einen Wagen aus seinem Gleise bringen zu lassen, wie er auch gewarnt werden und wie schwierig es sein mag, seinetwegen auszubiegen. Onkel Cadoche aber war stolzer als irgend Jemand im ganzen Lande. Schon gewöhnt, von der Höhe seiner Körperlänge herab alle diejenigen mit seinem komischen Ernst zu behandeln, denen er bettelnd die Hand hinhielt, ging er jetzt absichtlich langsamer und gerade auf der Mitte des Weges, obgleich er an den Schultern schon den warmen Athem der Pferde fühlte. „So scheere Dich auf die Seite, Bestie! schrie endlich der Taradeyer und schlug ihm, weit ausholend, die Peitsche ums Gesicht.

Der Bettler drehte sich um, fiel den Pferden in den Zügel und drängte sie so stark zurück, daß sie bei einem Haare den Wagen in

den Graben geworfen hätten. Jetzt entstand zwischen ihm und dem Taradeyer ein verzweifelter Kampf. Dieser schlug unter tausend Flüchen fortwährend mit der Peitsche darauf los. Der alte Cadoche aber bückte sich, um vor ihm sicher zu sein, unter die Köpfe der Pferde, und riß ihnen kräftig das Gebiß ins Maul hinein, so daß bald der Wagen, bald wieder er zurückzuppen mußte. Herr Ravalard hatte sich anfangs das Ansehn eines vornehmen Herrn gegeben, wie es einem Manne zukommt, der zum ersten Male in seinem Leben in einer Kutsche fährt, und selbst auf den Unverschämten geflucht, der ihn aufzuhalten wagte; aber das gute Herz trug bald den Sieg davon über den Stolz des Emporkömmlings, als er sah, daß der Alte thörichterweise einer wirklichen Gefahr trotzte.

— Nimm Dich in Acht, sagte er zum Taradeyer, sich aus seiner Kutsche herausbückend; nimm Dich in Acht, daß Du dem armen Manne nicht Schaden thust!“

Es war zu spät. Erbittert durch die Peitschenhiebe von der einen und das gewaltsame Zurückdrängen von der anderen Seite nahmen die Pferde einen wüthenden Satz und warfen Cadoche zu Boden. Mit dem bewundernswürdigen Instinkt, den diese edeln Thiere besitzen, sprangen sie über ihn weg, ohne ihn zu berühren; allein die Räder des Wagens gingen ihm über die Brust.

Der Weg war dunkel und verlassen. Die Nacht war zu finster, als daß Herr Ravalard den in erdfarbene Lumpen gekleideten Mann hätte können ausgestreckt liegen sehn hinter seinem Wagen, der schnell davon eilte, da der Taradeyer selbst die Pferde nicht halten konnte.

Anfangs hatte der Bürger Furcht vor dem Umwerfen und als das Gespann sich beruhigte, war der Bettler bereits weit hinter ihm.

— Ich hoffe doch, daß Du ihn nicht umgefahren hast, sagte er zu seinem Kutscher, der noch vor Furcht und Zorn zitterte.

— Nein, nein, sagte der Taradeyer, mochte er nun von der Wahrheit seiner Worte überzeugt sein oder nicht. Er ist seitwärts gefallen. Es ist seine Schuld. Die alte Kanaille! Aber die Pferde haben ihn nicht berührt und er hat keinen Schaden genommen, denn er schrie ja nicht einmal. Er wird mit der Angst davongekommen sein und kann sich's eine gute Lehre sein lassen.

— Aber wollen wir nicht lieber umkehren und nachsehn? sagte Herr Navalard.

— Bei Leibe nicht, Herr, denn für eine Schramme macht Ihnen solch' Volk einen Proceß. Wenn ihm auch gar nichts fehlte, würde er doch thun als sei ihm der Hirnschädel eingeschlagen, um desto mehr Geld von Ihnen zu bekommen. Ich kam ein Mal mit einem eben so zusammen; hatte der Kerl, denken Sie sich's, doch die Geduld, sechs Wochen im Bett zu bleiben, um sich von meinem Herrn für sechs Wochen verlorene Arbeit entschädigen zu lassen, und dabei war er eben so gesund wie ich.

— Ja, das Volk ist pfiffig! sagte Herr Navalard. Aber ich möchte wahrhaftig lieber gar keine Kutsche haben wollen, als irgend Jemand damit überfahren. Künftig, Bursche, hältst Du mir lieber auf dem Fleck an, als daß Du solch' einen Streit anfängst; es ist zu gefährlich.

Der Taradeyer, der sich um die Folgen des Abenteuers nicht kümmerte, peitschte wieder auf seine Pferde los, um so schnell als möglich fortzukommen. Er war nicht ganz frei von Angst und Gewissensbissen und murmelte bis nach Hause Flüche zwischen den Zähnen.

Der Müller, Lemor, Mutter Marie und Herr Tailland der Notar traten in diesem Augenblick aus der Mühle. Lemor war entschlossen, am folgenden Tage abzureisen. Er brachte seinen letzten Abend in Angibault zu, gab daher wenig Acht auf das, was gesprochen wurde, sondern betrachtete, in eine süße Melancholie versunken, die Schönheit des Himmels, der sich mit seinen Sternen in der stillen Fluth des Flüßchens spiegelte. Der Müller war traurig und verstimmt und gab sich Mühe, den höflichen Wirth gegen den Notar zu machen, welcher ganz in der Nähe bei einem Meyer des Schwarzthales ein Testament aufgenommen und jetzt bei der Mühle angehalten hatte, um sich seine Cigarre und die Laternen seines Kabriolets anzubrennen. Mutter Marie setzte ihm eben auseinander, daß er einen langen steinigen Weg vermeiden könne, wenn er eine andere Richtung nähme, während Ludwig versicherte, wenn er gerade diese Straße einschlüge und entweder Schritt fahre oder zu Fuß gehe und das Pferd am Zügel führe, so würde er den übrigen Theil des Weges besser haben. Der Notar hielt sehr auf seine Bequemlichkeit, war aber dabei ein Kleinigkeitskrämer. So hatte er eine Viertelstunde, die er bei sich zu Hause hätte der Ruhe widmen können, damit verloren, daß er sich erklären ließ, wie er sich eine Viertelstunde geringfügiger Anstrengung ersparen könnte.

Er fand, daß es doch noch angreifender sei, sein Pferd am Zügel zu führen, als im Kabriolet zu bleiben und die Püffe der Steine auszuhalten, daß aber das Bessere von beiden auch nichts tauge und die Verdauung störe.

— Kommen Sie nur, sagte der Müller, bei dem die traurigen Gedanken die angeborne Gefälligkeit und Gutherzigkeit nicht ersticken konnten, und folgen Sie mir ganz sachte; ich will Sie und Ihr Fuhrwerk bis auf die Höhe bringen. Sind wir erst an den Weingärten vorbei, so haben Sie immer Sandweg.

Er machte gutmüthig den Kutscher des Advokaten, mußte aber bald sein Kabriolet fast in den Graben lenken, um die in scharfem Trabe ankommende Kutsche des Herrn Ravalard vorbeizulassen. Diesen beschäftigte sein Zusammentreffen mit dem Bettler noch gar zu sehr und so vergaß er den freundlichen guten Abend des Müllers zu erwidern.

„Also weil er jetzt in der Kutsche fährt, will er mich nicht mehr kennen? sagte dieser zu Lemor, der ihn begleitete. O Geld, Geld! du drehst die Welt um, wie das Wasser die Räder meiner Mühle. Dieser verdammte Taradeyer wird den ganzen Wagen zertrümmern, wenn er eben so über unsre Steine fährt. Gewiß hat er Wein im Krönchen und Geld in der Ficke. Ich weiß wahrhaftig nicht, welches von Beiden die Leute mehr betrunken macht. O Rosa, Rosa, sie werden auch dir das Gift der Eitelkeit ins Herz träufeln und in Kurzem wirst auch du vielleicht mich vergessen haben! Und doch sah es heut Abend fast aus als ob sie mich liebte! Die Augen standen

ihr voll Thränen, als man sie von mir fortriß. Ich will nicht mehr mit ihr reden .... es thut ihr vielleicht leid um mich .... Ach, wie glücklich wär' ich, wenn ich nicht so unglücklich wäre!"

Das Pferd, das der Müller lenkte, scheute plötzlich zurück und riß ihn dadurch aus seinen schwermüthigen Gedanken. Er beugte sich vor und sah etwas Graues quer über den Weg liegen. Das Pferd wollte durchaus nicht weiter und die Straße war an dieser Stelle so dunkel, daß Ludwig absteigen mußte, um nachzusehn, ob er auf einen Steinhaufen oder auf einen Betrunkenen gestoßen sei.

— Alle Wetter, mein Onkel! sagte er, als er die lange Gestalt und den Ranzen des Bettlers erkannte. Gestern Abend lag er am Graben, das ging allenfalls noch, aber heute quer über dem Geleise! Es scheint Ihr habt die Stelle gern, aber es ist ein verdammt schlechtes Bett! Na so wacht doch auf und kommt zur Nacht in meine Mühle, da werdet Ihr etwas besser aufgehoben sein als hier unter den Hufen der Pferde.

— Der Mensch ist todt! sagte Heinrich, indem er den Bettler in seinen Armen aufhob.

— Nur keine Angst, den Tod hat er schon oft durchgemacht, der kennt ihn schon. Aber sonst verträgt doch der Herr Gevatter eine gute Ladung! Freilich, an Festtagen trinkt man einen Schluck über den Durst und vom Wein kann man sagen, es giebt keinen so treuen Freund, der dich nicht doch verriethe. Wir wollen ihn hier an diesen Baum lehnen und ihn, wenn wir zurückkommen, nach der Mühle mitnehmen.

Lemor nahm die Hand des Bettlers.

— Wenn ich nicht seinen Puls noch schwach fühlte, würd' ich ren, er sei todt. O, Elend, Alter, Verlassenheit sind noch nicht ! Da muß noch ein schändliches Laster dazukommen und diesen ücklichen den Leuten unter die Füße werfen! Und er ist doch auch Mensch!

— Pah! Du als Wassertrinker nimmst Alles ernst! Wer hat ch gleich gesagt, daß der Arme das Bedürfniß hat zu trinken, ur seine Leiden zu vergessen? Ich habe das irgendwo gehört; die Wahrheit.

Als Lemor und der Müller den Bettler für den Augenblick ver- wollten, ließ dieser ein tiefes Stöhnen hören.

— Nun, Herr Ohm, fragte der Müller lächelnd, will's Euch besser werden?

— Ich sterbe, antwortete der Bettler schwach. Habt Mitleid mir und macht mir den Garaus . . . es thut zu fürchterlich weh.

— Es wird schon vorübergehn, Herr Ohm. Etwas Wasser ein gutes Bett . . .

— Sie haben mich zerschmettert, sie sind mir über den Leib weg- hren.

— Das ist gar nicht unmöglich, Freund! sagte Lemor zum ller.

— Ach, so reden sie immer, antwortete der Müller, der die älenden Phantasieen der Trunkenheit zu oft mit angehört, als daß

er sich hätte ängstigen können. Sagt doch, Onkel Caboche, ist Euch wirklich ein Unglück zugestoßen?

— Ja, der Wagen, der Wagen . . . über den Magen, über den Unterleib, über die Arme . . .!

— Hake doch die eine Laterne vom Kabriolet ab und bringe sie her, sagte der Müller zu Lemor. An der einen Stelle macht sie's hell, an der andern wieder finster. Wenn wir ihm ins Gesicht leuchten, werden wir schon sehn, ob ihm etwas fehlt, oder ob er nur zu viel Wein im Krönchen hat.

— Ach nein, Wein nicht . . . Wein nicht, stöhnte der Bettler; man hat mich ermordet, mir die Glieder zerschmettert wie einem armen Hunde; ich muß daran sterben. Mögen der liebe Gott und die heilige Jungfrau und alle guten Christen Mitleid mit mir haben und meinen Tod rächen!

Lemor brachte die Laterne. Das Gesicht des Bettlers war leichenblaß. Seine Kleider waren zu zerlumpt, als daß ein Riß oder ein Schmutzfleck mehr eine Spur hätte geben können; als sie aber die Lumpen von seiner Brust entfernten, sahen sie über seinen fleischlosen Rippen einen breiten feuerrothen Streifen, die Spur des eisernen Radbeschlages, der ihm über den Leib gegangen war. Blut war aber nicht gekommen; die Rippen schienen nicht gebrochen und er athmete noch ziemlich ungehindert. Es war ihm sogar möglich, den Unfall zu erzählen, der ihn betroffen und er hatte noch Kraft genug gegen den Reichen in der Kutsche und den gemeinen Miethknecht, der seinen Herrn an Unverschämtheit und Grausamkeit noch übertreffe,

chmähungen und Flüche auszustoßen, welche Wuth und Ver=
ng ihm eingaben.

– Gott sei Lob und Dank, sagte der Müller, Ihr seid nicht
gestorben, mein armer Onkel Cadoche, und wir wollen hoffen,
hr auch nicht daran sterben werdet. Das rechte Rad ist hier
den Graben gegangen, da ist noch die Spur; das hat Euch
t; der Wagen hat sich auf die Seite geneigt und ist über Euch
ht als möglich fortgegangen. Es ist ein Wunder, daß er nicht
er andern umgeworfen wurde.

— Ich hatte mein Möglichstes dazu gethan! sagte der Bettler.

— Herr Ohm, Eure Schadenfreude hat Euch geholfen. Sie
Euch nicht zermalmen können und wir wollen ihnen das schon
r anstreichen, nicht dem armen Herrn Navalard, denn dem macht
wiß mehr Kummer als Euch selbst, sondern dem verdammten
chen!

— Und meine verlornen Tagverdienste! sagte der Bettler in kläg=
n Ton.

Ich glaube, Ihr habt vielleicht mehr Geld verdient beim Spa=
ngehen als andre Leute beim Arbeiten. Aber wir werden Euch
n, Ohm Cadoche, und eine Sammlung für Euch veranstalten;
mir sollt Ihr so viel Getreide bekommen, als Ihr selbst schwer
, macht Euch nur keinen Kummer. Wenn man krank ist, muß
sich nicht von der Furcht den Garaus machen lassen.

Mit Lemors Hülfe hob Ludwig den Bettler ins Kabriolet und
r mit ihm Schritt vor Schritt, jeden Stein auf das Sorgfältigste

vermeidend, nach der Mühle zurück. Herr Tailland, der nicht außer Athem kommen wollte und deshalb den Hügel langsam hinaufging, war verwundert, als er sie zurückkommen sah. Als er aber den Unfall erfuhr, gab er sein Fuhrwerk bereitwillig her, wenn auch nicht ohne einige Unruhe über die dadurch für ihn entstehende Verzögerung und die Anstrengung, den Hügel noch einmal herunterzugehn, nachdem er bereits oben gewesen. Er that es aber dennoch, um zu sehn, ob er seinen Freunden vielleicht helfen könne, für den armen Caboche zu sorgen.

Als man den zerlumpten Greis auf das saubre Bett des Müllers legte, fiel er in Ohnmacht. Man hielt ihm Essig unter die Nase.

— Lieber möcht' ich Branntwein riechen, sagte er, als er wieder zu sich selbst kam, das ist gesunder.

Man brachte ihm Branntwein.

— Lieber möcht' ich ihn trinken als riechen, sagte er, das ist stärkender."

Lemor wollte es nicht zugeben Nach einer solchen Verletzung konnte und mußte das hitzige Getränk einen argen Fieberanfall herbeiführen. Der Bettler bestand aber darauf. Der Müller versuchte ihn davon abzubringen; allein der Notar, der seine eigne Gesundheit zu sehr studirt, um nicht in der Medizin manche Vorurtheile zu hegen, erklärte, daß Wasser in einem solchen Augenblick und für einen Mann, der vielleicht seit funfzig Jahren keinen Tropfen über die Lippen gebracht, tödtlich sein würde; da der Branntwein sein

gewöhnliches Getränk sei, meinte er, könne er ihm nur wohl thun und die Anregung durch ein Gläschen würde ihn, da die Angst hier das Schlimmste sei, wieder zu Sinnen bringen. Die Müllerin und Jeannie, die wie alle Landleute ebenfalls an die unfehlbare Heilkraft des Weins und Branntweins in allen Fällen glaubten, versicherten wie der Notar, man müsse dem armen Mann seinen Willen thun. Die Meinung der Mehrheit siegte und während man noch ein Glas suchte, ergriff Cadoche, der wirklich von jenem Fieberdurst gequält wurde, den ein heftiger Schmerz erzeugt, die Flasche, setzte sie schnell an den Mund und trank in einem Zuge über die Hälfte aus.

— Das ist zu viel, viel zu viel! sagte der Müller, und ließ ihn nicht weiter trinken.

— Wie? mein Neffe, antwortete der Bettler mit der Würde eines Familienvaters, der sein rechtmäßiges Ansehn auszuüben beansprucht, Du willst mir hier in Deinem Hause meinen Theil zumessen? Du knauserst mit der Labung, die mein Zustand erheischt?"

Dieser ungerechte Vorwurf siegte über die Vorsicht des schlichten guten Müllers. Er ließ die Flasche neben dem Bettler stehn und sagte:

— Hebt das auf zu nachher, aber für jetzt ist's genug.

— Du bist ein guter Verwandter, ein würdiger Neffe! sagte Cadoche, der wie neu belebt schien durch den Branntwein; und wenn ich doch schon sterben muß, so ist es mir lieber, wenn's in Deinem Hause geschieht, denn Du wirst für ein anständiges Begräbniß sorgen. Habe mir immer ein schönes Begräbniß 'gewünscht! Höre,

mein Neffe; ihr Müllergesellen, und Sie, Herr Notar, ich nehme Euch alle zu Zeugen: ich befehle meinem Neffen und Erben, dem Großlude von Angibault, daß er mich nicht mehr und nicht minder anständig begraben läßt, als sie gewiß nächstens den alten Bricolin aus Blanchemont begraben werden, der mich nicht lange überleben wird, obgleich er jünger ist . . . Aber er hat sich die Beine brennen lassen in jenen Zeiten . . . Ha ha! ihr Leutchen, sagt doch, ist es nicht ungeheuer dumm, sich seine Läufe braten zu lassen für fremdes Geld, das man in Verwahrung hat? Freilich, er hatte auch eignes dabei in dem eisernen Topf . . .

— Was schwatzt er da? sagte der Notar, der sich an einen Tisch gesetzt hatte und ganz zufrieden damit war, daß die Müllerin Thee für den Kranken kochte; denn er gedachte ebenfalls ein recht heißes Täßchen zu trinken, um sich gegen die übeln Folgen des Nachtnebels am Ufer der Vauvre zu schützen. „Was will er sagen mit seinen gebratenen Läufen und seinem eisernen Topf?

— Ich glaube es geht zu Ende mit ihm, antwortete der Müller. Uebrigens ist er, wenn er auch weder bezicht noch krank wäre, alt genug, um allerlei Zeug zusammenzuschwatzen, und die Geschichten aus seiner Jugend beschäftigen ihn mehr, als die von gestern her. Es ist die Gewohnheit der Greise. Wie ist Euch denn, Herr Ohm?

— Mir ist viel besser nach den paar Tropfen, obgleich Dein Branntwein verteufelt schwach schmeckt! Habt Ihr mir etwa den Schabernack angethan, aus Sparsamkeit Wasser hineinzugießen?

Höre, Neffe, wenn Du mir während meiner Krankheit irgend etwas abschlägst, so enterbe ich Dich.

— Ach ja, reden wir davon, um auf etwas Anderes zu kommen! sagte der Müller achselzuckend. Es wäre besser, Ohm Cadoche, Ihr versuchtet einzuschlafen.

— Schlafen? Ich? Habe nicht die mindeste Lust dazu, antwortete der Bettler, sich auf seinem Kissen aufrichtend und mit funkelnden Augen um sich her blickend. Ich fühle wol, daß es mit mir vorbei ist, aber ich will nicht liegend sterben wie ein Rindvieh. Uf! es liegt mir so schwer im Magen, da unter'm Herzen, als wenn ich da einen Stein hätte. Das quält und peinigt mich so! Heda, Frau Müllerin, macht mir doch Umschläge. Niemand kümmert sich hier um mich, als wäre ich nicht ein zu beerbender Onkel!

— Ob ihm vielleicht die Rippen geknickt sind? fragte Lemor. Vielleicht ist's das, was ihm das Herz drückt?

— Ich verstehe keinen Pfifferling davon und so geht es uns Allen. Aber wir können nach dem Doktor schicken, der gewiß noch in Blanchemont ist.

— Und wer soll ihn bezahlen? fragte der Bettler, der eben so geizig war als eitel auf seinen angeblichen Reichthum.

— Ich, ich, antwortete Ludwig, wenn er's nicht aus Menschlichkeit thun will. Es soll nicht heißen, daß ein armer Teufel bei mir verreckt ist wie ein Vieh, weil man ihm nicht geholfen, wie man's einem Reichen gethan hätte. Jeannie, sattle Dir Sophie und hole schnell Herrn Doktor Lavergne.

— Sophie soll er satteln? fragte Cadoche höhnisch; das sagst Du so aus Gewohnheit, Neffe! Du vergißt, daß man Dir die Sophie gestohlen hat.

— Sophie gestohlen? fragte die Müllerin, indem sie sich verwundert umsah.

— Er schwatzt dummes Zeug, antwortete der Müller; gieb nicht Acht darauf, Mutter. Sagt doch, Ohm Cadoche, woher wißt Ihr das? fragte er den Bettler leise. Könnt Ihr mir vielleicht Auskunft geben über meine Stute und den Dieb?

— Wer kann so etwas wissen! antwortete Cadoche mit listiger Miene. Wer entdeckt die Diebe? Die Gensdarmen nicht, die sind zu dumm dazu! Wer hat jemals sagen können, wer die Leute gewesen, die dem Vater Bricolin die Beine verbrannt und den eisernen Topf geraubt haben?

— Aber sagt mir doch, Herr Ohm, fragte der Müller, Ihr sprecht fortwährend von diesen Beinen; das beschäftigt Euch also sehr? Seit einiger Zeit kommt Ihr immer darauf, so oft ich Euch begegnet bin. Und heute ist in Eurer Geschichte noch ein eiserner Topf dazugekommen. Davon hattet Ihr mir niemals was gesagt.

— Reize ihn doch nicht zum Sprechen! sagte die Müllerin, Du machst dadurch sein Fieber nur noch schlimmer.

Der Bettler hatte wirklich das Fieber. So oft seine Wirthe fortsahen, nahm er verstohlen einen Schluck Branntwein und steckte dann die Flasche schnell wieder nach der Wandseite zu unter das Kopfkissen. Jeden Augenblick schien er wieder stärker zu werden und

es war wunderbar, wie dieser eiserne Körper in einem so hohen Alter die Folgen eines Unfalls ertrug, der jeden Andern sogleich geknickt hätte.

— Der eiserne Topf! sagte er, indem er Ludwig starr ansah, mit einem so seltsamen Blick, daß sich ein unerklärliches Gefühl des Schreckens des Müllers bemächtigte; „der eiserne Topf! Ja, das ist das schönste Stück von der ganzen Geschichte. Ich will's Euch gleich erzählen.

— Erzählt, erzählt, Onkel Cadoche, das interessirt mich! sagte der Notar, der ihn aufmerksam und prüfend anblickte.

33.

Das Testament.

— Es war einmal, begann der Bettler, ein eiserner Topf, ein alter häßlicher Topf, der nach ganz und gar nichts aussah; aber nach dem Aussehn darf man nicht urtheilen . . . In diesem wohl verschlossenen, versiegelten und schweren . . . o, wie war er schwer . . . in diesem wohlversiegelten Topf, sag' ich, lagen fünfzigtausend Frcs., die dem alten gnädigen Herrn von Blanchemont gehörten, dessen Enkelin jetzt auf dem Hofe bei Bricolins ist. Außerdem hatte der alte Vater Bricolin, der damals noch ein junger Mensch war, es sind just vierzig Jahre . . . ebenfalls fünfzigtausend Francs hineingelegt, die

ihm gehörten und die er bei einem guten Wollhandel profitirt hatte. Damals ließ sich schon was verdienen, nämlich an den Lieferungen für die Armee. Dies Geld des gnädigen Herrn und die Ersparnisse des Pächters, diese ganze Summe lag darin in schönen Louisdor's mit dem Gesicht des guten Königs Ludwig XVI., in solchen Louisdor's, die man Krötenaugen nennt, von wegen des runden Wappenschildes. Habe die Dinger immer am liebsten gehabt von allem Gelde! Man sagt beim Auswechseln verliert man dran, aber ich sage, man gewinnt; dreiundzwanzig Francs eilf Sous sind immer besser als so'n lausiger Napoleon zu zwanzig Franken. Es lag Alles bunt durcheinander, nur daß der Pächter, weil er seine Füchse um ihrer selbst willen lieb hatte ... ja Kinder, so muß man das Geld auch lieben!.., die seinigen alle mit einem Kreuzchen bezeichnet hatte, um sie von denen des Herrn unterscheiden zu können, wenn er sie ihm wiedergeben müßte. Er that dies nach dem Beispiel seines Herrn, der die seinigen ebenfalls gezeichnet hatte, aber blos mit einem Strich, zu seinem Vergnügen, wie man sagt, und um zu sehn, ob man sie ihm nicht verwechseln würde. Das Zeichen war drauf . . . es ist noch da . . . Es fehlt auch nicht einer, im Gegentheil, es sind noch andre dabei!..

— Was Teufel kost er uns da vor? sagte der Müller und sah den Notar an.

— Still, still! antwortete dieser. Laßt ihn reden, ich glaube, ich fange an das Ding zu begreifen. Also . . .? sagte er zum Bettler, also? . . .

— Also, fuhr Cadoche fort, also er hatte das Geld in den Topf gethan und den Topf in ein Mauerloch im Schloß von Beaufort gestellt, und dies Loch zugemauert. Als die Feuerpeiniger ihn vornahmen... Ihr müßt nicht etwa glauben, daß diese Leute lauter gemeine Kanaillen waren! Es waren arme Leute, aber auch Reiche dabei; ich kenne sie recht gut, hol mich der Teufel! Einige sind noch am Leben und man zieht vor ihnen die Mütze tief, tief ab. Es waren unter uns . . .

— Unter Euch? . . . rief der Müller.

— So schweigt doch still! sagte der Notar und drückte ihm kräftig den Arm.

— Ich wollte sagen, fuhr der Bettler fort, es waren unter ihnen ein Advokat, ein Bürgermeister, ein Pfarrer, ein Müller . . . Es war vielleicht auch ein Notar dabei . . . Na, na, Herr Tailland, ich sage das nicht für Sie, Sie waren damals kaum geboren, auch nicht für Dich, mein Neffe, Du wärst zu einfältig gewesen, um einen solchen Schlag auszuführen . . .

— Kurz, die Feuerpeiniger nahmen das Geld? fragte der Notar.

Nein, sie nahmen es nicht, das war eben das Merkwürdigste. Sie brieten und schmoorten dem armen Truthahn, dem Bricolin, die Poten; es war schauderhaft, es war prächtig anzusehn!

— Ihr habt es also mit angesehn? platzte der Müller heraus, der sich nicht halten konnte.

— O nein, fuhr Cadoche fort, gesehn hab' ich's nicht, aber einer meiner Freunde, das heißt, Einer, der dabei war, hat mir Alles erzählt.

— Nun dann ist es etwas Anderes! sagte der Müller beruhigt.

— Trinkt doch Eure Tasse Thee, Onkel Cadoche, sagte die Müllerin, und plappert nicht so viel, es wird Euch schaden.

— Geht mir zum Henker, Müllerin, mit Eurem aufgekochten Wasser! antwortete der Bettler, die Tasse zurückstoßend, mir ekelt vor solchem Spülicht. Laßt mich doch meine Geschichte erzählen. Ich trage sie schon lange genug mit mir auf dem Herzen herum, und will sie einmal ganz herauserzählen eh' ich sterbe; aber Ihr unterbrecht mich fortwährend.

— Es ist wahr, sagte der Notar; schon heute Vormittag in der Laube wolltet Ihr sie erzählen, aber alle Leute kehrten Euch den Rücken und sagten: „Es ist Zeit, daß wir gehn, denn da fängt Onkel Cadoche schon wieder sein Geschichte an von den Feuerpeinigern.“ Mich aber unterhält sie, und ich hätte sie gern bis zu Ende gehört, fahrt also fort.

— Ja, stellt Euch vor, der Mann, den ich meine, der mit dabei war, etwas gegen seinen Willen . . . es war ein armer Bauer, den sie dazu verleitet hatten, und als er Angst bekam und Miene machte, zurückzuzuppen, drohte man ihm eine Kugel vor den Kopf zu schießen, wenn er nicht wieder auf das Pferd stiege, das man ihm mitgebracht. Es war verkehrt beschlagen wie die andern, damit man bei der Flucht eine Spur zurückließe, welche die Verfolger irre führte . . . Als nun

mein Mann einmal mit dabei war und sah, daß er schon mithalten mußte mit den Andern, fing er an, überall zu suchen und herumzuspüren nach dem Gelde; das that er lieber, als daß er den armen Bricolin rösten half, denn der Kamerad von dem ich rede, war im Grunde kein schlechter Mensch. Das Stück Arbeit gefiel ihm ganz und gar nicht, und war ihm ein Grauen anzusehn . . . Es war auch abscheulich . . . Der Gefolterte heulte, daß einem das Trommelfell platzen konnte, das ohnmächtige Weib, die verdammten Beine, die über dem Feuer so herumzappelten, und die ich noch immer zu sehn glaube . . .! Es ist seitdem keine Nacht vergangen, daß ich nicht davon geträumt habe! Bricolin war dazumalen ein sehr starker Mensch und er sträubte sich dermaßen, daß er eine Eisenstange, die gerade über dem Feuer war, mit seinen Füßen ausbrach . . . O, ich habe keinen Theil dabei gehabt, ich kann es vor Gott beschwören! . . . Als sie mich zwangen, ihm eine Serviette vor den Mund zu halten rann mir der Angstschweiß von der Stirne, kalt wie Glatteis . . .

— Euch? fragte der Müller entsetzt.

— Dem Mann, der mir das Alles erzählt hat. Mein Kamerad benutzt einen guten Augenblick, sich davonzumachen, und fängt nun an zu suchen, zu suchen, von oben bis unten im ganzen Hause und mit einem Spitzhammer zu klopfen auf alle Wände, ob es nicht hohl klänge, rechts und links Alles zerschlagend, wie die Andern. Und, hast ihn nicht gesehn, schleicht er sich in einen kleinen Schweinestall, mit Respekt zu vermelden . . . und sieht sich ganz allein darin. Seit der Zeit hab' ich auch die Schweine immer so lieb gehabt und all=

jährlich eins aufgezogen . . . Er klopft, er horcht . . . klingt es doch ganz hohl. Er sieht sich um. Ich war ganz allein! Er arbeitet los auf die Mauer und sucht und findet . . . rathet einmal, was? . . . Den eisernen Topf! . . . Wir wußten wol, daß das die Sparbüchse des Papa Bricolin war! Der Schlosser, welcher den Deckel daran gemacht, hatte geplaudert. Bald hatt' ich's weg, daß das der gesuchte Topf war. Der hatte aber ein Gewicht! Aber das war einerlei, mein Mann fühlt in seiner Faust und in seinem Herzen die Kraft eines Stiers. Er machte sich auf und davon mit seinem Topf, und verließ schnurstracks das Land, ohne den Andern auch nur eine gute Nacht zu sagen. Man hat ihn seitdem nie wieder in der Gegend gesehn. Er spielte aber auch ein gewagtes Spiel, denn die Feuerpeiniger, wenn sie ihn entdeckt, hätten ihn ohne Flausen todtgeschlagen. Tag und Nacht marschirte er ohne Halt zu machen, und aß und trank nicht, bis daß er in einen großen Wald kam, wo er seinen Topf vergrub und ich weiß selbst nicht wie viel Stunden schlief. Ich war so müde von der schweren Last! Als mich der Hunger überkam, wußte ich nicht was ich anfangen sollte. Ich hatte keinen Heller bei mir, und unter meinen hunderttausend Francs war, wie ich wußte, jedes Goldstück gezeichnet, denn ich hatte mich nicht enthalten können, meinen Schatz zu besehn. Ich sah wol ein, daß die Polizei, der das Geld beschrieben war, es an dem verdammten Zeichen erkennen würde, und es auszukratzen wäre nun noch schlimmer gewesen. Und dann hätte auch ein armer Teufel, wie der, von dem ich rede, wenn er zum Bäcker gegangen wäre, einen Louisd'or wechseln, um ein Stück Brod zu

kaufen, Verdacht erregt. Es blieb nur ein Ausweg: er wurde Bettler. Die Polizei war damals noch nicht so gut wie jetzt, was man daraus abnehmen kann, daß alle Feuerpeiniger ungestraft blieben, ohne das Land zu verlassen. Das Bettlerhandwerk ist nicht schlecht, wenn man es nur versteht . . . Ich habe dabei ein Stück Geld zusammengespart, ohne mir jemals etwas zu versagen. Mein Mann war nicht so dumm den Schlosser zu rufen, um seinen eisernen Topf zu verschließen. Er vergrub ihn mitten in einer schlechten Hütte von Lehm und Stroh, in der er wohnt und die er sich selbst im Walde gebaut hat. Seit vierzig Jahren hat ihn Niemand gequält, weil sein Leben Niemandes Neid erregte und er hat das Vergnügen gehabt, reicher und stolzer zu sein, als alle die, welche ihn verachteten.

— Und was hat ihm sein Gold genützt? fragte Heinrich.

Er sieht es sich wöchentlich einmal an, wenn er in seine Hütte zurückkehrt, wo er das Geld zusammenscharrt, was er beim Betteln eingenommen. Bei sich behält er nur so viel, um sich Tabak und Branntwein zu kaufen. Von Zeit zu Zeit läßt er eine Messe lesen, um sich mit dem lieben Gott abzufinden für den Dienst, den ihm der geleistet, und weiß sich stets mit großer Ordnung und Schlauheit zu nehmen. Er ist nicht solch ein Narr, auch nur ein Stück aus seinem Schatze zu nehmen. Jetzt da die Geschichte vergessen ist und die gerichtlichen Nachforschungen längst aufgehört haben, würde es keinen Verdacht mehr erregen, aber die Leute möchten denken, er ist reich, und ihm keine Almosen geben. Seht ihr Kinder, das ist die Geschichte vom eisernen Topf. Wie gefällt sie Euch?

— Ausgezeichnet, sagte der Notar, und gut zu wissen!

Tiefes Schweigen folgte der Erzählung. Die Umstehenden sahen einander an, getheilt zwischen Ueberraschung, Schrecken, Verachtung und einer Art seltsamen Lachlust, die sich dieser Aufregung beimischte. Cadoche war erschöpft vom Sprechen und hatte sich aufs Kissen zurückgelehnt; sein bleiches Gesicht bekam eine grünliche Färbung; sein langer starrer Bart, der noch schwarz genug war, um sein erdfahles Antlitz zu verdunkeln, gab ihm vollends ein erschreckendes Aussehn. Seine tiefliegenden Augen, die eben noch, während der Rausch und die Fieberphantasie seine Zunge entfesselt, Flammen sprühten, schienen in ihre Höhlen zurückzutreten und den glasig trüben Schimmer des Todes anzunehmen. Seine scharf geprägten Züge, seine lange und dünne Adlernase, seine schmalen zusammengekniffenen Lippen, kurz seine ganze Physiognomie, die in seiner Jugend vielleicht angenehm gewesen sein mochte, verriethen nicht gerade einen unbändigen bösen Character, sondern ein seltsames Gemisch von Habsucht, Verschlagenheit, Mißtrauen, Sinnlichkeit und sogar Gutmüthigkeit.

— War das ein Traum, sagte endlich der Müller, den er laut geträumt, oder haben wir eine Beichte von ihm gehört? Soll ich den Doctor oder den Pastor rufen lassen?

— Nein, die Barmherzigkeit Gottes müssen wir anrufen! sagte Lemor, der aufmerksamer als alle Andern die Veränderung im Gesichte des Bettlers und die Beklemmung seines Athems beobachtete. Entweder irre ich mich sehr, oder dieser Mann hat nur noch wenige Augenblicke zu leben.

— Nur noch wenige Augenblicke hab' ich zu leben? fragte der Bettler, und machte eine Anstrengung, um sich aufzurichten. Wer sagt das? Ist's der Doktor? Ich glaube nicht an die Doktoren. Sie sollen sich alle zum Teufel packen!"

Er drehte sich nach der Wand und trank seine Flasche rein aus. Als er sich wieder umwandte, fühlte er einen heftigen Schmerz und schrie auf.

— Es stößt mir das Herz ab! sagte er, energisch gegen sein Leiden ankämpfend. „Es kann wol sein, daß ich nicht wieder aufkomme. Und wenn ich nicht mehr in mein Haus zurückkehren könnte, was sollte da aus Allem werden? Mein armes Schwein, wer würde das pflegen? Es ist gewohnt, das Brod zu fressen, das ich ihm jede Woche mitbringe. Es ist da zwar eine kleine Nachbarin, die es auf die Weide führt! die Kokette! sie macht mir immer schöne Augen und hofft mich zu beerben; aber es wird nichts daraus: da steht mein Erbe!"

Und Cadoche streckte mit feierlicher Miene die Hand nach Ludwig aus.

— Er ist stets besser gegen mich gewesen, als alle Andern. Er allein ist mit mir umgegangen, wie es mir zukommt; er hat mich in einem Bett schlafen lassen, hat mir Wein, Tabak, Branntwein und Fleisch gegeben, statt der Brodrinden, mit denen mich die Andern abspeisten und die ich nie angerührt habe. Eine Tugend hab' ich stets geübt, die Dankbarkeit. Den Großlude und den lieben Herrgott hab' ich immer geliebt, weil sie mir Gutes erwiesen. Ich will daher mein Testament zu seinen Gunsten machen, wie ich's ihm immer versprochen

habe. Frau Müllerin, glaubt Ihr, daß es mit mir schlecht genug steht und daß es Zeit ist, mein Testament zu machen?

— Ach nein, nein, mein Alterchen! sagte die Müllerin, die in ihrer himmlischen Unschuld die Erzählung des Bettlers für eine Art von Traum gehalten hatte. Macht kein Testament; man sagt es bringt Unglück und beschleunigt nur den Tod.

— Im Gegentheil, sagte Herr Tailland, es thut wohl und erleichtert das Herz. Es macht oft einen Halbtodten wieder gesund.

— Nun, wenn es so ist, Notar, sagte der Bettler, will ich das Mittel versuchen. Ich habe mein Besitzthum lieb und muß durchaus wissen, daß es in gute Hände kommt, nicht in die Hände der kleinen närrischen Dirnen, die mir den Hof machen, die aber weiter nichts von mir bekommen sollen, als das Sträuschen und die Schleife von meinem Hut, um sich damit Sonntags auszuputzen. Notar, nehmen Sie Ihre Feder und kritzeln Sie mir's hin, in gehöriger Form und ohne das Geringste auszulassen:

„Ich gebe und vermache meinem Freunde Ludwig, Müller in Angibault, Alles was ich ich besitze, mein bei Jeu les Bois belegenes Haus, mein kleines Kartoffelfeld, mein Schwein, mein Pferd . . .

— Ihr habt ein Pferd? fragte der Müller. Seit wann denn?

— Seit gestern Allend. Es ist ein Pferd, das ich beim Spazierengehen fand.

— Sollte es etwa zufällig das meinige sein?

— Du hast es gesagt. Es ist Deine alte Sophie, die nicht mehr die Hufeisen werth ist, die sie verbraucht.

— Entschuldigt, Herr Ohm, sagte der Müller, halb erfreut, halb ärgerlich; ich halte was auf Sophie; sie ist besser als .... manche Menschen! Teufel noch eins, Ihr macht Euch gar nichts draus, daß Ihr mir die Sophie gestohlen! Und ich, ich hätte Euch den Schlüssel von meiner Mühle anvertraut! Da sehe mir einer den alten Scheinheiligen!

— Schweig still, mein Neffe, Du sprichst einfältig, erwiederte Cadoche mit ernster Würde: es wäre mir eine schöne Geschichte, wenn ein Onkel nicht das Recht haben sollte, das Pferd seines Neffen zu benutzen! Was Dein ist gehört mir, weil nach meinem Willen und nach meinem Testament, was mir ist, Dir gehört.

— Na, dann nur zu, nur zu! antwortete der Müller; vermacht mir Sophie, vermacht sie mir, Herr Ohm, ich nehm' es an. Es ist mir aber doch sehr lieb, daß Ihr nicht Zeit gehabt, sie zu verkaufen... Der alte Schurke! murmelte er leise vor sich hin.

— Was sagst Du da? fragte der Bettler.

— Nichts, Herr Ohm, sagte der Müller welcher bemerkte, daß der Alte etwas krampfhaft zu röcheln anfing; ich sage nur, Ihr habt Recht gethan, wenn Ihr Lust hattet, zu Pferde zu betteln!

— Sind Sie fertig, Notar? fragte Cadoche mit matter Stimme. Sie schreiben aber auch schrecklich langsam! Mich schläfert sehr. So machen Sie doch, Sie fauler Federfuchser!

— Ich bin fertig, sagte der Notar. Können Sie unterschreiben?

— Besser als Sie, antwortete Cadoche, aber ich kann nicht sehn; wenn ich nur meine Brille und eine Prise Tabak hätte.

— Da, nehmt! sagte die Müllerin.

— So ist's gut, fuhr er fort, nachdem er seine Prise mit Genuß geschnoben. Das bringt Einen wieder etwas in Ordnung. Seht, ich bin noch nicht todt, obgleich ich Schmerzen habe wie ein Besessener.

Er sah sich das Testament an, und sagte: Ach, Sie haben auch den eisernen Topf und seinen Inhalt nicht vergessen?

— Wo werd' ich! antwortete Herr Tailland.

— Ihr habt recht gethan, antwortete Cadoche mit äußerst ironischer Miene, obgleich die ganze Geschichte, die ich Ihnen davon erzählte, weiter nichts war, als ein Mährchen, mit dem ich Euch foppen wollte.

— Ich wußte es ja! sagte der Müller freudig; hättet Ihr das Geld gehabt, so würdet Ihr es dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder gegeben haben. Ihr seid immer ein ehrlicher Mann gewesen, Herr Ohm . . . obgleich Ihr mir meine Stute gestohlen habt; aber das war nur so ein Späßchen, wie Ihr sie macht, und Ihr hättet sie mir schon zurückgebracht! Aber unterschreibt doch nicht das dumme Zeug da. Ich brauche Eure sieben Sachen nicht, und irgend einem Armen kann man damit eine Freude machen. Vielleicht habt Ihr auch einen Verwandten, den ich nicht um Eure letzten Sous bringen will.

— Ich habe keine Verwandte, sie sind alle begraben, Gott sei gedankt! antwortete der Bettler; und die Armen, die veracht' ich! Gieb mir die Feder oder ich verfluche Dich! . . .

— Nun, wenn's Euch Spaß macht, meinetwegen! sagte der Müller und reichte ihm die Feder.

Der Bettler unterschrieb; dann schob er das Papier mit einer Bewegung des Abscheus aus seinen Augen fort.

— Nehmt es weg, nehmt es mir weg! sagte er; mir ist, als führt es meinen Tod herbei!

— Soll ich's zerreißen? fragte Ludwig, und zeigte sich bereit dazu.

— Nein, nein, nein! rief der Bettler mit letzter Kraft. Steck's in Deine Tasche, Junge, Du wirst Dich nicht darüber ärgern! Aber wo ist denn der Doctor? Ich brauche ihn; er muß mir schneller vom Leben helfen, wenn ich noch länger solche Schmerzen habe.

— Er wird gleich kommen, sagte die Müllerin, und der Herr Pfarrer mit ihm; denn ich habe sie alle beide herbitten lassen.

— Auch der Pfarrer? fragte Cadoche. Was soll denn der?

— Euch ein tröstend Wort sagen, Alterchen. Ihr habt stets Religion im Herzen gehabt, und Eure Seele ist eben so viel werth, wie die eines Andern. Ich bin überzeugt, daß der Herr Pfarrer es nicht abschlagen wird, sich aufzumachen, nm Euch das heilige Abendmahl zu geben.

— So also steht's mit mir? sagte der Sterbende mit einem tiefen Seufzer. Wenn's so ist, nur keine Dummheit gemacht! und der Pfarrer soll zu allen Teufeln gehn, obgleich er im Herzen ein guter Mann und ein ziemlicher Söffel ist. Aber ich glaube nicht an die Pastoren. Ich liebe den alten Herrgott, aber nicht die Pfaffen. Der

Herrgott hat mir Geld gegeben, die Pfaffen würden mich gezwungen haben, es wieder herauszugeben. Laßt mich in Frieden sterben! ... Mein Neffe, versprichst Du mir, diesen verdammten Unglückstaradeyer todt zu prügeln?

— Das nicht, aber durchwalken will ich ihn gehörig.

— Genug geschwatzt! sagte der Bettler, und streckte seine leichenfarbige Hand aus,; ich wäre gern schwatzend gestorben, aber ich kann nicht mehr ... O, ich bin nicht so krank wie Ihr glaubt, ich werde schlafen und vielleicht beerbst Du mich so bald noch nicht, mein Neffe!"

Der Bettler sank auf die Kissen zurück. Einen Augenblick darauf hörte man in seiner Brust ein lautes Gurgeln und Kochen. Er wurde roth und wieder blaß, stöhnte einige Minuten lang, schlug mit einem Ausdruck des Schreckens die Augen auf, als wenn ihm der Tod in sichtbarer Gestalt erschienen wäre, dann spielte plötzlich wieder ein leises Lächeln um seinen Mund wie neue Lebenshoffnung und gleich darauf war er todt.

Der Tod, selbst des schlechtesten Menschen, hat stets etwas Geheimnißvolles und Feierliches, das jede fühlende Brust Ehrfurcht und Schweigen gebietend ergreift. Es herrschte in der Mühle einen Augenblick Bestürzung und selbst Trauer, als Cadoche, der Bettler, verschieden war. Trotz seiner Fehler und seiner lächerlichen Seiten, ja selbst trotz der befremdenden Geständnisse, die man eben gehört, und an die nur der Notar steif und fest glaubte, fühlten die Müllerin und ihr Sohn eine Art von Freundschaft für diesen Greis, der Wohlthaten wegen, die sie ihm zu erweisen gewohnt waren; denn wenn es wahr

ist, daß man manche Menschen nicht leiden kann, weil man ihnen Unrecht gethan hat, so muß man den umgekehrten Satz gewiß gelten lassen.

Die Müllerin kniete neben dem Bett nieder und betete. Lemor und der Müller baten ebenfalls in ihrem Herzen den, der über Vergebung und Barmherzigkeit schaltet, die unsterbliche und göttliche Seele nicht zu verlassen, die auf Erden in der nichtsnutzigen Haut dieses Lumps herumgekrabbelt.

Nur der Notar trat ruhig wieder an den Tisch, um seine Tasse Thee auszutrinken, nachdem er kaltblütig gesagt hatte: „Ite, missa est, Dominus vobiscum.“

— Höre, Ludwig, sagte er darauf zum Müller, mit dem er hinausging, Du mußt augenblicklich nach Jeu les Bois, bevor die Nachricht von diesem Todesfall hinkommt. Irgend ein Lump von seiner Art, könnte sonst seine Lehmbude umwühlen und das Ei aus dem Nest nehmen.

— Welches Ei denn? fragte der Müller; sein Schwein etwa oder seinen zweiten Leinwandkittel?

— Nein, aber den eisernen Topf.

— Faselei, Herr Tailland.

— So geh doch wenigstens hin und sieh. Und dann, ist nicht auch deine Stute dort?

— Ach ja, meine alte Sophie, da haben Sie Recht, die hätt' ich bald ganz vergessen. Sie verdient wol die Reise für ihr gutes Herz und unsre alte Freundschaft. Wir sind fast von einem Alter, sie und

ich. Ich will hin; wenn er mich nur nicht auch damit nur hat foppen wollen! Er war ein alter Possenreißer und Schabernack!

— Geh nur, geh, sag' ich Dir, und sei nicht faul! Ich glaube an diesen eisernen Topf; mein Glaube an ihn ist selbst fest wie Eisen.

— Aber sagen Sie, Herr Tailland, hat denn dies Stück Papier, das Sie da so zum Spaß hinkritzelten, etwas zu bedeuten?

— Es ist in bester Form ausgestellt, dafür steh' ich Dir, und es macht Dich vielleicht zum Besitzer von hunderttausend Francs.

— Mich? Sie vergessen, daß wenn die Geschichte wahr ist, die eine Hälfte der Frau von Blanchemont, die andere den Bricolins gehört!

— Das ist ein Grund mehr für Dich, zu eilen. Du hast es angenommen mit der Gewissenspflicht es zurück zu geben. Geh es also holen. Wenn Du Herrn Bricolin diesen Dienst leistest, wäre er ja der leibhaftige Teufel, wofern er Dir dann nicht seine Tochter gäbe.

— Seine Tochter? Denk' ich denn an seine Tochter? Und kann denn seine Tochter an mich denken? sagte der Müller erröthend.

— Gut, schon gut! Die Verschwiegenheit ist eine Tugend, aber ich hab' Euch erst vor einigen Stunden mit einander tanzen sehn und begreife wol, warum der Vater euch so urplötzlich getrennt hat.

— Schlagen Sie sich das aus dem Sinn, Herr Tailland. Ich will hin. Wenn ich aber wirklich einen Schatz finde, was mach' ich damit? Wird da nicht eine Erklärung vor Gericht nothwendig sein?

— Wozu? Die Gerichtsformalitäten sind für Diejenigen erfunden, die keine Gerechtigkeit im Herzen haben. Wozu soll es nützen, das Andenken dieses alten Kerls zu verunehren, dem es achtzig Jahre hindurch gelungen ist, für einen ehrlichen Mann gehalten zu werden? Du brauchst den Leuten es auch nicht erst zu beweisen, daß Du kein Dieb bist, man weiß es auch so. Du giebst das Geld zurück und Alles ist abgemacht.

— Aber wenn der Alte Verwandte hat?

— Er hat keine, und wenn er welche hätte, würdest Du sie das wollen erben lassen, was ihnen nicht gehört?

— Das ist auch wahr! Die Geschichte hat mir ganz den Kopf benommen. Ich will gleich satteln.

— Das wird keine bequeme Art sein, den eisernen Topf mitzubringen, der so schwer, so schwer ist! Sind die Wege nach der Gegend hin fahrbar?

— O ja. Von hier kommt man zuerst auf Transault, dann auf Lis-Saint-George und dann nach Jeu. Es sind lauter frisch gebesserte Nachbarwege.

— So nimm meinen Wagen, Ludwig, und mach, daß Du fortkommst.

— Und Sie?

— Ich werde hier so lange schlafen.

— Sie sind doch ein wackerer Mann, hol mich der Teufel. Und wenn das Bett schlecht ist? Sie sind etwas verwöhnt.

— Es ist meine eigne Schuld. Aber eine Nacht ist bald vor-

über. Auch können wir Deine Mutter nicht bei der Leiche allein lassen, das ist zu unheimlich; denn Deinen Müllergesellen mußt Du mitnehmen. Wenn man Geld zu transportiren hat, sind ihrer zwei nie zu viel. In den Wagentaschen wirst Du geladene Pistolen finden. Ich fahre nie ohne sie mitzunehmen, weil ich oft viel Geld oder Geldeswerth bei mir habe. Nun vorwärts! Sage Deiner Mutter, daß sie mir noch eine Tasse Thee macht. Wir wollen noch so lange als möglich plaudern, denn dieser Todte ist mir unangenehm.

Fünf Minuten später fuhren Lemor und der Müller bei stockfinsterer Nacht nach Jeu les Bois. Wir lassen ihnen Zeit, hinzugelangen und kehren um nach dem Pachthof, um zu sehn, was sich hier zuträgt, während sie unterweges sind.

34.

Unglück.

Die Großmutter Bricolin wurde sehr ungeduldig, als der Müller durchaus nicht kommen wollte. Es fiel ihr natürlich nicht im Entferntesten ein, daß ihr Bote sich nie den versprochnen Lohn holen würde und der Leser wird es begreiflich finden, daß der Bettler in der Todesstunde die ihm aufgetragene Botschaft vergaß. Zuletzt wurde sie ganz muthlos und des Wartens überdrüssig, und ging zu ihrem

alten Ehemann, nachdem sie sich überzeugt, daß die Wahnsinnige noch immer im Park herumirrte, wie gewöhnlich in ihre Träumereien versunken und ohne weiter dem stillen Echo des Thales düstre Klagetöne zuzurufen. Es war gegen Mitternacht. Noch vernahm man einige laute, trunken lallende Stimmen; es waren die letzten Gäste, die die Kneipe verließen; die Hunde auf dem Pachthof schienen sie zu kennen, denn sie hielten es nicht der Mühe werth, sie anzubellen.

Herr Bricolin hatte, angetrieben von seiner Frau, die den mit Marcella abgeschlossenen Privathandel sofort abgemacht wissen wollte, nicht ohne daß es ihm schwer ankam und er einigen Befürchtungen Raum gab, der Verkäuferin die Brieftasche mit den zweihundertfunfzigtausend Fres. eingehändigt. Marcella nahm diese verehrungswürdige Brieftasche sehr andachtslos in Empfang. Sie war so schmierig, daß sie dieselbe nur mit den Fingerspitzen anfaßte; ganz überdrüssig, sich länger mit einer Angelegenheit zu beschäftigen, in der die Habgier des Pächters ihren Abscheu erregt, warf sie es in ein Fach des Sekretärs, das Rosa gehörte. Sie hatte diese schnelle Bezahlung aus denselben Gründen angenommen, die den Käufer bewogen, sie zu leisten: in der Absicht nämlich, das Schicksal des Mädchens dadurch zu sichern, daß sie eine Rückgängigmachung des Vertrages abschnitt.

Sie trug Fanchon auf, den Müller, zu welcher Stunde er auch käme, in die Küche zu führen und dann sie selbst rufen zu kommen. Darauf warf sie sich unausgekleidet über das Bett um sich auszuru=

hen ohne zu schlafen, denn Rosa war noch immer sehr aufgeregt und ward nicht müde, sie zu segnen und mit ihr von ihrem Glück zu sprechen. Da aber der Müller nicht kam und die angreifenden Auftritte des Tages Jeden erschöpft hatten, lag gegen zwei Uhr Morgens der ganze Pachthof in festem Schlafe, ausgenommen ein Mitglied der Familie: die Wahnsinnige, deren Hirn ein unerträglicher Fieberparoxysmus ergriffen hatte.

Herr und Madame Bricolin hatten in der Küche lange mit einander gesprochen. Da der Pächter jetzt nichts mehr fürchten durfte und sich wie zu Eis erkältet fühlte, von all dem Wasser, das er getrunken, hatte er sein Krügel wieder vorgenommen, das er von Zeit zu Zeit aus einer daneben stehenden ungeheuern Kanne füllte, die er beim Einschenken nur mit zitternder Hand neigen konnte. Sie enthielt einen bläulichrothen, schaumigen Wein, sein Lieblingsgetränk, den berauschendsten von seiner ganzen Erndte, ein abscheuliches Zeug, das aber der Berryner dennoch jedem Wein in der Welt vorzieht.

Als seine Frau sah, daß der seelige Gedanke, Besitzer von Blanchemont zu sein, und die lachenden Pläne seines Reichthums nicht mehr im Stande waren, sein erlöschendes Auge zu beleben und seine lallende Zunge zu lösen, bat sie ihn zu wiederholten Malen, er möge doch zu Bett gehn. Er antwortete stets: „Ja, gleich, gleich, ich gehe schon!“ rührte sich aber nicht von seinem Stuhle. Madame Bricolin konnte sich zuletzt nicht mehr lassen vor Müdigkeit. Sie überzeugte sich, daß Rosa und Marcella schliefen, ging dann eben-

falls zur Ruhe und schlief bald ein, nachdem sie Bricolin vergebens gerufen. Dieser konnte sich nicht rühren und hörte sie nicht mehr. Er war völlig berauscht und wie vernichtet, wie Einer es nur sein kann, der sich plötzlich gewaltsam ausgenüchtert, sich aber nachher reichlich dafür entschädigt hat. Die Hand am Kruge, den Kopf auf den Tisch gelehnt, schnarchte er wie ein Bär seine Frau, die bei offner Thür im Nebenzimmer lag, noch tiefer in den Schlaf.

Es mochte kaum eine Stunde verflossen sein, als es Herrn Bricolin wurde, als solle er ersticken und ohnmächtig umfallen. Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, aufzustehn. Es schien ihm als fände seine Lunge keine Luft mehr zum Athmen, als könnten seine schmerzlich brennenden Augen nichts unterscheiden, und als habe ihn der Schlag gerührt. Die Todesfurcht gab ihm die Kraft, sich tappend bis an die Thür zu schleppen, die auf den Hof hinausführte. Das Licht war auf dem blechernen Leuchterknecht längst ausgebrannt.

Es gelang ihm die Thür zu öffnen und ohne zu fallen die Stufen hinabzusteigen, die am neuen Schloß eine Art von Freitreppe bildeten. Hier blickte er mit blödsinnigen Augen umher ohne zu begreifen was er sah. Eine ungewöhnliche Helligkeit, die den ganzen Hof erfüllte, nöthigte ihn, die Hand vor's Gesicht zu halten; denn der Uebergang aus der Finsterniß zu diesem blendenden Licht verursachte ihm einen neuen Schwindel. Als endlich die Luft den Weindunst etwas zerstreute, der seine Sinne umnebelte, trat an Stelle der schlagflußartigen Betäubung, die er empfunden, ein krampfhaftes

Zusammenschaudern, das anfangs mechanisch und ganz körperlich war, bald aber von einer unaussprechlichen Angst erzeugt wurde. Aus einer dichten Rauchwolke wirbelten zwei ungeheure Flammengarben vom Scheunendach empor.

Bricolin glaubte einen bösen Traum zu träumen; er rieb sich die Augen, er schüttelte alle Glieder! aber immer leckten die riesigen Feuerzungen zum Himmel empor und griffen um sich mit einer furchtbaren, reißenden Schnelligkeit. Er wollte schreien: Feuer! Feuer! aber seine Zunge war gelähmt, seine Kehle wie zugeschnürt und tonlos. Er versuchte nach dem Hause umzukehren, von dem er sich einige Schritte entfernt, ohne zu wissen, wohin er ging. Da sah er zur Linken einen Flammenstrom aus den Ställen hervorbrechen, zur Rechten eine andre Feuergarbe die Thürme des alten Schlosses krönen und vor ihm . . . ja vor ihm glühte hinter den Fenstern seines eignen Hauses eine erschreckende Helle, und die Thür, die er hinter sich offen gelassen, spie einen Wirbel von schwarzem Rauch aus, wie der Schlot einer Schmiede. Die sämmtlichen Gebäude von Blanchemont waren der Raub einer trefflich angelegten Feuersbrunst. Das Feuer war an mehr denn zwölf verschiedenen Stellen angelegt und was diese Schreckensscene im ersten Augenblick vollends grauenvoll machte, war die überall herrschende Grabesstille. Kraft- und willenlos starrte Bricolin schauderhaft einsam das Unglück an, das noch Niemand gewahr wurde. Alle Bewohner des neuen Schlosses und des Pachtguts waren aus dem Schlaf der Ermüdung oder Trunkenheit in eine Betäubung durch den Rauch verfallen. Man hörte

nichts als das Prasseln der Feuersbrunst und das krachende Aufschlagen der Ziegel, die auf das Pflaster herabfielen und in Stücke zersprangen. Kein Schrei, keine Klage gab Antwort auf diese warnenden Unglückszeichen. Es war, als habe die Flamme nur noch verlassene Gebäude oder Leichname zu verschlingen. Bricolin rang die Hände und blieb stumm und regunglos stehn, als hätte er, vom Alpdruck befallen, vergebliche innere Anstrengungen gemacht, zu erwachen.

Endlich ertönte ein durchdringender Schrei, ein einziger weiblicher Schrei und Bricolin, wie erlöst von dem Zauber, der auf ihm lastete, antwortete diesem Ruf der menschlichen Stimme mit einem wilden Geheul. Marcella hatte zuerst die Gefahr bemerkt. Ihren Sohn auf dem Arm sprang sie heraus. Ohne Bricolin oder den übrigen Theil der Feuersbrunst zu bemerken, setzte sie ihr Kind auf einen Heuhaufen in der Mitte des Hofes und sagte ihm mit starker Stimme: „Bleib hier und habe keine Furcht!" Dann stürzte sie wieder ins Haus trotz des erstickenden Rauchs, der es erfüllte, und eilte an das Bett Rosa's, die wie gelähmt liegen geblieben und nicht im Stande gewesen war, ihr zu folgen.

Mit der Kraft eines Mannes nahm die kleine und schlanke Blondine, von ihrem Muthe gehoben, ihre junge Freundin in die Arme und trug heroisch einen Körper, der schwerer und größer war als sie selbst, zu ihrem Sohne hin.

Beim Anblick seiner Tochter erinnerte sich Bricolin, der Anfangs nur an seine Erndte und sein Vieh gedacht hatte und nach der

Scheune zu gelaufen war, daß er eine Familie habe. Dadurch plötzlich zum zweiten Male und noch gründlicher ausgenüchtert, flog er seiner Mutter und seiner Frau zur Hülfe.

Zum Glück hatte das Feuer überall nur das obere Stockwerk ergriffen und das Erdgeschoß, das die Familie Bricolin bewohnte, war noch unversehrt, ausgenommen den Pavillon Rosas, der sehr niedrig und neben einem Haufen von dürrem Reisig lag und deshalb schnell verbrannte.

Madame Bricolin, die aus dem Schlaf gerissen wurde, fand auf der Stelle ihre körperliche Kraft und Geistesgegenwart. Mit Hülfe ihres Mannes und Marcellas trug sie den alten Bricolin heraus, der mitten unter den Feuerpeinigern zu sein glaubte und aus Leibeskräften schrie: „Ich habe gar nichts mehr, tödtet mich nicht, brennt mich nicht, ich will euch Alles geben!“

Die kleine Fanchon half entschlossen der Großmutter Bricolin, die bald im Stande war, den Andern zu helfen. Es gelang die Hofmänner und ihre Knechte zu erwecken, so daß Niemand um's Leben kam. Aber alles das kostete viel Zeit, und als endlich Hülfe aus dem Dorfe kam, als es gelang eine Kette zu bilden, war es zu spät; das Wasser schien nur die Heftigkeit des Feuers dadurch zu vermehren, daß es brennende Theile in die Höhe und weit fort schleuderte. Die ungeheuern Getraide- und Futtervorräthe, mit denen die Wirthschaftsgebäude vollgestopft waren, faßten Feuer mit der Schnelligkeit des Gedankens. Das hundertjährige Holzwerk der alten Gebäude schien ordentlich zu lechzen nach der Flamme. Das

ließ sich durchaus nicht aus den Ställen herausreißen und fast ohne Ausnahme ersticken oder verbrennen. Man rettete als den Unterbau des neuen Schlosses, von dem die Dachsteine türzten; das neue Holzwerk blieb entblößt und verkohlt stehn, reckte seinen schwarzen Dachstuhl empor über den noch weißen en des Wohnhauses.

Die Spritzen langten an. Sie sind aber auf dem Lande eine ommende meist unnütze Hülfe. Sie sind Instrumente die schlecht ehabt werden, schlecht eingerichtet sind und deren Röhre ge-lich beim ersten Druck zerplatzen, weil man sie weder gehörig tande hält noch richtig bedient. Dennoch gelang es den Sprit-ten und den Einwohnern des Dorfes, dem Feuer einen Theil Beute zu entreißen und die Wohnung nebst den Sachen der lins zu retten. Der ganze Anbau, den Rosa und Marcella hnt, sämmtliche Wirthschaftsgebäude sammt Vieh und Ackerge-wurden ein Raub der Flammen. Um das alte Schloß küm-man sich nicht. Das Dach brannte, aber die starken und kah-Mauern schützten sich selbst. Nur ein Thurm gab der Gluth und bekam einen Riß von oben bis unten. Die ungeheuern umassen, welche die andern umrankten, bewahrten sie vor einem n Zusammensturz. —

Der Morgen begann zu dämmern, als der Müller und Lemor der armseligen Hütte des Bettlers heraustraten. Lemor trug eisernen Topf und Ludwig führte seine liebe Sophie am Zügel, ihn gleich bei seiner Ankunft mit freudigem Wiehern begrüßt

hatte. „Ich habe Don Quixote gelesen, sagte er, und komme mir jetzt vor wie Sancho Pansa, wie er seinen Esel wiederfindet. Viel fehlt nicht dran, so folgte ich seinem Beispiel, umarmte meine alte Sophie und hielt ihr eine schöne Rede.

— Ludwig, sagte Lemor, wenn Du dieser Versuchung widerstehen kannst, kommt Dir nicht die andre an, nachzusehn, ob dieser eiserne Topf Kieselsteine oder Gold enthält?

— Ich habe den Deckel aufgehoben. Es glänzt inwendig sehr; aber ich möchte gern vor Tagesanbruch schon fort sein, ehe die Bewohner dieser Einöde, wenn es welche giebt, mich bemerken und mich für einen Dieb halten. Ich zittre vor Aufregung und Vergnügen als Einer, der die Angelegenheiten eines Andern zum Guten führt, aber ich habe doch zugleich die Kaltblütigkeit eines Mannes, der eine Erbschaft nicht für sich antritt. Laß uns fortmachen, Heinrich. Hast Du auch meine Hacke wieder in den Wagen gelegt? Wart, ich will noch einmal hineingucken. Das Loch ist gut zugescharrt, es ist nicht mehr zu bemerken, vorwärts. Wir wollen irgendwo in einem Dickicht anhalten, wenn uns die Pferde den Dienst versagen sollten.

Das Pferd des Notars hatte drei böse Stunden, wie man sie in dieser Gegend mißt, im scharfen Trabe und oft im Galopp auf bergigen und schwierigen Wegen gemacht; es war bei der Rückfahrt wirklich so müde, daß unsre Reisenden, als sie in der Richtung von Lis Saint George ankamen, sich genöthigt sahen, es verschnaufen zu lassen. Sophie, die sie hinter das Kabriolet gebunden und die nicht gewohnt war, so toll darauf los zu traben, war über und

über schwitzig. Das ging dem Müller zu Herzen. „Man muß menschlich sein gegen die Thiere, sagte er und dann will ich auch nicht, daß unser guter Notar für sein kluges und rechtschaffnes Benehmen in dieser Angelegenheit gar noch sein schönes Pferd verliert. Da ist ein hübsches schattiges Weideplätzchen, auf dem sich weder ein Mensch noch ein Vieh sehn läßt; da wollen wir hinfahren. Ich bin überzeugt, daß im Wagenkasten ein Viertelchen Hafer sein wird, denn Herr Tailland denkt an Alles und geht nie unter Seegel ohne seine Ladung Schiffszwieback mitzunehmen. Wir ruhen uns da ein Viertelstündchen aus und machen uns nachher alle desto frischer auf die Beine. Als ich dem Schweine meines seeligen Herrn Onkels „den Schlüssel zum Felde gab" — mag es erben wer will — vergaß ich leider, ihm einige seiner Brodrinden zu stehlen und jetzt fühl ich den Magen so hohl, daß ich gern an Sophiens Seite mitfräße, wenn's mir nicht leid thäte, ihr Abbruch zu thun. Mir scheint, ich fange meine Rolle als Erbe des Geizhalses schlecht an! ich sterbe vor Hunger neben meinem Schatze."

Während der Müller so seiner Gewohnheit nach schwatzte, zäumte er die Pferde ab und gab ihnen Futter, dem des Notars im Hafersack, Sophie in seiner langen blaubaumwollenen Zipfelmütze, die er ihr auf eine schnurrige Weise um die Nase band.

— Es ist merkwürdig, wie mir jetzt das Herz leicht ist, sagte er, indem er sich unter das Gesträuch setzte und den Topfdeckel öffnete. „Weißt Du auch, Heinrich, daß mein Glück hierin ist, wofern nicht blos oben Louisd'ors und unten dicke Sousstücke liegen?

Ich fürchte, es wiegt zu viel für lauter Gold. Hilf mir doch Alles zählen.

Die Zählung war bald geschehn. Die nach altem Fuß gemünzten Goldstücke waren in Rollen von 1000 Frcs. gepackt und mit schmutzigem Papier umwickelt. Beim Oeffnen fanden Lemor und der Müller die Zeichen, welche der Bettler angegeben. Das Vermögen des Vater Bricolin war mit einem Kreuz auf jedem Goldstück, das des Herrn von Blanchemont mit einem einfachen Strich bezeichnet. Auf dem Boden lagen etwa 3000 Frcs. in Silber und in Stücken von aller Art; selbst eine Hand voll dicker Sous war dabei, die letzte Ersparniß des Bettlers.

— Dieser Bodensatz, sagte der Müller, indem er das Silber und Kupfer wieder hineinwarf, ist das Vermögen meines Onkels, mein Erbe; es ist das Scherflein der Wittwe, das der Alte Knauser zusammenzuscharren sich kein Gewissen gemacht; es soll wieder zu den Wittwen und Waisen zurückkehren, dafür steh' ich Dir. Wer kann's wissen, ob's nicht auch zusammengestohlen ist? Wenn ich bedenke, daß der Herr Ohm, dem Gott die ewige Seeligkeit schenken möge, mir meine Sophie wegstipitzt, so hab ich kein großes Vertrauen zu der Lauterkeit seines Vermächtnisses. Das soll mir eine Lust sein, Almosen zu geben, eine Lust, die ich mir leider so oft versagen muß! Werde mir ein königliches Vergnügen machen? Weißt Du auch, daß man bei uns zu Lande mit dreitausend Frcs. das Dasein dreier Familien retten und sicher stellen kann?

— Du denkst aber nicht an den übrigen Theil des Dir anver-

trauten Guts, Ludwig. Vergiß nicht, daß Du mit dieser bedeutenden Summe, die Frau von Blanchemont für sich selbst gewiß nicht braucht, sie in den Stand setzest, ebenfalls so manchen Glücklichen zu machen.

— O, da verlass' ich mich ganz auf sie, das wird sie bald besorgt haben! Aber daneben ist mir noch etwas Anderes recht lieb: dieser kleine Schatz, den Herr Bricolin so hocherfreut aus meiner Hand nehmen wird. Er wird keinen sehr christlichen Gebrauch davon machen, aber es bringt meine Angelegenheiten wieder etwas auf den Strumpf, die gestern Abend verdammt schief gingen.

— Das heißt, mein lieber Ludwig, Du kannst jetzt auf die Hand Rosa's Anspruch machen.

— O glaube doch das nicht! Ja wenn die fünfzigtausend Francs mir gehörten, dann könnte sich's wohl machen. Aber der Bricolin versteht besser zu rechnen als Du! Er wird sagen: Die fünftausend Pistolen gehören mir, und Großlude thut nur seine Schuldigkeit, daß er sie mir wiederbringt. Was mir gehört, gehört nicht ihm; also: ich habe fünfzigtausend Fr. mehr in der Tasche, und er bleibt mit seiner Mühle, was er war, ein dummer Hans wie zuvor.

— Und er sollte nicht verwundert und gerührt sein über eine Redlichkeit, deren er nicht fähig wäre?

— Verwundert? ja; gerührt? nein! Aber er wird sagen: „Der Bursche kann mir nützlich sein." Die ehrlichen Leute sind denen, die es nicht sind, sehr nothwendig. Er wird mir meine

Sünden vergeben und mir seine Kundschaft wieder zuwenden, auf die ich sehr halte, weil sie mir erlaubt, Rosa täglich zu sehn und zu sprechen. Du siehst also, ohne daß ich nöthig habe, mir etwas vorzuspiegeln, hab' ich doch Ursache, zufrieden zu sein. Gestern Abend, als ich mit Rosa tanzte und sie mich zu lieben schien, da fühlte ich mich so glücklich, so stolz! Nun sieh, ich finde mein gestriges Glück wieder und um den folgenden Tag mach' ich mir keine Sorgen. Das ist schon viel! Braver Ohm Cadoche, Du ahntest nicht, wie viel Trost für mich verborgen lag in Deinem eisernen Topfe! Du glaubtest mich reich zu machen und Du machst mich glücklich!

— Aber mein lieber Ludwig, da Du jetzt Marcella gerade so viel bringst, als sie für Dich opfern wollte, kannst Du Dir ja jetzt das Zugeständniß gefallen lassen, das sie Herrn Bricolin zu machen erbötig war?

— Ich? Nie! Sprechen wir davon nicht, es verletzt mich. Ich werde nicht mehr vom Pachthofe verbannt sein, weiter brauche ich nichts. Sieh, wie dieser Schatz schön ist, wie er funkelt und glänzt! Wie viel gestillte Leiden und beschwichtigte Sorgen darin liegen! Das Geld ist doch schön, Lemor, Du mußt es zugeben! Sieh, hier in meiner hohlen Hand halt' ich das Leben von fünf oder sechs armen Kindern.

— Nein, Freund, ich sehe da nichts als das, was es wirklich ist: die Thränen, das Geschrei, die Qualen des alten Bricolin, den Geiz des Bettlers, sein schmachvolles stumpfsinniges Leben, ganz und gar hingebracht im zitternden Anschaun seines Raubes.

— Wahrhaftig, Du hast Recht, sagte der Müller und warf erschreckt die Handvoll Geld in den Topf zurück. Wie viel Verbrechen, Schändlichkeiten, Plagen, Lügen, wie viel Angst und Leiden liegen hierin beisammen! Du hast Recht, das Geld ist etwas Abscheuliches! Wir selbst, die wir hier sitzen, es ansehn und verstohlen durchzählen, sitzen wir nicht hier wie zwei Räuber, mit Pistolen bewaffnet und fürchtend, von andern Banditen überfallen oder von Gendarmen beim Kragen gepackt zu werden? Fort, verstecke Dich, verfluchter Mammon! rief er, den Deckel zuklappend, und wir, Freund, wir wollen machen, daß wir nach Hause kommen. Hurrah es lebe die Freude, es gehört nicht uns!

35.

Bruch.

Als unsere Reisenden sich dem Thale der Vauvre näherten, gewahrten sie in der Richtung von Blanchemont eine ungeheure dicke Rauchwolke, welche die aufgehende Sonne zu beleuchten anfing.

— Sieh doch, sagte der Müller, welcher Nebel aus der Vauvre aufsteigt, besonders nach der Seite hin, nach der wir Beide immer so gern hinschaun! Das verdrießt mich. Ich sehe nicht die spitzen Dächer meines alten kleinen Schlosses, das mir nach allen

Seiten zu, wenn ich meine Wanderungen in der Umgegend mache, als Visirpunkt meiner Gedanken dient.

Nach etwa zehn Minuten senkte sich der Rauch, den die feuchte schwere Morgenluft niederdrückte, vollends auf die Thalsohle herab. Ludwig hielt das Pferd des Notars plötzlich an und sagte zu seinem Gefährten:

— Es ist doch sonderbar, Heinrich; ich weiß nicht, flimmert es mir diesen Morgen nur vor den Augen, aber ich kann so scharf hinsehn, wie ich will, ich sehe das rothe Dach vom neuen Schloß nicht unter den Thürmen des alten Schlosses! Und doch weiß ich bestimmt, daß man es von hier sieht; ich habe hier wol hundertmal angehalten, und ich sehe auch ganz deutlich die herumstehenden Bäume. Sieh, sieh doch! das alte Schloß ist ganz verändert! Die Thürmchen sehn so abgestumpft aus. Wo Teufel ist das Dach? Donnerwetter, ich sehe weiter nichts als die Giebel! Wart, wart, was schimmert denn da so roth nach dem Pachthof zu? Es ist Feuer, ja Feuer . . . Alles ganz schwarz! Ich sagt' es Dir ja, Heinrich, als wir in Jeu-les-Bois ankamen und der ganze Himmel roth war, es müßte irgendwo Feuer sein. Du meintest, es sei ein Heidebrand, aber ich wußte wol, daß nach der Seite zu kein Heidegesträuch liegt. Sieh nur hin, ich träume nicht, das Schloß, der Pachthof, Alles ist abgebrannt! . . . Großer Gott, was ist aus Rosa geworden und aus Marcella, aus meinem kleinen Eduard und der alten Mutter Bricolin!

Bei diesen Worten peitschte der Müller das Pferd wie wüthend

und galoppirte nach Blanchemont zu, diesmal ohne sich zu bekümmern, ob die alte Sophie folgen könne oder nicht.

Je näher sie kamen, desto unzweifelhafter wurden die Anzeichen des Unglücks. Bald erfuhren sie es von Vorübergehenden, und obschon man ihnen versicherte, daß Niemand zu Schaden gekommen, suchten sie doch beide, blaß und beklommen, ihr ihnen viel zu langsames Pferd zu größerer Schnelligkeit anzuspornen.

Als sie am Hügel von Blanchemont ankamen, konnte das arme keuchende und schaumbedeckte Thier nicht anders als im Schritt den Weg in die Höhe. Sie hielten also vor der Hütte Paulettens an und sprangen aus dem Kabriolet, um schneller fortzukommen. In demselben Augenblick aber sahen sie Marcella aus der Hütte treten. Sie war bleich, aber ruhig, und ihr Anzug hatte keinen Brandfleck. Sie war die ganze Nacht hindurch mit der Sorge für die Abgebrannten beschäftigt gewesen und hatte sich keine unnütze Mühe gegeben, das Feuer löschen zu helfen. Lemor wurde fast ohnmächtig vor Freude, als er sie erblickte, und ergriff ihre Hand, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

— Mein Sohn ist hier und Rosa beim Pfarrer, sagte Marcella. Sie hat keinen Schaden genommen, ist fast gar nicht mehr krank und fühlt sich glücklich trotz der Bestürzung ihrer Aeltern. Es ist weiter bei dem ganzen Brande nichts verloren, als Geld, und das will wenig bedeuten gegen das Glück, welches sie erwartet.

— Was denn für ein Glück? fragte der Müller; ich verstehe Sie nicht.

— So gehn Sie nur zu ihr, Freund, Niemand hat etwas dagegen, und erfahren Sie von ihr selbst, was ich Ihnen nicht als die Erste sagen will.

Ludwig war wie betäubt vor Erstaunen, lief aber sogleich davon. Lemor trat mit Marcella in die Hütte, und während Paulette und ihr Mann für die Pferde sorgten, eilte er auf das Bett zu, in dem Eduard schlief. Der Letzte der Blanchemonts ruhte sanft auf dem Strohbett des ärmsten Bauers seiner Domäne. Er hatte nicht einmal mehr ein Obdach, und die Gastlichkeit der Armuth war das Einzige, was er in diesem Augenblick beanspruchen konnte.

— Er ist also nicht in Gefahr gewesen? rief Lemor und küßte seine kleinen warmen Händchen.

— Der Kleine hat eine gute Natur, sagte Marcella nicht ohne Stolz. Er ist nicht krank gewesen; obgleich er in erstickendem Rauch erwachte, hat er sich doch nicht gefürchtet. Er hat die Nacht mit mir zusammen durchwacht und mir geholfen, den Andern beizustehen und sie zu trösten. Trotz seiner Schwäche und Unbekanntschaft mit dem Unglück wußte er mir und diesen muthlosen Menschen hülfreich zur Hand zu gehn und hatte für Alle Liebkosungen und Worte engelhafter Unschuld. Und ich konnte noch fürchten, daß der Schreck und die Aufregung seiner Gesundheit schaden möchten! In diesem schwächlichen Körper wohnt eine heldenmüthige Seele. Lemor, er ist ein gottgeweihter Knabe, der bei seiner Geburt bestimmt wurde, ein edler Armer zu werden!

Der Kleine erwachte von den Liebkosungen Lemors. Diesmal erkannte er ihn, mehr an seiner Liebe als an seinen Zügen.

— Herr Je, Heinrich! sagte er; warum hast Du nicht mit mir reden wollen, da Du Dich als Anton verstelltest?

Marcella begann eben ihrem Geliebten mit stoischer Ruhe zu erklären, wie dies neue Unglück den Rest ihres Vermögens verschlungen, als Herr Bricolin mit verstörtem Gesicht, zerfetzten Kleidern und verbrannten Händen in die Hütte trat.

Nachdem sich der Pächter von seinem ersten Schreck erholt, hatte er mit verzweifelter Energie und Verwegenheit gearbeitet, um sein Vieh und seine Vorräthe zu retten. Hundertmal war er nahe daran gewesen, ein Opfer seiner Hartnäckigkeit zu werden, und hatte erst da die vergebliche Hoffnung aufgegeben, als er sich nur noch von einem Aschenhaufen umgeben sah. Jetzt hatte sich Muthlosigkeit, Verzweiflung und eine Art von Raserei seines armen Hirns bemächtigt. Er war wie närrisch geworden und kam jetzt mit irren Blicken, verworrenen Gedanken und stammelnden Worten zu Marcella gerannt.

— Find' ich Sie endlich, Madame, sagte er mit halb erstickter Stimme; ich suche Sie im ganzen Dorfe und weiß nicht, was aus Ihnen geworden ist. Hören Sie, hören Sie, Madame . . . Was ich Ihnen zu sagen habe, ist von der größten Wichtigkeit . . . Wie können Sie nur so ruhig sein! Das ganze Unglück fällt auf Sie zurück, der ganze Schaden betrifft nur Sie!

— Das weiß ich, Herr Bricolin! antwortete Marcella etwas

ungeduldig. Der Anblick des habsüchtigen Menschen war ihr in diesem Augenblick wenig tröstlich.

— Sie wissen es? fuhr Bricolin wie zornig fort, Sie wissen es? Ich auch, ich weiß es auch! Sie müssen die Domäne wieder aufbauen und das Inventarium von Blanchemont herstellen.

— Und womit denn, Herr Bricolin?

— Mit Ihrem Gelde! Haben Sie denn kein Geld? Hab' ich Ihnen nicht Geld gegeben?

— Ich hab' es nicht mehr, die Brieftasche ist verbrannt.

— Sie haben die Brieftasche verbrennen lassen, meine Brieftasche? Die Brieftasche, die ich Ihnen anvertraut? schrie Bricolin außer sich und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. Wie konnten Sie nur so thöricht, so dumm sein, die Brieftasche nicht zu retten, da Sie doch Zeit hatten, Ihren Sohn zu retten?

— Ich habe auch Rosa gerettet, Herr Bricolin. Ich und Niemand anders habe sie auf meinen Armen aus dem Hause getragen. Unterdeß verbrannte die Brieftasche. Mir thut sie nicht leid.

— Das ist nicht wahr, Sie haben sie!

— Ich schwöre es Ihnen bei Gott, ich habe sie nicht. Der Schrank, in dem sie lag, alle Möbel in jener Stube verbrannten, während man die Menschen rettete. Sie wissen es recht gut, ich hab's Ihnen gesagt, denn Sie fragten mich danach; aber Sie haben mich nicht verstanden oder besinnen sich nicht darauf.

— O, ob ich mich darauf besinne! sagte der Pächter bestürzt; aber ich glaubte, Sie täuschten mich.

— Und wozu sollte ich Sie wol täuschen? Gehörte das Geld nicht mir?

— Ihnen? Sie läugnen also nicht, daß ich Ihnen gestern Abend Ihr Gut abgekauft, daß ich es bezahlt habe und daß es mir gehört?

— Wie kommen Sie nur auf die Idee, daß ich im Stande sein sollte, es abzuläugnen?

— Ach, dann verzeihen, verzeihen Sie mir, gnädige Frau, ich habe ganz meinen Kopf verloren! sagte der Pächter, niedergeschlagen und beruhigt.

— Ja, das seh' ich wol! sagte Marcella mit verächtlichem Ton, um den er sich aber nicht kümmerte.

— Gleichviel, die Herstellung der Gebäude und des Inventariums liegt Ihnen ob, sagte er nach kurzem Schweigen, während dessen sich seine Gedanken auf's Neue verwirrten.

— Es ist nur Eins statthaft, Herr Bricolin, entgegnete Marcella achselzuckend: entweder haben Sie das Gut nicht gekauft, und ich muß den Schaden herstellen, oder ich hab' es Ihnen verkauft, und brauche mich nicht weiter drum zu kümmern. Wählen Sie.

— Das ist wahr! sagte Bricolin wieder, in ein neues Staunen gerathend. Dann aber setzte er schnell hinzu: O, freilich hab ich's Ihnen rund und nett abgekauft und bezahlt, und Sie können es nicht läugnen. Ich habe Ihre Quittung; ich habe sie nicht verbrennen lassen! Meine Frau hat sie in ihrer Tasche.

— Dann können Sie ja ruhig sein, und ich auch, denn ich habe das Duplikat unseres Kontrakts ebenfalls in der Tasche.

— Aber Sie müssen den Schaden tragen! rief Bricolin mit finsterer Wuth. Ich werd' Ihnen doch nicht ein Gut ohne Gebäude und Inventarium abgekauft haben. Der Verlust beläuft sich auf funfzigtausend Francs, schlecht gerechnet.

— Ich verstehe das nicht, aber das Unglück ist erst nach dem Kauf geschehn.

— Sie haben das Feuer angelegt!

— Das ist sehr wahrscheinlich! sagte Marcella mit kalter Verachtung. Ich hab' es angelegt und nachher das Kaufgeld für mein Gut hineingeworfen, blos zu meinem Vergnügen!

— Vergebung, Vergebung, ich bin krank! sagte der Pächter. So viel Geld in einer Nacht zu verlieren! . . . Aber gleichviel, Madame, Sie sind mir eine Entschädigung schuldig für mein Unglück. Ich habe immer Unglück gehabt mit Ihrer Familie. Mein Vater wurde einer Summe wegen, die ihm Ihr Großvater in Verwahrung gegeben, von den Feuerpeinigern gemartert und verlor dabei noch funfzigtausend Francs, die sein eigen waren.

— Die Folgen dieses Unglücks lassen sich nicht wieder gut machen, weil Ihr Vater dabei um seine geistige und leibliche Gesundheit gekommen ist. Aber meine Familie ist sehr unschuldig an dem Verbrechen der Banditen und der Geldverlust wurde von meinem Großvater reichlich vergütigt.

— Das ist wahr; er war ein würdiger Herr! Darum müssen Sie sein Beispiel befolgen und mich entschädigen.

— Sie hängen so sehr am Gelde, Herr Bricolin, und ich so wenig, daß ich Ihnen willfahren würde, wenn ich's im Stande wäre. Aber Sie vergessen, daß ich Alles verloren habe, Alles, selbst eine armselige Summe von zweitausend Francs, die ich für meinen Wagen bekommen, ja selbst meine Kleider und meine Wäsche. Mein Sohn kann in diesem Augenblick nicht einmal sagen, daß ihm die Kleider gehören, die er auf dem Leibe hat, denn ich habe ihn nackt aus Ihrem Hause getragen, und wenn ihn diese Frau nicht mit erhabner Menschenliebe zu sich genommen und ihm das ärmliche Kleidchen eines ihrer Kinder angezogen hätte, so würde ich genöthigt sein, gar bei Ihnen, Herr Bricolin, um eine Bluse und ein Paar Holzschuhe für ihn zu betteln. Lassen Sie mich also in Ruhe, ich bitte Sie darum; ich habe Kraft genug, mein Unglück zu ertragen; aber Ihre gierige Habsucht empört und ermüdet mich.

— Genug, Herr, sagte Lemor, der sich nicht länger halten konnte; scheeren Sie sich hinaus und lassen Sie Madame in Ruhe.

Bricolin hörte diese Aufforderung nicht. Er war auf einen Stuhl gesunken, denn die völlige Entblößung Marcella's ging ihm allerdings nahe, sofern sie ihm jede Hoffnung raubte, ihr etwas abzupressen. „Hab ich doch geglaubt, schrie er, und schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, diese Nacht einen guten Handel zu machen, als ich Blanchemont für zweihundertfunfzigtausend Frcs. kaufte, und jetzt muß ich wieder funfzigtausend an Gebäuden und Vieh verlieren! So

kostet mir, schluchzte er, die Domäne doch dreimalhunderttausend Francs, wie Sie wollten.

— Mein Fehler oder mein Vortheil ist es schwerlich, sagte Marcella kaltblütig, denn ihr Unwille verschwand, als sie den Zorn Lemors sah, den sie jetzt zurückhielt, um ihn zur Mäßigung zu zwingen.

— Also das ist Ihr ganzes Unglück, Herr Bricolin? sagte sehr naiv Paulette, die ganz verwundert war über das, was sie hörte. Wahrhaftig, darein wollt' ich mich schon finden! Diese arme Dame hat Alles verloren und Sie sind noch reich, noch eben so reich als gestern Abend und Sie können noch von ihr etwas verlangen? Das ist doch pudelnärrisch! Wenn Ihnen Blanchemont, Ihr Unglück mit eingerechnet, nicht höher als auf 300,000 Francs zu stehn kommt, haben Sie's immer noch sehr billig. Ich weiß Leute, die gern mehr gegeben hätten.

— Was hat Sie denn mitzureden? antwortete Bricolin. Schweig Sie nur still, Sie ist nur ein dummes Weib, eine Klatschschwester!

— Schönen Dank, Herr! sagte Paulette. Mit Stolz wandte sie sich darauf zu Marcella und sagte: „Gleichviel, Madame; Sie haben Alles verloren, aber Sie können bei mir bleiben, so lange Sie wollen und mein Schwarzbrod mit mir theilen. Ich werd' es Ihnen nicht mißgönnen und vorwerfen, Sie auch nie wieder fortschicken.

— Da, hören Sie das, Herr, sagte Lemor, und schämen Sie sich tief in Ihre Seele hinein!

— Was wollt Ihr? Ich weiß gar nicht, wer Ihr seid! ant-

wortete Bricolin wüthend. Niemand kennt Euch hier; Ihr seht eben so sehr einem Müller als ich einem Bischof ähnlich. Aber Ihr sollt mir nicht weit laufen, Bursche! Werde die Gendarmen auf Euch aufmerksam machen, daß sie nach Euern Papieren fragen, und wenn Ihr keine habt, wollen wir schon sehn! Das Feuer bei mir ist offenbar böslich angelegt, das bezeugen alle Leute, und der Gerichtsschreiber ist schon da und nimmt ein Protokoll auf. Ihr seid mit einem Menschen zusammen, der mir gram ist, das genügt.

— Das ist denn doch zu arg, sagte Lemor entrüstet; Sie sind der jämmerlichste Mensch, der mir je vorgekommen, und wenn Sie sich nicht von selbst packen, so werd' ich Ihnen den Weg zu zeigen wissen.

— Halt, sagte Marcella, und fiel Lemor in den Arm. Habe Mitleid mit dem Menschen, er hat den Verstand verloren. Sei nachsichtig gegen das Unglück, in welcher widerlichen Gestalt es auch auftritt; folge meinem Beispiel, Lemor, meine Geduld ist stark genug für meine Lage.

Bricolin hörte nichts. Er hielt den Kopf in den Händen und jammerte wie eine Mutter, die ihr Kind verloren hat:

— Ich Aermster, daß ich nie versichern wollte, weil es zu theuer ist! schrie er kläglich. Meine Ochsen, meine armen Ochsen, die so schön und schon so fett waren! Und die Trift Hammel, zweitausend Francs werth, die ich auf dem Markt in Sanct-Christoph durchaus nicht verkaufen wollte!“

Marcella konnte sich nicht eines Lächelns erwehren und ihr hohes Bewußtsein hielt auch Lemors Unwillen in Schranken.

— Mir gleich! sagte der Pächter, indem er plötzlich aufsprang, Ihr Müller kriegt meine Tochter doch nicht!

— Dann bekommen Sie nicht mein Gut, die Verschreibung ist klar und die Bedingung eine ausdrückliche.

— Ich werde prozessiren.

— Meinetwegen.

— O, Sie, Sie können nicht prozessiren, dazu gehört Geld und Sie haben keins. Auch müßten Sie mir das Kaufgeld zurückzahlen, und wie wollen Sie das anfangen? Ueberdies ist Ihre allerliebste Bedingung ungültig und was den Müller anbelangt, so werd' ich den zunächst festnehmen und ins Loch schmeißen lassen; denn er ist es, ich bin fest überzeugt davon, der das Feuer bei mir angelegt hat aus reiner Rache, weil ich ihn gestern fortgejagt habe. Das ganze Dorf muß es mir bezeugen, daß er mir gedroht hat . . . und der Herr da . . . na, schon gut! Hierher, hierher, Gendarmen!"

Und von einer förmlichen Raserei ergriffen, stürzte er zur Thür hinaus.

36.

Die Kapelle.

Besorgt um Lemor und den Müller, denen die blinde Rachsucht Bricolins wenn auch nicht wirklich schaden, so doch Unannehmlichkeiten machen konnte, bat Marcella ihren Geliebten, sich zu verbergen und Paulette ging eben, um Ludwig ebenfalls dazu aufzufordern, als man plötzlich alle Leute, die sich auf dem Gemeindeplatze in zerstreuten Gruppen das Unglück erzählten und beschrieben, zusammenströmen und nach dem Pachthof zu eilen sah.

— Gewiß ist's schon geschehn! rief Paulette weinend. Sie werden sich schon vergriffen haben am armen Großlude!

Lemor, der nur auf die Stimme seines Muths und seiner Freundschaft hörte, verließ die Hütte und eilte nach dem Platze hin. Marcella folgte ihm erschrocken und ließ Eduard unter der Aufsicht der ältesten Tochter ihrer Wirthin.

Als sie in den Pachthof traten, blickten Marcella und Lemor erschrocken auf diese zerstreuten Massen schwarzer Trümmer. Ueber den Boden rieselte ein tintenfarbiges Wasser; die zahlreichen abgematteten Arbeiter mit ihren triefenden und verbrannten Kleidern sahen aus wie Gespenster. Sie schickten sich zu einer neuen Anstrengung an, denn das Feuer war eben wieder ausgebrochen in einer kleinen, vereinzelten Kapelle, die zwischen dem Pachthof und dem alten Schloß stand.

Dieser neue Unfall war ganz unbegreiflich, denn dies Gebäude

war bisher unversehrt geblieben, und wäre ein Brand während der Brunst hineingeflogen, so hätte das Feuer in dem Vorrath von trocknem Erbsenstroh, der sich darin befand, nicht so lange Zeit schwelen können, ohne auszubrechen. Dennoch brach die Flamme von innen hervor, als hätte eine unversöhnliche Hand die Frechheit so weit treiben wollen, vor Aller Augen und am hellen lichten Tage die Domäne bis auf das letzte Gebäude zu zerstören.

— Laßt nur die Kapelle brennen, schrie Herr Bricolin, vor Wuth schäumend, und greift den Mordbrenner! Er muß da irgendwo stecken, denn er kann noch nicht weit fort sein. Es ist der Großlude, ich weiß es gewiß, ich habe Beweise! Sucht ihn im Park, umzingelt den Park!“

Herr Bricolin wußte nicht, daß der Müller, während er ihn der öffentlichen Verfolgung preisgeben wollte, Alles vergessend und unbekümmert um das, was draußen vorging, in der Pfarrwohnung neben dem Lehnstuhl kniete, auf dem Rosa ruhte, und aus ihrem Munde das Geständniß ihrer Liebe und die von ihrem Vater eingegangene Verpflichtung erfuhr. Bei der allgemeinen Unordnung hatte sich der Pfarrer und selbst seine Magd den hülfreichen Arbeitern beigesellt; nur die Großmutter Bricolin war bei Rosa geblieben, und die jungen Liebenden vergaßen, tief versunken in den seeligsten Rausch, Alles, was sich ringsumher zutrug.

Um die Kapelle hatte sich ein Kreis gebildet und man richtete eben die Spritzen, als Bricolin, der bis an die gewölbte Thür vorgedrungen war, entsetzt zurücktaumelte und auf einen seiner Knechte

fiel, der ihn mit großer Mühe aufhielt. Diese Kapelle, die früher mit dem alten Schloß verbunden gewesen, war mit hübschen gothischen Skulpturarbeiten verziert, die die Aufmerksamkeit eines Alterthümlers verdient hätten. Allein der alte Bau mußte bald der Gewalt der Hitze weichen. Die Flamme wirbelte aus dem Fenster und die sauber gearbeiteten Rosetten begannen prasselnd abzufallen, als die halboffene Thür plötzlich von Innen ganz aufgestoßen wurde und die Wahnsinnige heraustrat, in der einen Hand eine kleine Laterne, in der andern eine brennende Strohfackel. Sie entfernte sich langsam, nachdem sie die letzte Hand gelegt an ihr Werk der Zerstörung, schritt ernst und mit niedergeschlagenen Augen dahin, sah Niemand an und schien ganz der Lust ihrer Rache hingegeben, die sie lange überlegt und mit großer Kaltblütigkeit ausgeführt hatte.

Ein allzugewissenhafter Gendarm ging auf sie zu und hielt sie am Arme fest. Die Wahnsinnige bemerkte jetzt, daß die Menge sie umringte. Schnell schlug sie dem Gendarm ihre brennende Fackel ins Gesicht, so daß dieser, überrascht von dieser unerwarteten Vertheidigung, sie loslassen mußte. Mit ihrer gewohnten ungestümen Behendigkeit und einem Ausdruck rasenden Hasses stürzte sie sich, unverständliche Schmähungen ausstoßend, wieder in die Kapelle, als wolle sie sich darin verstecken. Man versuchte ihr zu folgen, aber Niemand wollte es wagen. Mit der schlüpfenden Gelenkigkeit eines Salamanders eilte sie durch die Flamme und stieg die kleine Wendeltreppe hinauf, die bis unter das Dach führte. Hier erschien sie an einer Luke und man sah sie das Feuer noch beschleunigen, das ihr zu

langsam um sich griff und das sie bald von allen Seiten umzüngelte. Vergebens ließ man die Spritzen spielen, um das Dach zu durchnässen: es war vor Kurzem ausgebessert und mit Zink beschlagen. Das Wasser lief ab und drang sehr wenig ein. Das Feuer glimmte also inwendig fort und die langsam verbrennende Bricoline mußte schreckliche Schmerzen ausstehn. Sie schien sie aber nicht zu fühlen und man hörte sie eine Tanzmelodie singen, die sie in ihrer Jugend geliebt. Gewiß hatte sie mit ihrem Geliebten oft nach derselben getanzt und jetzt im Augenblick des Todes trat sie ihr wieder ins Gedächtniß und auf die Lippen. Man vernahm auch nicht eine Klage aus ihrem Munde. Taub gegen das Geschrei und Flehen ihrer Mutter, die ihre Hände rang und die man mit Gewalt zurückhalten mußte, ihr nicht nach in die Flammen zu stürzen, sang sie eine ganze Weile; dann zeigte sie sich zum letzten Male an einer Dachluke und rief, da sie ihren Vater bemerkte:

— Nicht wahr, Herr Vater Bricolin, das ist heut' alleweile ein schöner Tag für Dich?"

Das waren ihre letzten Worte. Als man des Feuers Herr wurde, fand man ihre weißgebrannten Gebeine auf den Fliesen der Kapelle.

Dieser gräßliche Tod verwirrte vollends den Geist Bricolins und brach den Muth seiner Frau. Sie dachten nicht mehr daran, Jemand verhaften zu lassen und den ganzen Tag über wurden Rosa, die Großmutter und ihr alter Mann von ihnen vollständig vergessen.

Herr und Mad. Bricolin hatten sich im Pfarrhause eingeschlossen, wollten Niemand sehn und gingen erst fort, nachdem sie zusammen die ganze Bitterkeit ihres Schmerzes ausgekostet.

36.

Schluß.

Marcella hatte mit gewohnter Geistesgegenwart eingesehn, daß Rosa, die noch krank und durch die mancherlei aufregenden Ereignisse sehr angegriffen war, das traurige Ende ihrer Schwester nicht ohne Gefahr erfahren würde, und daher dem Müller gerathen, sie schnell im Kabriolet des Notars nebst ihrer Großmutter und dem geistesschwachen Greise, von dem sich die gute alte Frau nicht trennen wollte, nach Blanchemont mitzunehmen. Marcella selbst folgte am Arme Lemors, der zugleich ihren Eduard trug.

Einige Tage hindurch hatte Rosa jeden Abend ziemlich heftiges Fieber. Ihre Freunde verließen sie keinen Augenblick. Es gelang ihnen, das Leichenbegängniß des Bettlers Cadoche vor ihr geheim zu halten, welcher mit aller Feierlichkeit, die er verlangt hatte, zur Erde bestattet wurde. Vom Tode der Wahnsinnigen sagten sie ihr nichts, bis sie im Stande war, die Nachricht zu ertragen; aber erst lange Zeit nachher erfuhr sie die schrecklichen Nebenumstände desselben.

Marcella befragte Herrn Tailland über die Gültigkeit des mit Bricolin abgeschlossenen Vertrages.

Der Notar sprach sich nicht günstig aus. Die Ehe, als zum allgemeinen Recht gehörig, durfte nicht zur Klausel eines Kaufkontrakts gemacht werden. Beim Vorkommen unerlaubter Klauseln aber bleibt der Kauf gültig und die betreffenden Klauseln sind als nicht gestellt anzusehn. So lautete das Gesetz. Bricolin hatte es vor Unterzeichnung des Kontrakts gekannt.

Nach drei Tagen kam der Pächter in der Mühle an. Er war bleich, niedergeschlagen, sichtlich abgemagert und hatte sogar die Lust verloren, sich ein Herz zu trinken. Er schien unfähig, in Zorn zu gerathen; allein man wußte nicht, welche Absicht ihn nach Blanchemont geführt, und Marcella, die Rosa immer noch sehr angegriffen sah, zitterte bei dem Gedanken, er möchte sie auf eine kränkende Weise zurückholen wollen. Alle waren besorgt und gingen ihm insgesammt entgegen, um ihn nicht hineinzulassen, falls er keine friedlichen Absichten ankündige.

Sein erstes Wort war, daß er der Großmutter Bricolin kalt und trocken den Befehl gab, ihm seine Tochter so schnell als möglich zurückzubringen. Er hatte im Dorf Blanchemont ein Haus gemiethet und war im Begriff, den Wiederaufbau der Gebäude anzufangen. „Aber wenn ich auch schlecht wohne, sagte er, so ist das doch kein Grund für mich, die Gesellschaft meiner Tochter zu entbehren, kein Grund für sie, ihrer Mutter nicht hülfreich an die Hand zu gehn. Sie wäre ein entartet Kind, wenn sie es thäte.“ Bei diesen Worten warf Bri-

colin dem Müller finstre Blicke zu. Man sah wol, er wollte seine Tochter ohne Skandal von ihm abholen, wenn auch mit dem Vorbehalt, nachher seine Galle auszulassen und Ludwig nöthigenfalls zu beschuldigen, daß er sie entführt habe.

„Das ist recht, nicht mehr wie recht! sagte die Großmutter, die es auf sich genommen hatte, ihm zu antworten. Rosa wünscht es längst, zu Vater und Mutter zurückzukehren; aber da sie noch krank ist, haben wir es nicht zugelassen. Heute, denk' ich, wird sie im Stande sein, mit Dir mitzukommen und ich bin bereit, sie sammt meinem Alten zu begleiten, wenn Du nur ein Plätzchen für uns hast. Laß nur der Madame Marcella Zeit, die Kleine auf die Freude und Aufregung des Wiedersehns vorzubereiten. Ich habe aber mit Dir allein zu sprechen, Bricolin, komm in meine Stube.

Die alte Frau führte ihn in die Stube, welche sie mit der Müllerin theilte. Marcella und Rosa hatten die des Müllers bezogen. Lemor und Ludwig hatten ihr Nachtquartier seelenvergnügt auf dem Heuboden genommen.

— Bricolin, sagte die gute Frau, Du wirst viel Kosten haben bei diesem Bau! Wo willst Du das Geld hernehmen?

— Was geht das Dich an, Mutter? Du kannst mir doch keins geben! antwortete Bricolin in barschem Ton. In diesem Augenblick bin ich allerdings ziemlich kahl; aber ich werde borgen. Es wird mir keine große Mühe kosten, Kredit zu finden.

— Ja, das glaub' ich schon, aber Du mußt wie gewöhnlich hohe Zinsen bezahlen; und dann, wenn's zurückgezahlt werden soll,

sind schon wieder neue, nothwendige Ausgaben da, die man nicht vermeiden kann. Das beengt und behindert Einen und man weiß zuletzt nicht, wie man herauskommen soll.

— Aber was soll ich denn thun? Kann ich künftiges Jahr die Erndte in meine Stiefelschechten schütten, oder mein Vieh unter einem Besen einstallen?

— Wie viel wird es denn kosten, Alles zusammengerechnet?

— Ja, das weiß Gott!

— Nun, ungefähr?

— Fünf und vierzig bis funfzigtausend Frcs. schlecht gerechnet; funfzehn bis achtzehntausend die Gebäude, eben so viel das Inventarium und eben so viel, was ich an meiner Erndte und meiner Jahreseinnahme verloren habe.

— Es macht also ungefähr funfzigtausend Frcs. aus. So war auch meine Rechnung. Nun sag' einmal, Bricolin, was würdest Du mir dafür thun, wenn ich Dir das Geld gäbe?

— Du? rief Bricolin, dessen Augen wieder ihren gewöhnlichen Glanz bekamen. Hast Du denn einen Sparpfennig zurückgelegt, von dem ich nichts weiß, oder plapperst Du das nur so hin?

— Ich rede in vollem Ernst. Ich habe hier funfzigtausend Frcs. in Gold, die will ich Dir geben, wenn Du mich Rosa nach meinem Willen verheirathen läßst.

— Schon wieder der Müller, immer und ewig nichts als der Müller! Alle Weiber sind wie vernarrt in diesen Bären von Kerl, selbst die alten achtzigjährigen!

— Mache meinetwegen Deine Witze, aber schlag' ein.

— Und wo ist das Geld?

— Ich hab's dem Großlude aufzuheben gegeben, sagte die Alte, die wol wußte, daß ihr Sohn im Stande war, es ihr in einem Augenblick der Trunkenheit, wenn er's zu sehn bekam, mit Gewalt fortzureißen.

— Und warum Ludwig und nicht mir oder meiner Frau? Du willst es ihm also schenken, wenn ich Dir nicht Deinen Willen thue?

— In seinen Händen ist fremdes Geld sicher,. sagte die Alte, denn er hat dies gehabt, ohne daß ich davon wußte, und es mir wiedergebracht, als ich es längst für immer verloren glaubte. Es gehört natürlich meinem Manne, aber da ihr ihn für unmündig habt erklären lassen und wir nach dem alten Brauch die Gütergemeinschaft mit Vererbung auf den Ueberlebenden beibehalten haben, so verfüge ich darüber.

— Es ist also eine eingegangene Schuldforderung? Ach, es ist nicht möglich, Du äffst mich nur und ich bin ein rechter Narr, daß ich mir das vorerzählen lasse!

— Höre, sagte die Großmutter, es ist eine sonderbare Geschichte.

Und sie erzählte ihrem Sohne die ganze Geschichte von Cadoche und seiner Erbschaft.

— Und der Müller hat Dir das Geld gebracht, wo er doch nichts davon zu sagen brauchte? rief der Pächter, fast sprachlos vor Erstaunen. „Aber das ist ja sehr ehrenwerth, das ist ja sehr hübsch von ihm! Man wird ihm müssen ein Präsent machen.

— Es giebt für ihn nur ein Geschenk: Rosas Hand, denn ihr Herz hat sie ihm schon selbst geschenkt.

— Aber ich gebe ihr keine Aussteuer! rief Bricolin.

— Das versteht sich von selbst. Wer spricht denn davon?

— So zeige mir doch das Geld!

Die Großmutter Bricolin führte ihren Sohn zum Müller, welcher ihm den eisernen Topf und seinen Inhalt zeigte.

— Auf diese Weise, sagte der Pachter, der von dem Anblick einer so großen Menge gemünzten Goldes ganz geblendet und wie neu belebt war, ist Frau v. Blanchemont doch nicht ganz und gar verarmt?

— Nein, Gott sei dafür gedankt!

— Und Dir, Großlude!

— Dank dem Einfall des Ohm Cadoche.

— Und Du, was erbst Du denn?

— Dreitausend Frcs.; ein Drittel davon bekommt die Paulette und mit dem Rest werden sich zwei andre Familien in meiner Nähe einrichten. Wir werden alle zusammen arbeiten und mit dem Gewinn gemeinschaftliche Sache machen.

— Dummes Zeug!

— Nein, das ist zweckmäßig und gerecht.

— Aber warum willst Du nicht diese tausend Thaler behalten zu Hochzeitsgeschenken für . . . Deine Frau?

— Die Geschenke würden nach gestohlenem Gelde riechen und selbst wenn es nur zusammengebetteltes wäre, würden Sie, bei Ih=

Stolz, würden Sie wollen, daß Rosa Kleider auf dem Leibe
, bezahlt mit den Sous, die ein Bettler in der ganzen Umgegend
Almosen bekommen hat?

— Man brauchte ja nicht zu sagen, wo das Geld her ist! . . .
sag', Großlude, wann soll denn die Hochzeit sein?

— Morgen, wenn Sie wollen.

— Wollen Morgen die Verlobung melden, aber gieb mir das
heute, ich brauch's.

— Nein, nein! rief die Großmutter. Du bekommst es am
zeitstage. Wer giebt, der bekommt, mein Junge!

Der Anblick des Geldes hatte Herrn Bricolin neu belebt. Er
sich an den Tisch, trank mit dem Müller gute Freundschaft,
e seine Tochter und stieg dann in guter Laune und mit einer klei-
Spitze versehn, wieder auf seinen Klepper um die Maurer los-
iten zu lassen.

„Wie sich das macht! sagte er schmunzelnd zu sich selbst; so hab
Blanchemont doch für zweihundertfunfzigtausend Frcs. oder gar
zweimalhunderttausend, da ich meine letzte Tochter nicht auszu-
ten brauche!

— Wir, Lemor, sagte Marcella zu ihrem Geliebten, als Brico-
fort war, „wir wollen auch bauen. Wir sind reich und haben
nug um ein hübsches ländliches Häuschen zu errichten, in dem un-
r Kind eine gute Erziehung bekommen soll. Denn Du wirst sein
hrer sein und der Müller soll ihn sein Handwerk lehren. Warum

sollte man nicht gleichzeitig ein fleißiger Arbeiter und ein unterrichteter Mann sein können?

— Und ich gedenke mit mir selbst den Anfang zu machen, sagte Lemor. Ich bin nur ein unwissender Mensch und will Abends länger aufbleiben um zu lernen. Ich bin Müllergesell; der Stand gefällt mir und für mein Tagewerk will ich ihn beibehalten. Wie trefflich wird dies Leben der Gesundheit unseres Eduard bekommen!

— Sehn Sie, Madame Marcella, sagte Ludwig, indem er Lemor an der Hand nahm, Sie sagten mir, als Sie zum ersten Male herkamen — es sind genau acht Tage — es würde Sie glücklich machen ein kleines recht sauberes Häuschen zu haben, oben mit Stroh, ringsum mit grünen Reben bedeckt, von der Art, wie meins, ein einfaches, aber auch nicht allzu knappes Leben zu führen, wie wir, und einen Sohn zu haben, der fleißig wäre und einen offnen Kopf hätte, wie ich . . . Und Alles das hier an unserm Flüßchen, an der Vauvre, welche die Ehre hat, Ihnen zu gefallen, und neben uns, die wir gute Nachbarschaft halten werden!

— Und Alles das in Gemeinschaft, sagte Marcella, denn anders mag ich's nicht.

— Aber das ist ja unmöglich! Ihr Theil ist, jetzt wenigstens, größer als der meinige.

— Schlecht gerechnet, Müller! sagte Lemor. Mein und Dein zwischen Freunden ist eine eben solche Unmöglichkeit, wie zweimal zwei macht fünf.

— Jetzt bin ich also ein reicher und gelehrter Mann! sagte der

Müller; „denn ich habe das Herz Rosas und Ihr werdet Euch täglich mit mir unterhalten. Sagt' ich Dir's nicht, Lemor, daß ein Wunder für mich geschehn und und Alles noch auf's Beste enden würde? Auf den Ohm Cadoche hab ich freilich nicht gerechnet!

— Was hast Du denn, so vergnügt herumtanzen, Radschaufel? fragte Eduard.

Ja, mein Herzchen, antwortete der Müller und nahm ihn auf den Arm, als ich so mein Netz auswarf, da hab ich aus dem klarsten Wasser einen reizenden kleinen Engel herausgefischt, und der hat mir Glück gebracht, und als die Noth am größten war, da half mir ein alter Kauz von Onkel, den ich doch vielleicht noch glücklich herausbeten lasse aus dem Fegefeuer.“

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bei **Otto Wigand**, Verlagsbuchhändler in Leipzig, sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der Schöpfung.

Eine Darstellung
des
Entwickelungsganges der Erde und ihrer
Bewohner
von

Hermann Burmeister,

Prof. der Zoologie zu Halle.

Zweite, vermehrte Auflage.

gr. 8. 1845. Broschirt. 2 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt:

1. Gegenstand der Betrachtungen. — Methodik. — Theorien der Erdbildung. — Neptunismus und Vulkanismus. 2. Mechanische Wirkungen des Wassers in der Gegenwart, untersucht an den Flüssen, Seen und am Meere. 3. Chemische Wirkungen der Gewässer in der Gegenwart. — Einfluß der Atmosphäre. 4. Wirkungen des Feuers. — Wesen desselben. — Qualitätszustände der Materie überhaupt. — Eigenschaften der vulkanischen Auswurfsmassen. 5. Eigenschaften der Vulkane. — Ausbrüche. — Verschiedenartige Eruptionsstoffe. 6. Erdbeben, ihre Ursachen und Wirkungen. — Stehen im Zusammenhange mit Vulkanen. 7. Ausbreitung der thätigen Vulkane über die Erdoberfläche. — Folgen daraus. 8. Temperatur des Erdkörpers in der Tiefe. — Specifisches Gewicht desselben. — Resultate, die daraus folgen. 9. Theorie der Erdbildung. 10. Folgen aus dieser Theorie. — Neigung der Schichten. — Relatives Alter der Gebirge. 11. Abnorme und normale Gesteine. — Wirkungen der abnormen auf die nor-

malen. — Metamorphismus. 12. Lagerungsfolge und Zahl der neptunischen Schichten. — Versuche sie in größere Gruppen oder Formationen einzutheilen. Aeltere Flötzgebilde. 13. Fortsetzung der vorigen Betrachtungen. — Jüngere Flötzgebilde. 14. Fortsetzung. — Tertiärgebilde. — Molassengruppe. — Gruppe der Geschiebe. — Gegenwärtige Bildungen. 15. Reihenfolge der Gebirgserhebungen. 16. Perioden der Schöpfung. 17. Organisation, ihr Wesen und ihre Bedingungen. 18. Pflanzen und Thiere, ihre Eigenthümlichkeiten und Unterschiede. 19. Unterschiede der materiellen Grundformen im Pflanzen- und Thierreich. — System der Gewächse. 20. System des Thierreiches. — Glieder- und rückgratlose Thiere. 21. Fortsetzung. — Gliederthiere. 22. Fortsetzung. — Rückgratthiere. 23. Geographische Unterschiede der Organismen in der Gegenwart. 24. Organisation der ältesten Erdschichten bis zum Zechstein. 25. Organisation der secundären Formationen. 26. Organisation der tertiären Formationen. 27. Rückblick auf die antediluvianischen Epochen Deutschlands und die Organisation im Allgemeinen. 28. Der Mensch, das jüngste Geschöpf der Erde.

Die

Geheimnisse der Bastille

von

Heinrich Mortimer.

Deutsch

von

Ludwig Dorn.

1. und 2. Theil. 8. 1845. Brosch. à 10 Ngr.

Eugen Sue's sämmtliche Werke.

Erste, vollständige Ausgabe in Octav.

1. **Der ewige Jude.** 3. Aufl. 12 Bände. 4 Thlr.
2. **Die Geheimnisse v. Paris.** 6. Aufl. 11 Bde. $3^1/_3$ Thlr.
3. **Mathilde.** Memoiren einer jungen Frau. 3. Auflage. 8 Bände. $2^2/_3$ Thlr.
4. **Der Wart-Thurm von Koat-Vën.** Roman aus dem Seeleben 1780—1830. 2. Aufl. 6 Bde. 2 Thlr.
5. **Der Religionskrieg** in den Cevennen. 2. Auflage. 4 Bände. $1^1/_3$ Thlr.
6. **Arthur.** 2. Aufl. 4 Bände. $1^1/_3$ Thlr.
7. **Die Cucaracha.** 2. Aufl. 4 Bände. $1^1/_3$ Thlr.
8. **Latréaumont.** 2. Aufl. 3 Bände. 1 Thlr.
9. **Der Abenteurer** und d. weibliche Blaubart. 2. Aufl. 3 Bände. 1 Thlr.
10. **Der Comthur von Malta.** 2. Aufl. 3 Bde. 1 Thlr.
11. **Paula Monti** oder das Hôtel Lambert. 2. Auflage. 2 Bände. $^2/_3$ Thlr.
12. **Die Abenteuer des Herkules Kühn**, oder Guyana im Jahr 1772. 2. Aufl. 2 Bände. $^2/_3$ Thlr.
13. **Der Salamander.** 2. Aufl. 2 Bände. $^2/_3$ Thlr.
14. **Therese Dunoyer.** 2. Aufl. 2 Bände. $^2/_3$ Thlr.
15. **Der Oberst von Surville.** 2. Aufl. $^1/_3$ Thlr.
16. **Die Kunst zu gefallen.** 2. Aufl. $^1/_3$ Thlr.
17. **Atar Gull.** 2. Auflage. 2 Bände. $^2/_3$ Thlr.

Das sind sämmtliche bisher erschienene Werke von Eugen Sue, in correcter und ausgezeichneter Uebersetzung, auf schönem Papier und mit großen Lettern gedruckt, und zu dem möglichst billigen Preise.

Sue, der unübertroffene Darsteller der Leidenschaften und Schicksale der armen Sterblichen, der uns in gräßlichen Zügen die Siege der Bösewichter vorführt, schildert leider nur zu wahr die abnormen Zustände der Gesellschaft und das Empörende, das ungestraft vor unsern Augen sich ereignet. Man lese: Atar Gull, Salamander, Koat-Vën, und mit geknirschtem Herzen müssen wir uns gestehen: ja, so ist's, keine Gerechtigkeit! Wundern wir uns da noch, daß Sue's Romane von Arm und Reich, von Jung und Alt verschlungen werden?

Nachtseiten der Gesellschaft.
Eine Gallerie
merkwürdiger
Verbrechen und Rechtsfälle.

16. 1845. Brosch. Preis: à Theil 6 Ngr.

Inhalt:

1. Theil.: Die Marquise von Ganges. Der Doppelgänger. Blas El Guerrillero.

2. Theil: Das Veilchensträußchen. Varinka. Marie von Joysel.

3. Theil: Barak Johnson, oder der blinde Zeuge. Die Constantin. Aus den Denkwürdigkeiten eines Advocaten.

4. Theil: Van Morsen. Ali Tebelen, Pascha von Janina.

5. Theil: Derues.

6. Theil: Der Pfarrer Chambard. Die Marquise von Brinvilliers. Eugen Aram. Eine Mordthat in Rußland.

7. Theil: Die Gräfin von Saint Geran. Nisida. Ein Justizmord in Frankreich.

8. Theil: Urban Grandier. Die deutsche Prinzessin. Amerikanische Rache. Eine Betrügerei im Großen. Eine Giftmischerin.

9. und 10. Theil: Veit Fraser.

11. Theil: Veit Fraser (Fortsetzung und Schluß).

12. Theil: Der Bräutigam von Varna. Georg Barrington. Capitän James Hind. Jack Sheperd. Lebrun. Der Schwur des Pascha.

13. Theil: Gabriel Lambert. Die Feuersbrunst. Louis Mandrin.

14. Theil: Schuldig oder Nichtschuldig? Das Todtengericht. Der Todte bei St. Anna's Kapelle.

15. Theil: Die Gefängnisse oder die Todesstrafe. Bletry oder die unbekannte Leiche. Ein Mord in Halifax.

16. Theil: Hexenprozesse in Nordamerika. Die Negerverschwörung in New-York. Major John André. Verfolgung der Quäker in Amerika.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sand, George,

Der Müller von Angiboult

Leipzig 1845

P.o.gall. 1990 ve-72/81
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10097704-5